<36609997410018

Silhouetten und Reliquien.

Silhouetten und Reliquien

Erinnerungen

an

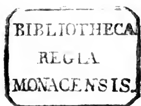
Albach, Bettina, Grafen Louis und Casimir Batthyányi, Bém, Béranger, Delaroche, Haynau, Heine, Petöfi, Schröder-Devrient, Széchényi, Varnhagen, Zschokke u. s. w.

Von

K. M. Kertbeny

I

Wien und Prag
Kober & Markgraf
1861



Druck von Rohlíček & Sievers in Prag 1860.

Inhalt.

Seite





An Frau M******* D*** in Frankfurt a. M.

„Sie sind und bleiben mein einziges Publikum,
und die Anderen bekommen, was ich schreibe,
nur vom Buchhändler, nicht von mir."

Börne an Frau Wolff.



Innigstverehrte Freundin!

So sind es denn nun schon zwölf Jahre, seit ich Ihnen zuerst, dort auf der Steinbank im Parke zu Homburg, während Ihre liebenswürdigen Töchter noch als Kinder im Rasen vor uns spielten, versprach, gelegentlich einmal Erinnerungen aus meinem vielbewegten Leben niederzuschreiben, wenn nicht sogleich für den Druck, doch wenigstens einstweilen für Sie und meinen Freund, Ihren biederen Gatten. Ich gab das Versprechen in einer Zeit, wo die alte Welt aus den Fugen gegangen zu sein schien, wo es in meinem Vaterlande blutig herging, die Nation ihren Kampf auf Leben und Tod ausfocht, und ich selbst, heimathlos, verarmt, allem früheren Ziele entrückt, nicht wußte, wo ich des nächsten Tages ein Lager, Ruhe und Muße finden sollte. Der Strom der Ereignisse und mein eigenes Schicksal rissen mich weiter, ich durchwanderte wieder einmal die Welt, ging den Neckar hinauf, der so heiter im Sonnenscheine des Frühlings dalag, sprach bei Gervinus vor, dann bei dem lieben, guten, greisen Justinus Kerner und seiner „Rickele“, und hielt es doch nirgend aus, auch nicht in Stuttgart, wo ich bei der liebenswürdigen Freundin meiner Familie, der als Sängerin so

gefeiert gewesenen Agnese Schebest, — nunmehr Gattin des Dr. David Strauß — um so trüber gestimmt wurde, jemehr wir von einer Vergangenheit sprachen, in der wir beide um so vieles glücklicher und hoffnungsreicher waren.

Von Leipzig aus schrieb ich Ihnen noch, so viel ich mich entsinne, wenn ich Ihnen auch meine dortige Lage verschwieg, wo ich, um nicht ausgeliefert zu werden, den ganzen Sommer über in einem großen, einsamen, wilden Garten vor der Stadt, durch den die Pleiße zog, hausen mußte und nur des Nachts verstohlen aufs Museum lief, um verborgen in einer Hinterkammer die Journale zu lesen. Ach, und doch war das einer der glücklichsten Sommer, die mir noch zu Theil geworden. Ich lebte frugal und ungestört wie ein Eremit, fühlte mich ganz idyllisch heiter, lag zu Stunden in dem hohen Grase im kühlen Schatten, hörte dem Kuckuk zu, badete wie ein Tritone in dem klaren Flüßchen, las Kunterbunt, Macaulay und Aristophan, Saint-Martin und Rabelais, die Droste-Hülshof und Aretin, Tacitus und Heine, Zorrylla, Byron, Stagnelius und die Bremer, und kam so zu gar keinerlei Selbstthätigkeit; ich schlürfte in langen Zügen die mir unfreiwillig gewordene Vakanz, bis endlich der Herbst sich merken ließ, und ich, des Nichtsthuns satt, an irgend ein Ziel denken mußte. Mein Entschluß war so rasch, daß ich bei einem Nachmittagsspaziergange unter den fallenden Blättern des Gartens plötzlich ausrief: „Ich halte es nicht mehr aus, ich muß Gewißheit um jeden Preis erlangen!“ Und in nächster Stunde saß ich bereits,

trotz aller Gefahr, im Waggon, und von Dresden aus lief ich noch ein paar Tage wie zur Erfrischung in der sächsischen Schweiz umher, bis ich mich endlich zu Bodenbach freiwillig meiner Regierung stellte. Nun gab's von Bodenbach über Prag nach Wien eine hübsche Reise unter Eskorte eines „Vertrauten", und dort angekommen war die Romantik fast zu stark für meine Nerven, als in der Flur des Gefängnisses der erste Posten den Hahn spannte, und mir den Lauf des Gewehres an den Leib setzte, mich so bis zum nächsten Posten begleitend, der unter gleich rücksichtsloser Vorsicht mich dem weiteren Posten übergab, und so fort. Endlich — purifizirt, wie das bei den österreichischen Kriegsgerichten hieß, — kam ich wieder in Freiheit, aber auf hartem, sandigem Boden mir fremd gewordener Zustände und angewiesen, meine Selbsterhaltung unter tausend Hemnissen und Beengungen durchzuführen. Ich wurde so mißmuthig und kleinlaut, daß ich letharge alle früheren Verhältnisse einschlafen ließ, ich antwortete auf keinen Brief mehr, auch nicht auf Ihre so lieben und besorgten, und sogar nicht der guten Düringsfeld und Baron Reinsberg, denen ich doch noch beim Abschiede in Wien versprochen, ja recht fleißig zu schreiben. Ich mußte andere Luft haben, und ging nach achtjähriger Abwesenheit wieder zurück in meine Vaterstadt, in das prächtig und heiter gelegene Pest. Ach, welche Erinnerungen überfielen mich da! Wer ahnte von uns Kindern wohl, als wir noch da am Kai spielten und in der majestätischen Donau schwammen, daß sobald schon

eine so fürchterliche Geschichte, kurz dauernd, doch massenhaft und Alles zerstörend, über diese Gefilde ziehen werde! Und ich stand als Fremder in der Vaterstadt. Mutter und Bruder lebten in Wien, all die andere, als ich einst schied so zahlreiche Verwandtschaft lag bereits längst in dem alten, nun auch schon geschlossenen Kirchhofe an der Waiznerlinie, bei dem ich als Kadet so oft Nächte hindurch am danebenliegenden Pulvermagazine Wache hatte stehen müssen! Alle meine Jugendfreunde waren in alle Winde zerstoben, Die, denen wir im Jugendenthusiasmus huldigten, gerichtet, gefallen, flüchtig. Wie still und prosaisch war es nun in dem sonst so glänzenden Budapest! Kleine Jungens dagegen, die ich noch in den Kinderhosen verlassen, waren seitdem Jünglinge geworden und trugen eine Frühreifheit zur Schau, die bittere Folge schwerer Ereignisse war. Ich kam gerade noch recht, um einige der letzten Koryphäen der früheren Literaturbewegung zu Grabe bringen zu helfen; ich ging mit dem Leichenzuge des Ignaz Nagy, dann Garay's und Vörösmarty's. Ich verbrachte nun ein paar traurige, kümmerliche Jahre in Pest, studierte und arbeitete aber um so fleißiger, und hatte alle Verbindungen mit meinen Freunden im Auslande abgebrochen, kaum mehr der Zeit gedenkend, wo ich so fröhlich, elastisch und unverdrossen die große Welt durchwandert und in breiterer Gesellschaftsströmung gestanden und mitgerungen hatte. Endlich fiel der Bann. Ich wurde nach Gran zum Dombau berufen, und ging darnach nach Wien. Die Zustände waren freier geworden, ich fühlte

neue Thatkraft in mir, das Terrain schien offen, ich wollte mich auf's sogenannte „Praktische" werfen, mithelfen, mitbauen, mitreformiren. Ich trat mit Projekten auf, arbeitete im Assekuranzfache, für Ministerien, schrieb zuerst nachhaltig über Stadterweiterung, über Reformen im Justizwesen, über Eiseninduſtrie, kam in verschiedenartigste Verbindungen mit Staatsinstituten und Privaten, fiel und stieg, fiel und stieg wieder, und bei gutem Muthe fiel es mir bei, meinen Freunden doch neuerdings wissen zu lassen, daß ich noch am Leben sei. Ich schrieb auch wieder an Sie, innigstverehrte Frau, und Sie, statt zu strafen für die frevelhaft lange Pause eines bis zur Vergeßlichkeit scheinbar gesteigerten Schweigens, reichten leicht versöhnt und frauenhaft mild wieder die Freundschaftshand und Ihr lieber Mann versorgte mir die Schriften von Homburg und Frankfurt her — aber ohne alle Bedingniß wurden mir die Schätze doch nicht ausgeliefert; ich mußte fast schwören, endlich nach zehn Jahren mein Versprechen zu halten, und meine Erinnerungen für Sie niederzuschreiben. Das konnte ich für jetzt nun einmal durchaus nicht im vollen Sinne und wie es gewünscht wurde. Zumeist fehlte es mir dazu an Zeit und Ruhe; aber ich schämte mich, Ihrer Güte und Ihrem Wohlwollen noch immer und schon so tief verschuldet zu sein, — es mußte also etwas gethan, doch wenigstens eine Abschlagszahlung geleistet werden; und als ich so lang mit mir überlegte, verfiel ich darauf, Silhouetten von all den Personen zu entwerfen, die ich auf wechselvollem Lebens-

wege kennen lernte und die nun schon vor mir dahingegangen. Es sollten keine ausgeführte, in der Charakteristik vollständig durchgearbeitete, mit allem biographischen Detail überhäufte Porträte werden; sondern bloß flüchtige Skizzen, leicht hingeworfene Erinnerungen persönlicher Bezügnisse, Schilderungen subjektiver Eindrücke, ohne aller Prätension eines abgeschlossenen gewichtigen Urtheils; es sollte eben nur erzählt sein, wie man im Freundeskreise zu erzählen pflegt, völlig im Charakter absichtsloser Causerie.

Ich hatte wieder schwere Arbeit: es sollte eine großartige Weinexporthandelsgesellscha ft geschaffen werden, und mir war es übertragen, die zahlreichen Denkschriften, Geschäftsberichte, Statuten, Aktiencommissionen, Zirkuläre und sonstige Korrespondenz zu entwerfen, einzuleiten und zu schreiben. Und bei dieser so heterogenen Beschäftigung entwarf ich ganz flüchtig, ohne sie oft nochmals durchzulesen, die meisten der Ihnen nun hier vorgelegten und gewidmeten Silhouetten. Einmal im Zuge, fand ich unter meinen Papieren auch manche Reliquie, die es verdiente, beigelegt zu werden. Und so entstand denn das Buch. Während es aber zwei Jahre lang wieder halb vollendet liegen blieb, kam mir noch manche Todesnachricht zu, von Personen, mit denen ich mehr oder minder in Berührung gekommen war, und ich fügte auch ein Gedenk an Sie bei, und meine Herren Verleger sind völlig im Rechte, wenn sie darauf dringen, das Werk endlich zum Abschluß zu bringen, sonst dürfte es gar nicht mehr fertig werden.

Und so will ich es denn abschließen, und Ihnen, in-

nigstverehrte Freundin, die erste Abschlagszahlung auf mein so langjähriges Versprechen leisten. Als ich diese Skizzen niederschrieb, habe ich zumeist an Sie gedacht, als säße ich zu Ihren Füßen im Grase und erzählte Ihnen so allerlei kleine Begegnungen, Bezügnisse, Erlebnisse, und schilderte Ihnen Personen, nach denen Sie mit Interesse zu fragen pflegen. Haben Sie denn Den auch gekannt? wie sah er wohl aus? wie war das nur mit Dem oder Jenem? und ich habe mir Mühe gegeben, von Jemandem, den Sie nicht persönlich kannten, eine charakteristische, schnell erkennbare Silhouette zu schneiden.

Das Buch gehört somit eigentlich einzig Ihnen und Ihrem lieben Manne, und ich lasse es zumeist im Drucke erscheinen, damit Sie meine kleine zitterige Handschrift mit blauer Tinte nicht zu lesen brauchen; aber wenn Sie es gestatten, so lesen noch einige hunderte bekannte und unbekannte Freunde, uns über die Achsel blickend, mit, was Sie geduldig können; denn es macht vielleicht einem „manichen" Spaß und Freude, von Personen vertraulich sprechen zu hören, die ihm selbst lieb geworden, und man muß nicht zurückhaltend sein, wenn man Jemandem so wohlfeil Vergnügen machen kann. Die Krittler und Nasenrümpfer aber mögen Sie am wenigsten bang werden lassen, die haben mich all meine Lebtage nicht genirt: wo sie Recht hatten, nahm ich's mir gewissenhaft zur Lehre und war dankbar für den weisen Rath; wo sie jedoch höhnten und nergelten, da fing's bei mir nicht, da mir schwere Lebenserfahrungen eine dicke Haut anwachsen ließen, und ich zu-

dem das Leben und die mir gestellten Aufgaben für zu ernst anschaue, um so leichtsinnig zu sein, mich unnütz zu ärgern. Nein, man lebt, thut, vollführt, schreibt und sinnt zuletzt doch nur für seine Freunde, die bekannten und unbekannten, und wem das Wesen, wie man selbst ist, von vorneherein zuwider ist, dem macht man's nie und nimmer recht, und hat sich an solche Gegenfüßler nicht zu kehren, will man überhaupt was machen. Sie wissen am besten, theure, verehrte Freundin, daß ich nur zu sehr an einem fast gänzlichen Mangel an persönlicher Eitelkeit leide; denn wie wäre ich sonst mit solcher Zähigkeit und Ausdauer Uebersetzer und nicht Originalschriftsteller geworden, der ich doch auch manch eine Novelle oder einen leidlichen Journalartikel zu wege bringen könnte? Uebrigens, Alles hat seine Grenze und sein Maß. Und so muß ich denn für diesmal wenigstens insofern das bescheidene Unterordnen zu Gunsten Anderer Ideengang und Schöpfungen ein wenig aufgeben, und mich zur Autorschaft dieses Buches bekennen, für dessen Inhalt einstehend, schon aus Galanterie gegen Sie; denn wenn ich fort und fort nur behaupte, es sei dies Werk blos entstanden, weil Sie mich so liebenswürdig dazu nöthigten, so bringe ich Sie zuletzt noch bei Jenen in Mitschuld, welche etwa zu dem Schluße kommen, das Buch sei besser gar nicht geschrieben; denn „auch solche Käuze muß es geben."

Genf, im Dezember 1860.

Kertbeny.

Stanislaus Albach.

Geb. 1795. Gest. 1853.

„Os sublime et erectus ad sidera vultus."

Noch heute wird man in den meisten Familien Ungarns, besonders bei Pestern, eine Lithographie von Nikolaus Barabàs vorfinden, das Porträt eines Franziskanermönchs, darunter das Facsimile: Stanislaus Albach zu sehen ist. Und kramt man den Frauen in ihren Nähtischen und sonstigen geheimen Aufbewahrungsorten umher, so trifft man gewiß entweder in deutscher oder ungrischer, ja selbst in slavischer Ausgabe, auf ein Gebetbuch „Heiljge Anklänge," welches bis jetzt im Original etwa dreißig Auflagen erlebte. Und derjenige, dessen Geist diese tiefeingreifende Wirkung sogar noch auf moderne Menschen eines skeptischen Zeitalters hervorzubringen wußte, erschien flüchtig wie ein Meteor, war schon seit Jahren vom Horizont des öffentlichen Leben Ungarns verschwunden und ließ so wenig mehr von sich hören, daß nicht viele seiner stillen Verehrer etwas davon wissen mögen, daß er erst vor sechs Jahren wirklich verstarb. Stanislaus Albach war 1795 zu Preßburg geboren, und trat schon 1810 in den Franziskanerorden. Er verlebte seine Entwicklungs-

jahre zu Tyrnau, und kam etwa 1832 nach Pest. Dem innersten Wesen nach hat der Katholizismus eigentlich kein großes Gewicht auf Kanzelberedsamkeit zu legen, seinem Prinzipe nach geht der unbedingte Glaube aller durch Reflexion und Ueberredung erzielten Bekehrung voran, das dürre Wort ist dem Protestantismus zu überlassen, dem die Gnade nicht hilft, der stets moralisiren, anzuregen und zu warnen hat, um sich selbst nicht zu verlieren. Die heiligen Sakramente und ihre Misterien sind ein wichtigeres Moment des Katholicismus als die Auslegung der Worte, und die Selbstbeobachtung. Crede, quod habes et habes, sagte Thomas Morus so bezeichnend. In katholischen Kirchen geht daher alle Welt während der Frühstunden in die Messe, aber zu den Predigten nach Tische und in den Fasten pflegten sich, früher wenigstens, nicht viel der Gläubigen aus der höheren Gesellschaft einzufinden. Um so epochemachender war es daher in den dreißiger Jahren in Pest, daß man plötzlich auch nach Tische und zwar nach der Franziskanerkirche wallfahrtete, um den ehrw. Pater Stanislaus predigen zu hören. Das machte sich so ganz von selbst, es waren keine Affichen ausgegeben, und die Journalistik hatte nicht aufmerksam gemacht, man wußte auch noch nicht, wer jener Mönch sei, woher er so unversehens mit seiner Kraft der Bezauberung gekommen und seit wann er denn eigentlich schon den Quell tiefer Beredsamkeit sprudeln ließ? Einige seltenere Kirchengänger moquirten sich zwar anfangs über diese plötzliche Sucht, nannten es Mode, und ließen sich nur schwer bewegen, auch einmal einer solchen Predigt beizuwohnen. Sie thaten es meist mehr, um Stoff zu Glossen zu bekommen; aber wenn sie auch nicht umge-

wandelt und absolut gebessert heimkehrten, sie kamen doch wortkarg zurück, und verhielten sich von nun an still; ganz unbemerkbar schien man sich rasch verabredet zu haben, den Namen Albach in jedem Kreise, auch in dem frivolsten, nur mit Achtung auszusprechen, wie man auch sonst von kirchlichen Dingen dachte.

Da trat 1838 die große Ueberschwemmung der Städte Pest und Ofen ein; die gewaltige Donau fühlte sich plötzlich sogar noch in ihrem gigantischen Bette beengt, sie überfluthete bis auf das Feld des ungrischen Wahlkönigthums, bis auf den „Rákos“ hinaus alle Gegend; in Pest stand das Wasser bis an die ersten Stockwerke, ganze Stadttheile sanken ein, als wären sie aus Pappe erbaut, und das so gänzlich unvorhergesehene namenlose Elend gab einigen Hochherzigen Gelegenheit, ihre Menschenliebe auch durch rettende Thaten zu beweisen. Erzherzog Stephan war voran mit seinem Kahne an allen Orten, wo die Noth schon auf's höchste gestiegen. Auch Albach machte das vom Wasser nicht erreichte Franziskanerkloster zum sicheren Port für zahllose Flüchtende. Sein christlicher Eifer soll hierbei jedoch, so erzählte man sich, gegen die klösterliche Disziplin verstoßen haben. Genug, wie dem immer sei, als die Wasser verrannen, war auch Pater Stanislaus aus Pest verschwunden und kehrte nie wieder dahin zurück. Er saß von nun an in Klein-Márton bei Eisenstadt, stillen Studien ergeben, besonders Naturwissenschaften pflegend. Aber 1839 predigte er auf bischöfliches Verlangen nochmals, und machte eine Rundreise von Preßburg nach Raab und Gran. In Raab hörte ich ihn damals wieder und zum letztenmale predigen. Die Kirche der Benediktiner faßte kaum die Zuhörer.

Und welchen Zauber besaß dieser einfache, fern von der Welt herangezogene Mönch, daß man ihn nie wieder vergessen konnte, wenn man ihn einmal gehört, weder seine tiefen und milden Ideen, noch den elegischen Klang seiner Stimme? Er sprach nicht so philosophisch geschult als Bossuet, nicht so didaktisch als Fénelon, noch weniger so barock als Abraham a Sta Clara, oder eifernd und begeisternd wie Zacharias Werner; Albach sprach mit sonorer, doch schwacher und ruhiger Stimme, nur in seltenen Momenten flammte er auf, wobei seine Stimme mehr bewegt vibrirte, als metallisch voll klang. Was er sagte, war nur zu Beginn der Rede dem biblischen Texte entwachsen, dann ging er rasch zu allgemeinen Wahrheiten und Gefühlen über, und wiegte sich stundenlang in diesen nicht brillirenden, noch logisch wichtigen, aber gar wohlthuenden und beruhigenden Betrachtungen. Eine leidenschaftslose, durchaus nicht schmerzliche Trauer entströmte all seinen klaren Reden, und eine sichere, doch stille und ebenfalls nicht heftige Zuversicht quoll harmonisch zusammen mit den elegischen Tönen. Aber der hauptsächlichste Zauber wohnte nicht so sehr seinem Ideengange als vielmehr dieser tiefflötenden Stimme inne, die eine Erquickung hervorbrachte wie in Sommernächten ein stiller momentaner Regen. Er war durch und durch ein Dichter, der zufällig auf die Kanzel gerieth, ohne sich durch dies Geschick in seiner innersten Natur beirren zu lassen, und ohne sich nach anderer Bahn zu sehnen.

Als ich 1845 mein „Jahrbuch" herausgab, forderte ich auch Albach pietätsvoll auf, Beiträge zu liefern. Er antwortete mir von Eisenstadt aus mit gewohnter Zuvorkommenheit und Milde, wünschte mir herzlichst Glück zur

neuen Thätigkeit, verweigerte aber mit ruhigen und halb-traurigen Worten seine fernere Betheiligung an Fragen, die außer dem stillen Kreise seiner naturwissenschaftlichen Studien stehen.

Er starb 1853 an der Phtiasis. In der Franziskanerkirche zu Pest führte man ihm zu Ehren Mozarts Requiem auf.

So oft ich später jenen vielverbreiteten Steindruck Grevedons „Abälard" zu sehen bekam, fiel mir Albach bei, da beide Mönchsfiguren sich habituell so ähnlich sehen; erst wenn ich an die französische Zeichnung näher herantrat, bemerkte ich die Unähnlichkeit in der Jugend, der Manierirtheit und Koketterie des pariser Journalkopfes.

·Ernst Moritz Arndt.

Geb. 26. Dez. 1796, Gest. im Dez. 1859.

„— but breathe his faults so quaintly,
That they may seem the taints of liberty.“
Sh

Im Herbst 1848, während das deutsche Parlament dort tagte, besuchte ich in Frankfurt a. M. auch öfter die Table d'hôte im „Landsberg,“ wo, glaube ich, die Linke sich zu versammeln pflegte. Einigemale kam ich dort unversehens neben einen nicht sehr großen, alten Herrn zu sitzen, der kurzes, weißes Haar hatte, einen deutschen, einreihigen, schwarzen Rock trug, welcher bis ans Kinn zugeknöpft und mit einem stehenden Kragen versehen war, darunter ein weißes Halstuch hervorguckte. Ich wußte sehr gut, daß mein, von all den Uebrigen geehrter Nachbar der berühmte E. M. Arndt war, und das allgemein verbreitete Porträt nach einer Photographie ist in der That sehr ähnlich. Ich vermied es aber absichtlich, mit dem Gefeierten in Berührung zu kommen, denn der Mann genirte mich durch ein, auch nicht sekundenlang innehaltendes, monotones Reden, das seiner Natur, wie meist auch dem Inhalte nach unbedingt „Geschwätz“ genannt werden mußte. Und doch sprach der gute Greis verständig, mit großem Wissen und aus überraschend reicher Erfahrung, oft aber auch ohne allen höheren Standpunkt, ohne große philosophische oder historische Anschauung, ohne Tiefe der Beurtheilung, und gerieth stets aus dem Zehnten ins Hunderte, es durfte nur die leiseste Anregung gegeben sein.

dabei verblieb er doch immer auf ganz beschränktem, oft fast fixem Boden der Kritik, besonders fremder Nationalitäten. Es versteht sich von selbst, daß, da ich Arndt's Verdienste um die deutsche Sache, und seinen so glänzend und konsequent bewiesenen Karakter genugsam aus der Geschichte kannte, diese persönliche Erfahrung nicht im mindesten ihn bei mir in jener Achtung beeinträchtigte, die ihm nicht nur jeder Deutsche, auch jeder Fremde zu zollen hat, der einen eben in unserer Zeit so seltenen Karakter zu schätzen weiß. Aber der Mann selbst hatte weiter kein den eigenen Geist anregendes Interesse für mich, und da ihm alle Achtung gebührte, so vermied ich es, diese durch einen Disput auf's Spiel zu setzen, in den ich unfehlbar gerathen wäre, hätte ich mich verführen lassen, seinen sehr engherzigen, oft kleinlichen und sogar beschränkten Anschauungen über die Slaven, Franzosen, Welschen, auch Ungarn und „Krawaten" entgegen zu sprechen.

Ich würde dies Begegnen mit Arndt gänzlich übergehen, hätte dadurch nicht wie von selbst, und bei einem der würdigsten und verdienstreichsten Vertretern des Germanismus, sich mir jener unangenehme Zug „deutscher Patrioten" aufgedrungen, welcher die Zeitgenossen und Provozenten der so menschheitsherrlichen Befreiungskriege im Umgange mit Anderen etwas unangenehm machte. Der sogenannte „Magyarismus" ist in seinen oft brüsken Äußerungen auch kein angenehmer Gesellschaftsfaktor, aber er hat doch mehr den Karakter einer heißblütigen Störrigkeit als den von bewußter Grobheit, vermischt mit Pedantismus. Diese „Deutschthümelei," welche Gott sei Dank immer mehr abstirbt, war für mich stets so anwidernd wie ein dumpfer Bierrausch, wo nur stupider Trotz, und nicht ein

Funke von chevalereske Leidenschaftlichkeit vorherrscht. Arndt scheint nun keinen Zug von dieser deutschthümelnden Poltronerie an sich gehabt zu haben, eher noch Jahn und Maßmann und all die Turner; er war vielmehr ein sehr „höflich" Mann, ruhig, mehr doktrinär als cholerisch, aber unstillbar, unermüdlich und vollständig in sich abgeschlossen. mit nicht immer tiefen und nicht immer gerechten Anschauungen, obgleich er nichts öfter im Munde führte, als „deutsche Treu und Redlichkeit", von denen er in seinen Thaten wohl auch nie im Leben abwich, vielmehr sie in vielen Fällen mit großer Energie bethätigte. Mir fiel, an seiner Seite sitzend, und so all den oft absonderlichen Doktrinen zuhörend, zumeist Friedrich List bei, der Nationalökonom, einer der schärfsten Denker, der zugleich das wärmste Herz für die Menschheit hatte, und dadurch in lauter Menschenliebe beinah auf demselben Punkt mit den Kommunisten zusammenkam. Einst sagte mir List auf einer ungrischen Pußta: „Es preßt mir das Herz zusammen, wenn ich all das schöne, fette Land so völlig unbenützt sehe. Die Ungarn sind eine sehr edle, chevalereske Nation, aber da sie fast gar nichts thun, solch eines Naturschatzes würdig zu sein, so wäre es nur wünschenswerth, wenn die fleißigeren Deutschen diesen Boden erwerben, und all das poetische Zigeunergesindel ausrotten würden." — „Wissen Sie Herr Professor" erwiderte ich, „daß Sie da einen Satz aus dem sogenannten Naturrecht anwenden, den schon der Engländer Bulwer in einem seiner schönsten Romane psychologisch durchzuführen versuchte? Eugen Aram, ein tiefer Gelehrter, Zierde und Wohlthäter der Menschheit, jedoch so arm, daß er seine großen menschheitsbeglückenden Projekte nicht ausführen

kann, sieht einen reichen bösartigen Lüstling, und grübelt über diese Ungerechtigkeit des Schicksals, bis er zu dem Schluß gelangt, es sei recht und gut, solch einen Schadenbringer zu vertilgen, sich seine Mittel anzueignen, und Besseres damit zu schaffen, und er geht hin, und bringt Rowland Lester um. All die Deutschen Ihrer Partei, verehrtester Freund, sind in den Anschauungen oder Thaten keine gemeine, egoistisch habsüchtige Verbrecher, sondern Eugen Arams. Der Römer war Eroberer aus Sucht nach Weltherrschaft, der Franzose ist es, weil er von Natur rauflustig und eitel, der Engländer tritt fremdes Recht mit Füßen, weil sein harter Egoismus keine Hindernisse anerkennt, der Deutsche, so sehr er gegen jeden Verdacht der Eroberungslust heftig opponirt, möchte die Welt erobern, weil er sie schlecht eingerichtet findet und glaubt, er könne sie besser einrichten; er hat einen bösen, rücksichtslosen Zug aus reinster Humanität, er ist Tyrann aus Liebe und Begeisterung — wie es einst Kaiser Joseph und auch der alte Fritz war —. Und diese falsche Lust gleicht einem Strome, der oft Verwüstungen anrichtet, und im Ganzen nicht viel nützt, blos weil er nicht im rechten Bette fließt, wo er Mühlen treiben, Schiffe tragen und seine Ufer reich und prächtig machen könnte. Würde dieser Thatendrang bei einer Nation, in der fast ein Zehntel zu den Trägern der höchsten menschlichen Intelligenz zählt, dazu angewandt, statt nach Außen zu langen, zuerst im Innern einig, groß, stark zu werden — was uns bei der großen Zahl von geistigen Potenzen um so leichter und dadurch um so räthselhafter erscheint, daß es eben noch nicht geschehen — so wäre auch die Weltherrschaft damit von selbst erlangt, denn dann würden

alle kleineren Nationalitäten es sich zur Ehre und zum Glück anrechnen, unter so mächtigem Schutz zu stehen, so großer Ehre mittheilhaft zu sein, indem sie sich selbst aufgeben und freiwillig der edlen Größe anschließen. Aber statt diesen einfachen, geraden Weg einzuschlagen, sprechen die Deutschen in humaner Entrüstung Anschauungen aus, die alles natürliche Rechtsgefühl verletzen, und taub gegen die wirklich guten Rathschläge machen, die neben diesen Anschauungen hergehen!"

List gab mir hierauf völlig recht, und meinte, sein Ausruf sei nur ein unbedachter Stoßseufzer ungeduldiger Reformsucht gewesen. Aber wie viele enragirte Deutsche traf ich seitdem noch, welche von derselben fixen Idee behaftet waren.

Noch eine Bemerkung: Arndt ward im selben Jahre mit Napoleon I. — 1769 — geboren, war also genau zwanzig Jahre jünger als Goethe, und zehn Jahre jünger als Schiller, dagegen eben so alt, als A. v. Humboldt.

Graf Louis und Graf Kasimir Batthyány.

Ersterer geb. 1806, gest. 1849; letzterer geb. 1807, gest. 1854.

„— my misgiving still
Falls shrewdly to the purpose."
Sh.

Jener Arzt, damals jung und eben recht in Mode, lebt noch heute in Pest, in dessen Salon ich einst, im Jahre 1845 etwa, saß, und seines Erscheinens harrte, während ihn im Nebenzimmer gerade ein anderer Patient konsultirte. Als ich nach dem Doktor fragte, ließ mich der Bediente, der mich kannte, ungenirt in den Salon treten. Ich ging auf den gespannten Laufteppichen geräuschlos bis zum nächstbesten Fauteuil und verhielt mich geduldig und ruhig. Die Glasthüre in die Nebenstube war nicht völlig geschlossen, und da ich sehr laute Stimmen sprechen hörte, so gab ich mir gar keine Mühe, nicht zuzuhören. In ärztlichen Sälen hat man sich ohnehin nicht zu geniren; indem jeder Hilfesuchende der Hilfe bedarf, ist die Gleichheit von selbst hergestellt. — Es handelte sich offenbar um einen medizinischen Fall, den man in jenem Nebenkabinet besprach; die Konversation wurde nur von zwei Personen geführt, abwechselnd Ungrisch, Französisch und Deutsch, wie das bei uns zu Lande, namentlich bei der Aristokratie sich von selbst ergiebt. Des Doktors Stimme kannte ich wohl, auch die andere schien mir ungemein wohlbekannt, nur wußte ich schnell nicht woher; sie war laut und vornehm herrisch, dann wieder elegant erzählend. „Und können Sie denken, Doktor!" vernahm

ich deutlich, „daß ich, für meine Person wenigstens, völlig überzeugt bin, die Lenormand hatte recht, und wird recht behalten, als sie mir und Pepi . . . . . . vor etwa zehn Jahren in Paris prophezeite, daß wir Beide nicht natürlichen Todes sterben? Und wissen Sie, weßhalb ich daran glaube? Das sage ich aber nur Ihnen! Weil mir gerade dasselbe einige Jahre vorher auch schon ein türkischer Derwisch weissagte, als ich durch die Levante zog. Also bei so fester Ueberzeugung werden Sie einsehen, daß ich Euresgleichen, meine Herren Ärzte, gar nicht bedarf; ich bin sicher, und weiß genau auf welche Art bei mir diese Komödie des Lebens ihr Ende finden wird, — am wenigsten werde ich das Opfer der Ärzte, und das ist auch schon ein respektabler Gewinn, der starke Zuversicht giebt; also Doktor, keine Rezepte, sondern besuchen Sie mich lieber auf einige Flaschen Rothwein. Adieu! Bleiben Sie Doktor! Adieu!" Und in diesem Moment trat der Sprechende, trotz der Abwehrung gefolgt vom Arzte, aus der Nebenstube. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Es war die im Lande allgemein bekannte, patentfeine, doch etwas dekorative Erscheinung; ein schöner Mann, ziemlich groß und stark, kaum erst vierzig Jahre alt, besonders auffällig durch das beständige halb elegante, halb hochmüthige Zurückwerfen des Kopfes, wie feurige Rosse sich bäumen, dieses Prachtkopfes mit dem kahlen Hirnschädel, der gebogenen Adlernase und dem orientalisch behaglichen, dichten, halbrunden Backenbart; die Nase war von einer schwarzen Brillenlorgnette eingeklemmt; diese Physiognomie hatte in ihrem Karakter einige Aehnlichkeit mit der eines superben Raubvogels. Es war dies Graf Ludwig Batthyány, von der

Sigismundischen Linie, Herr der Herrschaften Ikervár, Schlaining, Neuhaus, u. s. w Erbobergespann des Eisenburger Komitates, vermählt mit der Gräfin Antonia Zichy — und damals war er glücklicherweise eben noch nicht mehr.

Graf Kasimir Batthyány dagegen, Deszendent der fürstlichen Linie Batthyány-Strattmann sah ich meist weniger in den Kleidern, als vielmehr nackt, nämlich in der Schwimmschule, und er gehörte zu den leidenschaftlichen Exkursionären, welche in zahlreicher Gesellschaft gewöhnlich von der Margarethen-Insel an abwärts schwammen durch die herrliche majestätische Donau, gegen die die übrigen Flüsse, wenigstens Mitteleuropa's, wie Provinzflüßchen erscheinen. Man schwamm gewöhnlich von jener Insel bis hinab an's Lagerspital, eine Entfernung von gut einer Stunde, um sie zu Fuße zurück zu legen; natürlich fuhren stets einige Kähne, sowohl der Bagage und des Proviantes, als auch etwaiger Gefahr wegen, knapp hinter der Neptunade drein. Als ich 1845 im Bad Füred weilte, erschien auch Graf Kasimir dort, und wir schwammen, wie früher in der Donau, nun oftmals in großer Gesellschaft gleichfalls über den breiten, wie geronnenes Silber sich ausnehmenden, aber auch durch die bleierne Wucht seiner Wogen ermüdenden Plattensee bis an's Ufer des Felsens der Abtei Tihany, und lasen dort die so eigenthümlichen Petrefakta, genannt „Ziegenklauen“, zusammen, welche kieselartige Steine in der That durchschnitlich die Form und Größe von Ziegenklauen haben.

Graf Kasimir Batthyány, verstorben zu Paris am 13. Juli 1854, war keineswegs eine so künstlerisch brillante Erscheinung, als sein Vetter, vielmehr so schlank,

schön und elegant er war, machte er gar stark den Eindruck des Weibischen Er hatte griechisches Seidenhaar, wenig Bart, gehörte zum Schlag der größeren und schlanken Figuren, und wies gar elegante Hände und Füße auf. Er sprach damals noch ziemlich schlecht Ungrisch, denn er hatte eine vollends englische Erziehung genossen, spielte auch mit großer Verschwendung den prononzirtesten Anglomanen, und auf ihn wäre die Anekdote ebenfalls anwendbar gewesen, die man sich von dem verstorbenen jungen Baron Palochay erzählte. Dieser war nämlich mehrmal in England, und hatte einmal auch einen inkarnirt ungrischen Hußåren mitgenommen. Nach seiner Rückkehr befragte man denn den schnurrbärtigen Leiblakei, wie es ihm in England gefallen? Er erzählte ein Langes und Breites über all das Gesehene und Erlebte, natürlich mit dem der ungrischen Volksrace angebornen Nil admirari, und sagte zusetzt: „Aber merkwürdig, einen so echten Engländer wie unser junger Herr Baron in Kleidern und Gebärden ist, habe ich doch in dem ganzen England nicht zu sehen bekommen!“

Graf Kasimir Batthyány vermählte sich bekanntlich noch im November 1847 mit der Gräfin Auguste Keglevich von Buzin, geschiedenen Gräfin Szapáry und trat deßhalb zum Akatholizismus über. Sein älterer Bruder, Graf Gustav, lebt bereits seit Jahren eingebürgert in England.

Franz Rudolf Bayer.

Geb. 30. Nov. 1780. Gest. im Mai 1860.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte ein Wiener Bürger drei Söhne: Rudolf, Josef, Ignaz und auch eine Tochter, deren Erwähnung übrigens nichts zur Sache thut.

Rudolf Bayer ging nach Prag, nachdem er Medizin zu studiren begonnen, und schwankte, Maler oder Schauspieler zu werden. Die Bekanntschaft mit dem Schauspieler Solbrig gab den Ausschlag. Bayer trat in Prag zuerst am 18. November 1802 auf, und wurde sofort engagirt. Die Glanzrollen seiner ersten Periode waren: Posa, Hamlet, Beaumarchais, Max Piccolomini und Major Walter. Der zweiten reiferen Periode gehörten an: Fiesco, Karl Moor, Tellheim, Don Gutierre, Macbeth, Tell, Götz; während sein berühmter „Wallenstein" den Übergang zur dritten Periode vermittelte, in der er als: Lear, Odoardo Galotti, Verrina, Oberförster, General More, ja sogar als Fallstaff und Junker Tobias exzellirte. Seine beste Zeit fiel mit der Blüthe des Prager Theaters während der Napoleonischen Kriege und unter Liebich's selbständiger Direktion zusammen, damals, als ringsum der Krieg wüthete, nur Prag verschont blieb, die Aristokratie und Diplomatie dahin flüchtete, da die meisten anderen Hof- und Residenztheater aufgelöst waren, und sich die besten Künstler ebenfalls nach Böhmens Hauptstadt zogen; damals galt das Schauspiel in

Prag für das ausgezeichnetste in Deutschland, wie wir aus Varnhagen's, Brentano's, der Rahel und Holtei's Aufzeichnungen wissen. Bayer brillirte in jener Zeit obenan und verblieb auch dort, als der Verfall nach momentaner Blüthe eintrat, denn Bayer gastirte nie auf fremden Bühnen, so wenig als dies Korn in Wien zu thun pflegte, daher Beider Ruf nur durch ihr Lokalpublikum begründet und erhalten wurde. Aber Bayer zog auch Schüler heran, unter denen wohl der bedeutendste Ludwig Löwe in Wien ist, und auch seine eigene Tochter Marie ging aus seiner Schule hervor. Nebenbei dilettirte der alte Mann als Maler und nicht minder als Schriftsteller, wie denn die „Bohemia“ erst jüngst noch von ihm einen interessanten Aufsatz über den Karakter des Polonius brachte. 1848 pensionirt, zog Bayer zu seiner berühmten Tochter nach Dresden, in deren Haus er dann auch im Mai 1860 verschied.

Im Juni 1842 besuchte ich einmal bei der Durchreise auch den „Herrn Onkel“ in Prag, fand aber einen mürrischen und launenhaften Alten, der nicht sehr viel Gewicht auf die „Verwandtschaft“ legte. Besser sagte mir die „Frau Tante Veronika“ zu, die wenigstens ein gutes Herz bewies. Freilich trat ich damals auch unter Umständen auf, die jeglich Mißtrauen rechtfertigten. Ich war nämlich ein zwanzigjähriger Junge, aus dem Elternhause von Ungarn durchgegangen, schlug mich ohne Geld und Legitimation bis Prag durch und wollte geraden Weges nach Amerika als „Sohn der eigenen That.“ In Dresden fand ich liebreichere Aufnahme, und Vermittelung mit daheim. Der alte Bayer hatte zwei Töchter, Marie und Therese, ferner mehrere Söhne; davon ich aber nur

den einen Rudolf kenne, welcher gegenwärtig Architekt der k. k. Elisabeth-Westbahn ist, und mit dem ich neuestens viel in Wien, Salzburg und München zusammentraf. Bayers älteste Tochter ist die berühmte k. sächsische Hofschauspielerin Frau Marie Bayer-Bürk in Dresden, die seit einer Reihe von Jahren alljährlich in Wien zu gastiren pflegt, früher besonders als „Hero" in Grillparzers „der Liebe und des Meeres Wellen" brillirte, und nunmehr ins Karakterfach übergetreten, vorzüglich als „Gräfin Orsina" und als „Phädra" entzückt. Marie Bayer, leider sehr unglücklich verehelicht, war in erster Jugend eine bezaubernde, lilienartige Erscheinung und ist in allen Fächern wirklich eine ebenso große, als edle Künstlerin, wenn auch nicht allerersten Ranges.

Während aber Rudolf Bayer nach Prag ging und Schauspieler wurde, ging sein Bruder Josef Bayer — geboren 1790 — von Wien nach Pest, und zwar als Kaufmann, und heirathete dort später die Schwester meiner Mutter. Die reiche Pester Tuchhändlerwitwe, Anna Graf, aus ungrischer Familie, — geb. 13. Juli 1769, und gestorben am 2. März 1847, 74 Jahr alt — hatte drei Töchter, Anna, Karoline und Josefine und einen Sohn Friedrich. Ihre älteste Tochter Anna, geb. 1799, wurde die Gattin Josef Bayers, der am 23. Mai 1845, 55 Jahr alt zu Pest starb. Josef Bayer war ein Geschäftsmann von abwechselnd großem Glücke und großem Mißglücke, jedoch voll spekulativem Muthe. Eine Berühmtheit erlangte er in den Pester Kaufmannskreisen dadurch, daß er 1840 einer der ersten war, der die Reise nach Konstantinopel unternahm, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, und diese Erlebnisse gaben

lange Zeit Stoff ab zu interessanten Erzählungen. Aus dieser Ehe gingen drei Kinder hervor, ein Mädchen, das früh starb, sodann Josef August Bayer, und der jüngste Sohn Fritz, geb. 12. Juni 1833. — Josef August Bayer, geboren zu Pest am 19. März 1821, wurde im Militärinstitut zu Waitzen, sodann in der Ingenieurakademie in Wien erzogen, zeichnete sich durch eminenten Fleiß aus, und ward als Lieutenant in ein Infanterieregiment nach Böhmen versetzt. Doch Umstände zwangen ihn 1844 zu quittiren, er privatisirte von da ab, ging 1846 nach Deutschland, gab bei Hoff in Mannheim einen Band politischer Gedichte unter dem Titel „Oesterreichische Flüchtlinge“ heraus, betrat hierauf die Schweiz, machte die Zeit des Sonderbundkrieges mit, und kam 1848 mitten in der Revolution in Berlin an. Als die Bewegung auch in Oestreich ernsteren Karakter annahm, ging Bayer zurück nach Ungarn, wurde Offizier der ungarischen Armee, stand unter Moga's Kommando und machte bei Preßburg die Bekanntschaft Görgey's. Die Bekanntschaft wurde bald enge Freundschaft und Verbindung, und so rapid der Hauptmann Görgey bald bis zum Generalissimus stieg, stieg Josef August Bayer mit ihm; er wurde Oberst und Chef des Generalstabes, und hatte als solcher großen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten. Bayer leitete die Belagerung und Einnahme Ofens, arretirte Dembinsky in Tißa-Füred, und war mit bei der Waffenstreckung zu Világos. Gegner Görgey's, wie General Kmety, stellen Bayer als die eigentliche Seele aller Unternehmungen hin, und Görgey blos als Exekuteur, während Andere Bayer der blinden Hingabe an Görgey beschuldigen, was gleichfalls Parteiansicht sein dürfte. So-

viel ist gewiß, Bayer spielte eine hervorragende, oft entscheidende Rolle, und erst seine Memoiren, die hoffentlich nicht ausbleiben, dürften den nöthigen Aufschluß geben. Trotz dieser Allianz that jedoch Görgey durchaus nichts, seinen Freund zu retten, er bedingte sich blos die Freiheit seiner Brüder, Bayer dagegen kam mit den übrigen Kriegsgefangenen nach Arad, wurde zum Tode verurtheilt, nur durch Zufall vor diesem Schicksal bewahrt, und zu langjähriger Haft kondemnirt. Jedoch 1852 amnestirt, lebt nun der Neffe des berühmten Wallensteindarstellers mit seiner Mutter in Wien. Sein jüngerer Bruder Fritz ist seit einigen Jahren Mitglied des k. k. Hofburgtheaters, also ebenfalls Schauspieler.

Ignaz Bayer dagegen, geboren 1791, war Kaufmann in Wien, und starb unverehelicht etwa 1847. Sehr kümmerlich sein Dasein fristend, bestand er jedoch auf sein Vorrechte als Onkel, dem von ihm zärtlichst geliebten Neffen aus eigenen Ersparnissen das erste Porteépée anzukaufen — er hätte wohl gern auch die Tressen für den Hut des Obersten gekauft, würde er die nicht geahnte Carriere noch erlebt haben.

Wie der Zufall spielt! Während ich die Nachricht von des Künstlers Ableben erhielt, fand ich zufällig in Lausanne bei einem französischen Antiquar einen deutschen „A Monsieur, Monsieur Bayer, à Prague“ gerichteten Brief der Rahel Varnhagen, vom Jahre 1819! Er ist im Anhange abgedruckt. Welcher Zufall: Lausanne — Prag, Bayer — die Rahel, 1819—1860.

General Bem.

Geb. 1795. Gest. 10. Dez. 1850.

— — — In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchste
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher!
Goethe, die natürliche Tochter.

Bei meinem zweiten Aufenthalte in Paris 1847, befand sich der großen Oper gegenüber ein Café. Es lag rückwärts im Hofe, der schmal und lang war, und ich denke, es hieße Café Divan, und zudem glaube ich, daß dies dasselbe Lokal ist, welches bei dem Attentate Orsini's im Januar 1858, eine so bedeutende Rolle spielte. Hector Berlioz war es, der mich einstmal dahin brachte, indem sich dort der Klub der virtuosesten Dominospieler zusammenfand, zu welcher Fahne auch der französische Zukunftsmusiker zählt, während ich selbst schon von Italien her durch das Domino mir zwar nicht völlig mein Brot, aber alltäglich meine Tasse Schwarz erwarb, und derart das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigte. In den beiden Stuben besagten Café's standen zahlreiche Tische mit Marmorplatten umher, alle waren meist besetzt durch Spieler, und die gesammte Gesellschaft klapperte entsetzlich mit den, in Frankreich besonders großen Dominosteinen. Es war wie in einer Mühle oder in einem Hämmerwerk. Während aber in Schachklubs bekanntlich förmliche Todtenstille herrscht, gab es hier nebst dem Geklapper der Steine auch ein gar lautes Durcheinanderreden, als spielten Italiener ihr leidenschaftliches Mora, und dazu hüllte dickster Tabakqualm die seligen Gruppen in einen grauen Schleier, gewebt aus Rauch des elenden „Corporal," der aus den unleidlichen

Kölner Thonstummeln gen die Decke stieg, und hin und wieder, doch sehr selten, gemildert durch einen Rauchfaden aus einer Fünfsouscigarre. Türkischer Tabak existirt Gott sei Dank in Frankreich nicht; man raucht aber französische Trafik aus Tschibucks und Nargilah's.

Genug, in jenes Café kam ich öfter, besonders Abends vor Beginn der Theater. Dort sah ich auch einmal den dicken Balzac, und hin und wieder auch, doch nur auf Minuten, denn es war eine zu reinliche, tabakhassende Seele, den noch dickeren Lablache. Nachdem mich die Garçons bereits als „Nationaliste" kannten, d. h. daß ich auch zu den Doministen zähle, hatte man mir meine Demitasse kaum hingestellt, als mir bereits Partien mit allerlei Leuten proponirt wurden, die mir natürlich fremd waren, die sich auch nur für den Moment engagiren ließen, mir später oft gar nicht mehr zu Gesichte kamen, aber die meist zu Dutzenden umhersaßen, wartend bis der Garçon einen Partner aufgetrieben und ein Tisch leer geworden, also sehr ähnlich Personen, wie man sie pflegt vor Thüren von Bädern warten zu finden.

Eines Abends saß ich auch kaum, als der Garçon mich schon wieder verkuppelte. Der Gegner hatte bereits Platz vor einem zugerichteten Tisch genommen; ich grüßte kurz und höflich französisch und erhielt eben so kurzen Gegengruß, sehr ruhig und ernsthaft, und dann begann das Spiel, so aufmerksam als stünden Welten auf dem Brette. Sogleich merkte ich, der ich nicht so leicht aus dem Sattel zu bringen bin, daß ich es mit einem Dominoriesen zu thun habe. Genug, wir spielen zwanzig Partien, „ohne kaufen;" drei gewann ich, siebzehn mein vis-à-vis. Der leichte Sieg schien ihm endlich keinen Spaß mehr zu ma-

chen, er ließ die Steine liegen, bedankte sich sehr höflich für meine Güte, ich zahlte spielgemäß seinen Café und für die Stunde sechs Sous Spielgeld, und ohne sich in weiteres Gespräch einzulassen, stand er auf, und stellte sich zu einem der nächsten Tische, um Anderen zuzusehen. Ich las ein Journal und wollte eben gehen, als ich den Polen Chojeczky, welcher damals für französische Zeitungen schrieb, und den ich sehr gut kannte, eintreten sah. Er eilte auf mich zu, wir schwatzten allerlei, hastig und lachend, und endlich fragte er „Haben Sie gespielt?“ — „Ja, zwanzig Partien, von denen ich siebzehn verlor.“ — „Nun endlich einmal hat man Sie auch abgesotten; und wer war denn Ihr Besieger?“ — „Ich kenne den Herrn nicht; dort steht er noch, jener alte Herr, mit dem verblichnen gelben Winterrock und der hohen schwarzen Kravatte.“ — „Wie? der hat mit Ihnen gespielt? Ja, da wundert's mich freilich nicht, das ist ja der genialste Spieler in ganz Paris, ja in der ganzen Welt, und nicht blos im Domino. Er hat auch, wie es heißt, die Durchschnittsberechnung des Hazard gefunden, aber er ist zu stolz davon Gebrauch zu machen, denn es ist mein großer Landsmann General Bem, der Sieger von Wola und Praga. Sie werden doch von ihm schon gehört haben? frug Chojeczky. Ich erwiderte allsogleich: „Wie sollte ich nicht?“ eigentlich aber wußte ich mir den Namen nicht sogleich zurecht zu legen, und soll ich aufrichtig sein, ich bekümmerte mich erst nach den Ereignissen von 1848 angelegentlicher darum, wer denn jener „General Bem“ sei, mit dem ich, laut meinem Tagebuch, am 24. Febr. 1847 im Café Divan Domino gespielt. Als mir daher Chojeczky damals antrug, mich dem General förmlich vor-

stellen zu wollen, wies ich diese freundschaftliche Zumuthung ab, ich hatte eben noch kein Interesse an einem Mann, der mit mir ohne zu sprechen gespielt, und mir siebzehn Partien abgewonnen hatte, ohne sich eben weiter um mich zu bekümmern. Aber so räthselhaft laufen die Fäden des menschlichen Geschickes quer durcheinander! Ich wäre im Schlafe nicht darauf verfallen, voraus zu ahnen, daß ein Jahr oder anderthalb darnach dieser alte Herr mit an der Spitze einer ungrischen Revolutionsarmee stehen, und er sich gerade Alexander Petöfi zum Liebling auserlesen werde, dessen Gedichte ich im selben Moment in der Tasche trug, als ich, das erste- und letztemal im Leben, an jenem merkwürdigen Abend den merkwürdigen Polen sah und sprach: — „Wenger Polak twa bratanki y do szabli y do slanki." Dies Sprichwort lehrte mich später ein anderer Pole, der liebenswürdige Julius Andreikowicz.

Emrich Benkert.

Geb. 1. März 1825. Gest. 21. Jan. 1855.

„res sacra miser!“

Indem ich diesen Erinnerungsblättern auch den Namen meines lieben und einzigen Bruders beifüge, gebe ich jene kurze, biographische Skizze hinzu, die ich bald nach seinem, uns Allen so schmerzlich fallenden, obgleich lang bevor schon erwarteten Tode im ersten Hefte meiner bei R. Lampel in Pest erschienenen „Ungrischen Maler-revue“ abdrucken ließ, dort zumeist in dem der Skizze innwohnenden bitteren Gefühle gegen die Indifferenz unserer höheren Stände in Oesterreich und auch Ungarn gegenüber von Kunst und Künstlern, weil ich in jener Revue vorhatte, oppositionelle Kritik all jener Zustände zu treiben. Jedoch ich ließ aus verschiedenen Gründen kein weiteres Heft erscheinen, und gab den Plan völlig auf, Kunstkritik im Osten zu versuchen. Während die ersten deutschen und französischen Journale die in jenem Hefte niedergelegten Ideen über das, was Kunst eigentlich sei, vortrefflich fanden, und einige dieser Anschauungen noch heute citirt werden, erlebte jenes Programm in der ungrischen Journalistik nur eine, und zwar sehr ausführliche Besprechung aus der Feder des greisen Akademikers Brassay, welcher ein vortrefflicher Mathematiker und Mann der Naturwissenschaften sein soll, durch jenen wirklich merkwürdig albernen Artikel aber leider in mir die Überzeugung hervorrief, daß man sehr gelehrt, und doch zu-

gleich erschreckend fade sein könne, wenn von Dingen die Rede ist, die man nicht so sehr durch Verstandesschärfe, als allein durch angebornen Geschmack und ausgebildete Sinne zu beurtheilen vermag. —

Genug, nichts wächst so rasch und alljährlich in naturgesetzlicher Konsequenz fort und fort, als das liebe, gute Gras. Es wuchs denn nun schon fünfmal auf dem, von mir noch nicht besuchten Grabe meines armen, guten Imre, und zugleich über schon gar viele andere Dinge oft so peinlicher Art, daß der Gute selig zu preisen ist, nichts mehr mit diesem scheckigen, fleckigen Leben zu thun zu haben!

Beim Tode meines lieben Imre in Pest weilend, lebte ich darnach einige Jahre wieder in Wien, mit meiner anbetenswerth guten und lieben, ach, wohl nie noch ganz glücklich gewesenen, vielgeprüften armen Mutter, und im Umgange mit Imre's Witwe, meiner braven Schwägerin, die ihm ein so treues Gedenken bewahrte, — aber wie gesagt, ich besuchte meines einzigen Bruders Grab nie, und zwar absichtlich nicht. Erstens bin ich ein starrer und konsequenter Feind aller Friedhöfe großer Städte und überhaupt unseres empörenden Begräbnißwesens, daß, wenn ich einen Residenzfriedhof moderner Art betrete, ich nicht elegischer Gemüthsstimmung werden kann, vielmehr in stille Wuth über dies Chaos von Unpietät, unrationelle und so schädliche Einrichtung, vermischt mit Prunksucht und Scheidewänden noch nach dem Tode, und all dem anderen Unsinn gerathe. Zweitens aber ist das eigentliche Grab eines lieben Verstorbenen nicht in der kalten Erde seines Friedhofes, vielmehr in der warmen Brust der ihn Überlebenden, — und obgleich ich gar viele Todte bereits in der Brust umher-

trage, noch an keinem trug ich so schwer, als an der Erinnerung an meinen guten, lieben Imre! Indem ich dies Geständniß niederschreibe, ist es mir nicht darum zu thun, irgend ein Pfauenrad von Gefühlsphrasen zu schlagen, um so weniger als dieser Verlust, so tief schmerzlich er mir war, nicht so eigentlich und allein meine Gefühlswelt erschütterte und überlang in ihr nachvibrirte, als vielmehr noch ein völlig anderer höchst eigenthümlicher Faktor hinzu trat, der mich, beinahe physisch stets an diesen Verlust mahnte und mahnt, und die Erinnerung an ihn noch stärker und länger wach hielt, als das rein seelische Gefühl sich weh berührt fand. Dieser Fall ist sogar objektiv, psychologisch interessant. Wir waren von jeher nur unser zwei, hatten keine weiteren Geschwister; Imre war nur ein Jahr jünger als ich, wir wurden daher nicht blos in geistiger Ausbildung, sondern noch viel mehr in allen Gewohnheiten, Verrichtungen, Bedürfnissen, Genüssen und Sitten gleichmäßig erzogen; von Kindsbeinen an schliefen wir in derselben Stube, machten dieselben Disziplinen in gleicher Zeit durch, jede Speise, jede Gabe, jeder Genuß wurde in zwei gleiche Theile bemessen, uns gegeben und auch alle Freuden und Erheiterungen der ersten Jugendtage mußten von beiden oder von keinem genossen werden. Trotz dieser gleichmäßigen, aus besonders mütterlicher, daher fast pedantisch auf Gleichheit ausgehenden Liebe entsprungenen Behandlung, die deßhalb natürlich ohne harten Druck war, waren wir Kinder aber weder gleichen Gemüths, noch gleichen Geschmacks, noch etwa derselben Sympathien und Antipathien, und noch weniger gleichen Temperamentes, im Gegentheil; Imre schien

mehr phlegmatischer, träumerischer, lymphaler Natur, war nicht rasch in Bewegung, liebte derbe breite Ausdrücke und Motionen, hatte in Bezug auf den sinnlichen Geschmack ganz entgegengesetzte Idiosynkrasien, zeigte eine gewisse Gier nach Fülle, die er dann doch als zuviel mißmuthig stehen ließ, während diesen Anlagen nach sein Karakter sich auch ruhiger, gerader, unvermittelter entwickelte, und was ihm an der elastischen Feinheit mangelte, durch drastische und positive Äußerung ersetzt ward. Wir blieben, zwar nur die Kinderjahre hindurch, so eng im Äußerlichen gesellt, denn als er nach Schemnitz in die Lehre, später nach Wien zur Kunstausbildung kam, sahen wir uns oft Jahre nicht, und schrieben uns auch nur anfangs fleißig, später seltener. Aber die Jugendgewohnheit des gleichmäßigen Lebens war nicht wieder zu verwischen; ich aß oft am entgegengesetztem Ende des Reiches oder des Welttheiles mit einem, wenn auch nicht klar gemachtem Bewußtsein, daß Imre dort und dort nun wohl eben auch speist, und oft war es mir bei vielen Dingen wie dunkel vorschwebend, ich hätte doch die andere Hälfte des Stück Brots, oder sonst eines Gegenstandes meinem Bruder zu geben, oder es für ihn aufzuheben, wie man oft allein bei Tische, an liebe Entfernte oder Verstorbene denkend, unwillkührlich noch ein Couvert für den gewiß unsichtbar anwesenden Gast auflegen lassen möchte. Obgleich nun weiter kaum ein stärkeres, mehr geistiges Band zwischen uns bestand, und wir uns wohl nie im Leben Gemüthsgeheimnisse anzuvertrauen den Draug fühlten, vielmehr unser Herz immer lieber gegen Dritte, Fremde, durch Sympathie zu Freunden Erworbene öffneten, so kannten wir doch genau gegenseitig unsere geistige Natur

— wenigstens ich ihm gegenüber — und ich würde sein eigenthümlich habituelles Wesen sogleich erkannt haben. Z. B. hätte er mir einmal eine Zeichnung vorgelegt, und wäre diese so sehr über Alles hinaus, was ich von ihm erwarten dürfte, vortrefflich und exzellent gewesen, daß ich ohne Vorwissen etwa gerathen hätte, die Zeichnung sei von dem größten Meister der Welt, so würde ich doch wahrscheinlich innerlichst dazu gedacht haben, „merkwürdig, würde mein Bruder so zeichnen können, so könnte nur er diese Zeichnung geliefert haben.“ Aber eben weil ich ihn und das Wesen seines Geistes so genau kannte, brauchte ich solche Überraschungen nicht zu erwarten, ich traute ihm viel zu, wußte aber bestimmt, wie viel ich ihm zutrauen konnte. Bei alledem standen wir uns gemüthlich eigentlich nie so nah, wie oft anderen, erworbenen Freunden, und da er schon Jahre krankte und siechte, so konnte die Todesnachricht auch kein Blitz aus ruhigem Himmel sein, wenn es auch ein sehr schmerzliches Ereigniß war. Aber sobald ich das Bewußtsein klar und unabweisbar, unwiderleglich hatte, mein Bruder, mein einziger Bruder sei gestorben, bemächtigte sich meiner plötzlich ein so eigenthümlich, erst durch Jahre schwächer gewordenes, wenn auch noch immer nicht ganz verschwundenes Gefühl, als sei meine eigene Persönlichkeit, physisch wie psychisch, nur noch eine halbe, die andere Hälfte aber sei gestorben, abgetrennt, weg von mir genommen. So oft ich an den Todten dachte, schien es mir unwillkürlich, als hätte ich jetzt nur noch Ein Bein, Einen Arm, Eine Körperhälfte, als hörte und schaute ich nur halb, was mir eben so schien; denn wenn ich dann aufhorchte, aufblickte, bemerkte ich wohl, daß meine Phantasie mich

getäuschte; aber so oft ich gerade mich gehen ließ, kam dies Gefühl körperlicher, sinnlicher, ja sogar geistiger Hälfte unwillkürlich immer wieder, und ich hatte diese Empfindung fort und fort, bis ich sie mir klar machte, wodurch sie wieder auf Momente entwich. Und dies eigenthümliche, mit Traum und Alpdrücken verwandte Gefühl empfand ich Jahre hindurch sehr stark, langandauernd, und immer wiederkehrend, und empfinde es heute noch sehr oft, wenn auch schwächer, aber nicht blos in den Momenten allein, wo ich direkt an meinen armen Bruder dachte, sondern auch ganze Stunden lang, während meine Ideen nicht entfernt diese Frage berührten, vielmehr die heterogensten und oft profansten Wege gingen.

Ich schreibe diese einleitenden Bemerkungen heute am 28. Februar 1860, an meinem sechsunddreißigsten Geburtstage, in München nieder, und da wir diesmal ein Schaltjahr haben, so wäre nicht morgen, sondern übermorgen der fünfunddreißigste Geburtstag meines armen, lieben Imre. Die Erinnerung an ihn wurde in mir letzterer Zeit wieder sehr lebhaft wach, indem ich nicht nur, durch verschiedene schwere Schicksale irritirt, häufig und stark an Mutter und Bruder dachte, sondern auch, da ein sehr werther und lieber Freund, der Hofrath Hanfstängl, einen seiner Söhne, den talentvollen und liebenswürdigen Egbert verlor, und ich bei dieser Nachricht plötzlich in voller Heftigkeit das Gefühl wieder empfand, das mich überfiel, als ich mir plötzlich klar machen mußte, ich habe meinen Bruder verloren. Als wir über den jüngsten traurigen Fall sprachen, so konnte ich mir wohl vorstellen und nachempfinden, welch einen Schmerz die Eltern fühlen mußten; jedoch der, den die Geschwister zu tragen

hatten, schien mir, nach eigener Empfindung urtheilend, müsse, wenn nicht ein größerer, doch ein anderer und in gewisser Beziehung noch peinlicher, halb sogar physisch-empfindlicher sein. Zuletzt fiel mir jedoch bei, diese eigenthümliche Empfindung dürfte so stark wohl nur bei zwei Brüdern, die sonst keine Geschwister haben, vorkommen, nicht auch in mehrzahligen Geschwisterreihen, wo sich die einzelnen gewöhnlich wie in freier Freundschaft Lieblingsgeschwister erwählen, und nicht gegen alle, wenigstens nicht in gleicher Wärme empfinden, lieben sie sich sonst auch noch so sehr unter sich. Die Natur gibt Niemandem dieselben Leiden, Empfindungen oder Freuden, sie hat für jeglich Individuum ein spezielles Gift und speziellen Balsam, von rein spezieller Wirkung beide.

Die Biographie meines Bruders veröffentlichte ich sogleich nach seinem Tode, ungrisch im Budapesti Hirado, und deutsch, wie schon zu Anfang gesagt, in der von mir herausgegebenen „Ungrischen Malerrevue," von der jedoch nur das erste Heft erschien. Möge daher lezterer Croquis für die Freunde des zu früh Verewigten, denen jenes Heft nicht zu Händen kam, hier nochmals Abdruck finden.

Die Familie Benkert stammt eigentlich aus Bayern, wo noch gegenwärtig der Hauptzweig derselben sich zahlreicher Nachkommenschaft erfreut, aus welcher der Bischof von Würzburg, Benkert, als theologischer Schriftsteller zu großem Rufe gelangte.

Einzelne Glieder derselben wanderten aber schon im Anfange des vorigen Jahrhunderts nach verschiedenen fremden Landen aus und indigenirten sich in den neuen Heimaten völlig, so daß ihre Nachkommen mehr und mehr

zu Nichtdeutschen wurden. So war der 1846 zu Padua verstorbene reiche Domeniko Benkert, Gründer der italienischen Linie; so ist George Benkert aus New-York, welcher neuestens durch seine Kirchenkompositionen in den Wiener musikalischen Kreisen nicht geringes Aufsehen machte, geborner Amerikaner; und die ungrische Linie entstand durch Sebastian Benkert, Sohn des Bamberger Bürgermeisters, 1770 als Fleischergeselle nach Ungarn einwandernd, und sich in Pest mit einem armen, adeligen Fräulein Anna von Szalay verheirathend und daselbst den jetzt noch existirenden Gasthof „Zum König von Ungarn" gründend.

Aus dieser Ehe entsproß nur ein Sohn, der 1795 in Ofen geborene, 1847 in Pest verstorbene Anton Benkert, Ehrenbürger mehrerer Städte, als Historigraph wie als Lokalnovellist in weiten Kreisen beliebt und bekannt, und sein lebelang als Ehrenmann geachtet.

Er hatte zwei Söhne: Karl, geb. 1824, seit Jahren unter dem Namen Kertbeny als Übersetzer aus dem Ungrischen thätig; und Emrich, als Maler eines der hoffnungsvollsten, leider zu früh dahingegangenen Talente Ungarns.

Emrich Maria Benkert wurde 1825 am 27. März geboren und zwar, wie sein älterer Bruder, ebenfalls zu Wien, da ihre Eltern zufällig während dieser Jahren in der Residenz verweilten. 1827 zog die Familie jedoch wieder zu den Schwiegereltern nach Pest, und hier gingen beide Knaben später in die Normal- und in die ersten lateinischen Klassen der frommen Schulen. Die Mutter hatte von jeher ein entschiedenes Kunsttalent, und galt in befreundeten Kreisen, als Schülerin Leyboldt's,

mit Recht als vortreffliche Aquarellistin, besonders im Fache der Blumenmalerei. Sie wirkte daher auf ihre Kinder schon frühzeitig künstlerisch anregend; aber nur der ältere Sohn zeigte einiges Talent und Freude am Zeichnen, der jüngere dagegen, stets phlegmatisch, verschlossenen Karakters, bewies anfangs eher eine Antipathie, als Sinn und Liebe für die Kunst, was psychologisch um so interessanter, als diese Thatsache einen neuen Beleg für die Richtigkeit der oft gemachten Bemerkung abgibt, wie bei vielen Talenten die ersten Jugendjahre diametral entgegengesetzte Züge aufweisen, verglichen mit den nachherigen Richtungen ausgesprochener Karaktere.

Genug, theils diese täuschende Wahrnehmung, theils andere Umstände, bestimmten den Vater, seinen jüngeren Sohn dem Kaufmannsstand zu widmen, und so kam Imre 1839 zu einem Spezereihändler nach Schemnitz in die Lehre, und es war seiner Natur ganz entsprechend, daß er eine Weile die Brutalität der neuen Stellung geduldig und stillschweigend ertrug, plötzlich aber, das Maß voll fühlend, einfach durchging und als dreizehnjähriger Knabe von Schemnitz zu Fuß nach Pest flüchtete. Man versuchte es nun, ihn in der Hauptstadt in eine Schnittwaarenhandlung unterzubringen, wo er auch eine Weile gut that, aber plötzlich mit dem nicht wenig überraschenden, jedoch festen Entschluß auftrat, Maler zu werden. Die Liebe der Eltern glaubte dem Sohne wenigstens die Probe schuldig zu sein, und so lernte Benkert von 1842 an in der Pester städtischen Zeichnenschule unter Professor L. Landau die Anfangsgründe des neuen, mit ungewöhnlichem Eifer ergriffenen Berufes. Es zeigte sich bald bedeutendes Talent, und so wurde er denn nach zwei Jah-

ren bei der Wiener Akademie vorgemerkt. Als er aber 1844 nach Wien ging, machte er sogleich die Bekanntschaft des genialen Künstlers August Schrödl, schloß sich diesem mit Enthusiasmus als Schüler an, und ließ sich wohl gerade von demselben bestimmen, die Akademie ja nicht zu betreten, sondern seinem eigenen Talent zu vertrauen, um als Naturalist zum Ziele zu kommen. Später mag er vielleicht in Dualismus mit sich gerathen sein, ob dieser Entschluß auch ein richtiger gewesen; er war jedoch stets ein zu willensfester Karakter, um irgendwie Konzessionen zu machen. Auch schadete der Entwicklung seines Talentes dies anfängliche Selbstvertrauen in der That weniger, als spätere äußere Mißverhältnisse, er gewann eher dadurch an Konzisität des Strebesinns. Aber er hatte nun von vornherein mit irdischer Noth und Sorge zu kämpfen, und als echte Künstlernatur unterlag seine Seele von da ab noch schwereren geistigen Kämpfen des Autodidaktismus. Er fühlte es tief, vor Allem aus dem Dilettantism herauskommen zu müssen, und arbeitete ohne Rücksicht auf Billigkeit gegenüber seiner Gesundheit mit unsäglichem Fleiße, und sich freiwillig strengster Disziplin unterwerfend, bis er wenigstens die Verve in der Behandlung weg hatte, welcher er seine spätere Virtuosität in der Technik verdankte. Sein Freund und Lehrer erzählt aus der Zeit, daß er ihn, den scheinbar so phlegmatischen, stets verschlossenen Karakter, oft des Nachts wie ein Kind weinend antraf, wenn er sich selbst oder seinem Lehrer etwas nicht recht machen konnte, es nicht so zu geben vermöglich war, als es fertig seinem Geiste vorschwebte.

Beukert war kein leicht und spielend produzirender

Geist, er arbeitete schwer und unter Schmerzen, aber auch Bedeutenderes als die Tagsgeburten der Maitres de plaisir. Um organisch und voll zur Entwicklung zu kommen, hätte er vor Allem der Ruhe und der irdischen Sorglosigkeit bedurft. Es gibt elastische Karaktere, welche unter allen Verhältnissen zwar nichts Großes zu Stande bringen, aber stets Angenehmes zu bieten wissen, wenn auch auf Kosten der Gründlichkeit und der Tiefe. Andere dagegen müssen gehegt und gepflegt werden, um nur Wurzel zu fassen, lohnen dann aber reichlich durch um so ungewöhnlichere Blüthenfülle den auf ihr Talent riskirten Prix d'encouragement. Freilich aber und leider, wenn auch natürlich, daß die sogenannten mobilen und akkomodablen Talente immer leichter Beifall und Mäzenate finden, als die äußerlich schroffen und schweigsamen, deren innerer Funke erst hervorgelockt werden muß, und nicht stets vor aller Welt lustig wie ein Strohfeuer flackert. So erging es auch Benkert. Während einige seiner talentloseren und ihrem ganzen Wesen nach oberflächlichen, aber salonfähigeren Landsleute und sonstigen Kollegen ungesucht großmüthige Protektion fanden, und in Italien, Deutschland oder Paris die Jugendjahre der Künstlerlaufbahn genießen durften, mußte er, von den Fesseln des materiellen Mangels zurückgehalten, in kleinlichen sonnenlosen Verhältnissen fort vegetiren, in Opposition mit den konventionellen Kunstrichtungen der Residenz, beschränkt auf einen kleinen Kreis junger Strebender, die sich gegenseitig bald erschöpft hatten, und sich nach erhebenderen Ideen, größeren Richtungen und weiterem Spielraum verlechzend sehnten.

Von der Zeit an wandte sich Benkert wiederholt

und bis an sein Lebensende mit bewunderungswürdiger Ausdauer im Vertrauen, an fast alle ungrischen Kavaliere, welche im Rufe des Kunstmäzenismus stehen, seine besten Arbeiten als Zeugnisse einsendend, ausführliche Projekte entwerfend, wie ihm und den übrigen ungrischen Künstlern mit wenig Mitteln auf leichte Art zu helfen, und eine wirkliche ungrische Malerschule zu gründen wäre. Seine persönliche Sehnsucht ging hauptsächlich dahin, nach Italien zu gelangen, und aus dem nur zu sehr von ihm gefühlten Dilettantismus in die Tapfen der fertigen Kunstanschauung treten zu dürfen. Vergeblich! Er erhielt zehn Jahre hindurch auf alle Zusendungen und Bitten nicht einmal eine einzige, wenigstens höfliche Antwort, sogar nicht, als später die ersten Künstler Wiens ihn würdig anerkannten, und sein Atelier ein gesuchtes geworden war.

1845 machte Benkert in Gesellschaft seines Lehrers den ersten Studienausflug nach Steiermark, mit reichgefüllter Mappe zurückkehrend. 1846 besuchte er seine Vaterstadt, und ging mit einem Kollegen über Kaschau in die Karpathen, nach Schmecks und Leutschau, verweilte im Herbst in Gyöngyös, von der Baronin Orczy gastfreundlichst aufgenommen, und kam erst im Dezember nach Pest zurück. Nun wollte er noch das letzte Dampfschiff benützen, um nach Wien zu gelangen; das Treibeis nöthigte jedoch das Schiff schon in Waitzen anzuhalten und die Passagiere in offenen Bauernwagen weiter zu expediren. Hiebei erkältete sich Benkert dermaßen, daß er wochenlang krank lag, und als er 1847 wieder nach Wels, Hallstadt und Ischl ging, im Gebirge den ersten Anfall des später seinen Tod herbeiführenden Bluthustens bekam, und in einer Bauernhütte liegen bleiben

mußte. 1848 war er auf wenige Tage neuerdings in Pest, und eilte dann sogleich zum dritten Male in seine geliebten Berge der Steiermark, wo er bis 1849 verblieb. Zurückgekehrt nach Wien, traf ihn die Hiobspost, daß seine einzige, letzte Hoffnung auf eine selbständige, sorgenfreie nächste Zukunft auch zerstört sei, indem sein geringes großmütterliches Erbtheil, das er eben zu erheben hatte, durch die Annahme ungrischer Noten von Seiten der Waisenhauskasse verloren gegangen war. Nun mußte er sich entschließen, in den gegebenen engen Verhältnissen irgend einer ausgesprochenen Richtung beizutreten, und so wurde er anfangs 1850 Schüler des bekannten Professor Waldmüller, dem Naturalismus als System huldigend, und etablirte sich nach halbjähriger Lehrzeit als ausübender Künstler. Von der Zeit an ward Benkert völlig der Oeffentlichkeit bekannt, und sein Name errang nach und nach Aufmerksamkeit und Achtung in den Wiener Kreisen. Von jetzt an widmete er sich auch der Ölmalerei, dem Genre und dem Porträtfache und lithographirte nebenbei. 1850 ging er zum vierten Mal nach Steiermark, leider neuerdings einem argen Anfall des in ihm versteckten Siechthums unterworfen, ließ sich aber nicht abhalten 1851 die Sängerfahrten nach Passau und sodann nach Brünn mitzumachen, und faßte endlich 1852 den festen Entschluß, sowohl auf den Rath des Arztes, wie um seiner tiefen Künstlersehnsucht Genüge zu leisten, um jeden Preis so bald als möglich nach Italien zu gehen. Nun machte er sich reisebereit, nahm alle nur erhaltbaren Bestellungen an, und arbeitete fortwährend über seine Kräfte, blos um die Mittel zu gewinnen, seinen energischen Entschluß ausführen zu können. Das

verzögerte sich aber von Monat zu Monat bis in die Jahre, stets fehlte nur noch eine kleine Summe, um die nöthige voll zu machen, und dann stemmten sich wieder soviel andere Hindernisse entgegen, und Niemand wollte freiwillig helfen, so sehr auch der Arzt diese Reise als einzige Rettung bezeichnete, bis dann endlich der schwere Augenblick kam, die große Reise in das Jenseits anzutreten. Emrich Maria Benkert starb den 21. Januar 1855, nach mehrtägigem schmerzlichsten Krankenlager, in Folge eines Blutsturzes, in den Armen seiner trostlosen Mutter und seiner jungen Gattin, mit welcher er sich erst das Jahr vorher vermählt hatte; sein letztes Wort war: Italien! Seinem Leichenbegängnisse wohnten alle Künstler Wiens bei, und der Männergesangsverein, dessen beliebtes Mitglied der Verblichene war, sang an seinem Sarge in der Karlskirche den letzten Brudergruß der Künstler Oesterreichs.

Hier war wieder Einer zu Grabe gebracht, um den man sich in der Heimat erst zu bekümmern begann, als die Nachricht seines Todes eintraf, und er in nicht ganz einem Jahre die Zahl voll machte, welche, verschiedenen Radien unseres Geisteslebens angehörend, Namen wie Garay, Nagy Ignácz, Sükei, Bárándy, Fáncsi u. s. w. bilden. Und was hatte er von der Nation eigentlich verlangt? Ein Landhaus, nebst Equipage und Maitresse, eine Opernloge und Windhunde? Oder bettelte er als Müssiggänger und Schmarotzer, ohne weiteres Talent als das der Zudringlichkeit? Ach nein, er wollte ja euer Almosen nicht, noch im vorhinein eine Pension, er wollte nur ehrlichen Verdienst, er wollte nur Spielraum und Behütung vor äußerster Noth, um sein physisches Leben

zu retten, und dadurch seine geistigen Kräfte euch widmen zu können. Er wollte nur einfach Hafer haben, um für euch ziehen, zu eurem Ruhm und Gewinnst courbettiren und wettlaufen zu können. Aber eben leider, daß er weder ein Pferd, noch ein welscher Sänger oder ein Kunstreiter, sondern ein echter Künstler war, der es vorzog in der Fremde euch zu Ehren etwas zu lernen, statt in Pest Bälle zu arrangiren und Visiten zu machen, um den Auftrag zu einem Portrait zu erhalten.

Doch es ist Zeit, daß wir von Benkert's künstlerischem Wirken kritisch eingehend sprechen, damit man erkennen lerne, was man an diesem Talent verloren.

Seine größeren und bedeutenderen Ölbilder sind folgende:

1. „Bußpredigt," 1850, angekauft vom Oesterreichischen Kunstverein.
2. „Wildschützen auf der Spur," 1850. Im Besitz des Herrn Stuböck in Wien.
3. „Ein im Gebirge Verunglückter," 1850. Im Besitze von Stuböck.
4. „Die Versuchung," 1851. Im Besitze des Herrn Hofzimmermeisters Fellner. Das größte Bild Benkert's mit sechs Figuren, 1852 auch im Pester Kunstverein ausgestellt, von der öffentlichen Stimme allgemein als außergewöhnlich bebezeichnet, und in Ungarn doch nicht angekauft.
5. „Ruhe," 1852. Im Besitze des Theaterdichters Herrn Berla.
6. „Mutterliebe," 1852. Im Besitze der Frau von Steindl in Wien.

7. „Der Liebe Opfer," 1852. Im Besitze des Hrn. Dr. Kopetschni in Wien.
8. „Ein Abenteuer im Gebirg," 1853. Im Besitze des Herrn Stubök.
9. „Der Nebel." Humoristisches Genrebild. 1853. Angekauft durch den Pester Kunstverein, und gewonnen durch Herrn J. Karczag. Notabene, das einzige Bild von Benkert, welches je in Ungarn angekauft wurde!
10. „Partie aus Steiermark," 1853. Besitz des Herrn Stubök.
11. „Die Erwartung," 1853. Im Besitze des Herrn Oswald in Wien.
12. „Ideale Landschaft," 1853. Eigenthum des Herrn Torola in Udine. Freundesgeschenk des Malers, wohl das beste Werk, welches sein Pinsel geschaffen.
13. „Eine Pußta," 1854. Ausgestellt im Pester Kunstverein, gegenwärtig im Besitz des Herrn Stubök in Wien.
14. Zahlreiche Portraite, darunter das vollendetste, das eigene des Künstlers, welch letzteres nach seinem Tode hier ausgestellt war, und von der Wittwe für das National-Museum bestimmt wurde.

Betrachtet man vom kritischen Standpunkt aus Benkert als Maler, so zeigt er ein bedeutendes, doch noch in der Entwicklung begriffenes Talent. Noch war er in den meisten seiner Ölbilder nicht sicher genug in der Farbe, auch kämpfte er überhaupt noch mit der Technik dieses Faches, bei jedem neuen Werke neuartige Versuche anstellend und freier in der Intention, als bewußt in den Mitteln. Erst in der allerletzten Zeit hatte er

auch in der Malerei den Dilettantismus überwunden, und trat, z. B. in seinem eigenen Portrait, mit einer fertigen, dunkelsaftigen Farbe, und mit einem sicheren, breiten Vortrage auf, der zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Aber dies Urtheil gilt freilich nur vom objektiven Kunststandpunkte aus, vom nationellen, der sogenannten ungrischen Schule, war er auch in der Malerei gleich vom Anfange an einer der Ersten unter den Ersten, den meisten allein schon an selbständiger korrekter Zeichnung und Komposition überlegen.

Als Zeichner dagegen ist er nächst seinem Lehrer Schrödl wohl einer der Ersten in Oesterreich, wie es Autoritäten gleich Kriehuber, Pettenkoffen, Geiger u. s. w. aussprachen. Hier hatte er die Technik über den Dilettantismus hinaus weg, und handhabte sie mit einer Sauberkeit, einem Pli, und einer sicheren Virtuosität, wie man es nur bei den besten Franzosen gewohnt ist. Seine Handzeichnungen, über 200 Blatt, wurden aus seinem Nachlasse auch reißend schnell und theuer verkauft, und bilden die schönsten Albumblätter, die in neuerer Zeit an dem Wiener Kunstmarkt auftauchten. Herr Fabrikant Winter in Wien erwarb die trefflichste, eine nicht minder geniale vermachte der Künstler seinem Bruder Kertbeny, einen „Kampf mit dem Bären" vorstellend, projektirt zu größerer Ausführung in Öl für die Pariser Exposition, neuestens auch im Pester Verein Bewunderung erregend. Seiner guten Mutter vermachte er die ebenfalls hier geschene liebliche Ansicht von Klosterneuburg, die in Leipzig im Stich herauskam.

Benkert's überwiegendes Zeichnungstalent machte

ihn auch besonders für die Lithographie schätzenswerth. Gleich die ersten Versuche gelangen überraschend. Er gab 1852 ein Heft von 10 Zeichnungen, Szenen aus Steiermark, unter dem Titel „Lebensbilder" in den Kunsthandel, die allgemeinen Beifall fanden, rasch vergriffen wurden, und von denen einzelne Kompositionen bis ins Volk drangen, und noch populärer werden dürften, da die kais. Staatsdruckerei nunmehr das Recht der Vervielfältigung an sich gekauft hat.

Eigentlich verewigt hat er sich jedoch durch die „Ansichten des Eisenbahnbaues über den Semmering," auf 30 Blätter berechnet, wovon jedoch nur 18 Ansichten zu Stande kamen, welche durch die Direktion Sr. k. k. Majestät überreicht, und von Höchstdemselben allergnädigst belobt wurden. Da diese Zeichnungen bestimmt waren, an die Beamten der verschiedenen in- und ausländischen Bahnen, und sonstige Fachleute verschenkt zu werden, so ging die Aufgabe meist dahin, nicht den fertigen Bau, sondern eben die Gerüste und Unterbaue zur instruktiven Anschauung zu bringen, und dadurch wurden dem freien Künstler freilich Aufgaben zugemuthet, welche mehr in das Fach architektonischer Projektzeichnenlehre gehören. Benkert entledigte sich dieser tristen Aufgabe jedoch eben so fachgewissenhaft als künstlerisch schön, und die Korrektheit der schwindelerregenden Strukturmannigfaltigkeit wird überall von der landschaftlichen Schönheit des ganzen Bildes, den Perspektiven und Vordergründen, weit überwogen. Ein Exemplar dieser nicht in den Handel gekommenen Blätter gehört nunmehr als Vermächtniß dem Nationalmuseum in Pest.

Noch in den letzten Tagen seines Lebens faßte Ben-

kert den Entschluß, der Zeichner der Graner Basilika zu werden. Er wendete sich deßhalb an Se. Eminenz den Kardinal-Fürstprimas, und als sein Projekt die Bewilligung erhielt, reiste er noch im November 1854 persönlich nach Gran, sich zur Vorlage einige Ansichten photographirend. Sein Bruder Kertbeny hatte nämlich bereits mit dem hochwürdigen Domkapitel den Kontrakt abgeschlossen, innerhalb zwei Jahren eine Beschreibung sowohl des Kirchenbaues, wie überhaupt eine Geschichte des ungarischen Primatiates und der Stadt Gran, in ungrischer, deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache herauszugeben, und muß nun allein die so schön gedachte Dioskurenarbeit vollenden, fortwährend von schmerzlichster Erinnerung erregt.

Zu Benkert's Lieblingsgedanken gehörte es jedoch, die wunderschöne Kirche zu Fóth, — unstreitig nächst der Altlerchenfelder Kirche in Wien das kunstvollendetste Monumentalbauwerk der Neuzeit im ganzen Kaiserstaate, — durch Zeichnungen in weiteren Kreisen würdig bekannt machen zu dürfen. Aber es wurde ihm von entscheidender Seite her nicht einmal eine höfliche Antwort auf wiederholte Vorlagen.

Fassen wir Alles in Allem zusammen, so verloren wir in Benkert zwar keinen großen, schon fertigen, durch ungewöhnliche vollendete Werke verewigten Künstler, aber ein bedeutendes, zu den größten Hoffnungen berechtigendes Talent, bei dem erst aus einzelnen Zügen zu entnehmen war, was es Bedeutendes, und, für die ungrischen Verhältnisse vielleicht Ungewöhnliches, unter günstigeren Umständen hätte werden können. Denn das ist's ja eben, daß hier wieder einmal ein inbrünstig Strebender, ein

durch Fleiß und Talente Berechtigter, mit einem Worte eine echte Künstlernatur durch Indifferentismus der Nation, in stetigem Kampfe mit den elendesten Sorgen irdischer Existenz, unbeachtet und unverwerthet unterging, ehe er noch mit sich selbst im Reinen war; während so viele Schmarotzer, Intriguanten und maulflinke Stümper in unserer Gesellschaft so behäbiges Unterkommen finden.

Friede seiner Asche! Freiheit seinem Geiste!

Soweit der gleich nach des Künstlers Tode und wie gesagt, in verbitterter Stimmung geschriebene Nekrolog, wie er sich im ersten Hefte der „Ungrischen Malerrevue“ findet.

Die Komposition „Kampf mit dem Bären“, mir eigens von meinem seligen Bruder vermacht, führe ich daher auch auf Reisen als theure Erinnerung mit mir. Noch in Wien drang Professor Karl Rahl öfter in mich, dies Blatt lithografieren zu lassen. Eines Tages zeigte ich es in München meinem hochgefeierten Freunde und Gönner W. v. Kaulbach, der diese Zeichnung für das Vortrefflichste erklärte, was er noch in dieser Art zu Gesichte bekommen. In Genf wies ich das Blatt dem berühmten Calame, der seitdem wiederholt mich aufforderte, es durch einen seiner Schüler vervielfältigen zu lassen. Neuestens übernahm es Baron Fircks, eben so bekannt durch seine großen Reisen, wie als Kunstfreund, die Komposition in Berlin herauszugeben, und so dürfte sie denn bald im Kunsthandel als Reliquie erscheinen, würdig der Aetzblätter des genialen Valerio in Brüssel.

Béranger.

Geb. 17. Aug. 1780. Gest. 16. Juli 1857.

„Ueberlaßt es mir, die Lieder eines Volkes zu machen, und überlaßt es dann wem Ihr wollt, dessen Gesetze zu machen."
Fletscher von Saltoun.

Während meines ersten Aufenthaltes in Paris war mehrmal die Rede davon, auch den gefeierten Chansonnier persönlich aufzusuchen. Bald wollte mich Venedey hinführen, und Alfred Meißner sollte mit von der Partie sein, bald besprach ich mich mit einigen Landsleuten, daß wir in corpore unsere Huldigung darbringen mögen. Aber wie es nun einmal schon mit Verabredungen geht, nie klappte es zur rechten Zeit; Venedey und Meißner hatten unterdessen den Gang schon gemacht, welchen Moment Meißner auch später mit bekannter Liebenswürdigkeit des Vortrages in den „Grenzboten" erzählte. Einstmal nun gab es für mich wieder eine Woche, in der mir ziemlich Alles glückte, ich bin nämlich entschiedener Predestinateur. Es war mir gelungen, ganz allein und geheim, und trotzdem ich nicht viel Vertrauen auf meine Routine in französischer Konversation hegte, bei George Sand eine tiefbefriedigende Besprechung zu erlangen; ich wurde wirklich in jenem klosterähnlichen Gebäude in der Rue St. Lazare vorgelassen, für so unmöglich man es mir auch vorstellte, und einmal in der Strömung des Ereignisses, fanden sich mehr Anknüpfungspunkte, als ich mir selbst je hätte träumen lassen. Also weßhalb sollte ich nicht auch ganz allein und franchement zu Béranger gehen? „Aide toi, et le ciel t'aidera." Ich fuhr

demnach an einem heiteren Märztag des Morgens nach Passy, und wanderte da die Straßen auf und ab. Ich fand gar leicht das Haus des greisen Chansonniers, aber ich ging mehrmal an der Pforte vorbei, ohne Muth zu haben, einzutreten. Uebrigens mit vollem Magen wird man gleich entschlossener, wenigstens mir geht es so, und ich trat daher zuvörderst in ein Cabaret an der Seine, setzte mich an einen der Tische vor dem Laden, und dejeunirte in der lieben Morgensonne Radieschen, frische Butter, und leerte eine kleine Flasche, höchst wahrscheinlich aus Holz künstlich erzeugten Weines. Aber was thut's, wenn es nur schmeckt. Als ich die Fünfsous-zigarre bis zum Stumpf unter allerlei Entschlußschwankungen verraucht hatte, stand ich entschlossen auf, und ging geraden Schrittes auf des Liederdichters Haus zu. Es war, soviel ich mich entsinne, einstöckig, zu rechts und links zwei Fenster breit. Im Thoreingang klopfte ich ganz ruhig an die zweite Thür links. Ich hörte mehrere Stimmen „Entrez“ rufen. Ich trat rasch und sicher ein. Es war ein nicht sehr großes Gemach, dessen Fenster wahrscheinlich in einen Garten gingen, denn Weinlaub rankte herein, und die Sonne glitzerte hell auf dem Grün. In der Stube standen und saßen etwa vier bis fünf Männer, darunter einige junge. Am Tisch, auf dem Frühstück servirt war, lehnte ein nicht sehr großer, alter Herr, mit unverdeckter Glatze, die Hand auf einem Buche haltend. Es war unzweifelhaft Béranger selbst. Bevor ich noch sprechen konnte, reichte mir jener alte Herr freundlichst die Hände dar, indem er sagte „Bon jour, mon cher ami!“ als würde er mich schon von lange her kennen und als habe er mich erwartet. Ich stotterte

in erster Minute eine unverständliche Phrase, in nächster aber sagte ich bereits deutlich, wer ich sei, und was mich herführte. Der gute Alte fand das sehr hübsch, und mit jener, nur Franzosen eigenthümlichen feinen Ungeniertheit und Bonhommie sprachen auch sogleich die anderen Anwesenden mit mir, indem man mir einen Stuhl anbot. Es interessirte sie sehr, daß ich Ungar sei, und ich hatte eine gute Weile die heterogensten Fragen zu beantworten, und allerlei Detail kurz zu erzählen. Nun ist es eigenthümlich, daß ich fremde Sprachen meist rascher, selbst ziemlich geläufig spreche, aber um so schwerer Andere und ihre Gegenreden verstehe. Ich konnte daher auch hier, sobald ich mich ungenirt fühlte, eifrig schwatzen, verstand aber nicht immer, was man mich fragte. Béranger zeichnete mich eben nicht besonders aus, er sprach abwechselnd mit Allen in gleicher Rührigkeit, nur daß er mir ein Glas Wein anbot, welches ich auf seine Gesundheit leerte, und zugleich eine Explikation des ungrischen „Éljen“-Rufes versuchte. Vielfach von den Übrigen ausgefragt, machte ich auch darauf aufmerksam, daß in einem Gedichte Bérangers, ich denke es heißt „les cosacs,“ Bezeichnungen vorkommen, welche befürchten lassen, daß der edle Dichter die Ungarn ebenfalls zu den Slavenhorden des Nordens und zu den Geißeln der Civilisation zähle. Jetzt wendete sich Béranger direkt an mich, und indem ihm die Anderen meine Bemerkung näher explizirten, meinte er, als er jenes Gedicht geschrieben, habe man in Frankreich noch kaum etwas von Ungarn gewußt, man kannte nur die Hußären, welche mit den Kosaken zugleich in Paris einrückten, aber jetzt wisse man schon mehr über „la noble nation magyare“ und sein Freund Amadée

Thierry beschäftige sich sogar mit der Urgeschichte der Hunnen, und finde auch diese nicht so gräulich, als sie die Tradition verläumdete, vielmehr sei es eine geniale und hochherzige Race, wenn auch „un peu sauvage." Während dieser Auseinandersetzung betrachtete ich mir den Chansonnier genau. Die allgemein bekannten Bildnisse, besonders das Bild Charlet's von 1834, das von Ary Scheffer, sowie die Radierung von Sandoz, und die Kreidezeichnung von Couture sind äußerst ähnlich, so frappant, als alle mir bisher bekannten Portraits von George Sand dem Original unähnlich sind. Béranger's Kopf war aber auch leicht zu treffen, eine fertige und dem Künstler die einfachsten Anhaltspunkte für die Wiedergabe bietende Physiognomie. Der Schädel nicht klein und stark, rund, die Glatze umgeben von ziemlich langem grauweißen, nicht dichtem Haar, die Augdeckel groß, der Mund fein und wohlwollend, und das Gesicht dicht durchfurcht von zahllosen Runzeln, jede, wie Jean Paul so schön sagt, ein lächelnder Mund. Der Kopf erinnerte in seiner Totalität an den des Demokrit, auch an Franklin und Jenner, und annähernd an den des Bernardin de St. Pierre, nur daß letzterer, seinem Portrait nach, lange, weiße Locken trug.

Mein Besuch mag etwa eine gute halbe Stunde gedauert haben, als ich ihn abbrach. Ich wurde eben so wohlwollend und ungenirt wieder entlassen und von Allen begrüßt, als kenne man mich schon längst, wie es beim Empfange geschehen. Béranger reichte mir noch zuletzt die Hand, hielt die meine auch noch mit beiden Händen fest, und sagte einige recht herzliche Worte, ohne übrigens mich nochmals einzuladen.

Ich fuhr recht vergnügt heim, und erzählte damals das Abenteuer nur einem einzigen meiner Landsleute. Jahre waren vergangen, und ich längst wieder in der Heimath, und ich dachte kaum mehr an jene Exkursion nach Passy. Aber wie wunderbar der Zufall dem Menschen mitspielt, wie originell die so entgegengesetzten Lebensfäden im Gewebe der Zeit doch sich wieder berühren und durchschlingen! Deßhalb allein schon ist die Laufbahn des Schriftstellers eine hohen Genuß bietende, weil man doppeltes Dasein hat, das persönliche und das literarische, und wie man sich im Gesellschaftsleben persönliche Freunde erwirbt, so erwirbt dem Autor jedes Buch literarische, welche, weil so durchaus unabsichtlich erworben, ungemein für alle literarischen Gegner entschädigen. „Habent fata sua libelli“ sagten bereits die Alten.

Ich bekam nämlich unter anderen Briefen auch einen datirt von Paris, 14. April 1855, und unterzeichnet von einem mir bis dahin nicht sehr bekannten Namen, „Thalès Bernard, Collaborateur de l'Athenaeum français.“ Er hatte mehrere meiner Übersetzungen ungrischer Dichter gelesen, eben selbst einen historischen Versuch „la Couronne de St. Etienne“ veröffentlicht, und begehrte verschiedene Auskünfte über ungrische Fragen. Wir geriethen in einen lebhaften Briefwechsel, der bis heute seinen erfreulichen Fortgang hat; ich machte Mr. Bernard mit unserer Literatur näher vertraut, er interessirte sich lebhaft dafür, übersetzte bald mehrere Dutzend Lieder von Petöfi, Vörösmarty, Lißnyai, lenkte auch die Aufmerksamkeit des Mr. F. Fertiault auf unsere Poesie, und schrieb darüber zahlreiche Artikel für das Athénaeum, den Souvenir, die Revue contemporaine und

andere Journale. Charles Gabriel Thalès **Bernard**, geb. 1821 zu Paris, erhielt frühzeitig gute Erziehung, besonders in Bezug auf Naturwissenschaft und Sprachen. Er machte mathematische Studien, um in die Seeschule zu Brest zu treten, entschied sich aber für eine andere Laufbahn, und lernte den Handel im ausgebreiteten Verkehr auf einem Dampfer des Südens kennen, in welcher Zeit er sich auch mit Vorliebe den bretagnischen Dialekt eigen machte. 1840 nach Paris zurückgekehrt, setzte er seine literarischen Studien unter Leitung des gelehrten Hellenisten Ph. **Le Bas** fort, und widmete sich völlig der Literatur. Er veröffentlichte zuerst den „Dictionnaire mythologique" (Paris, 1846. Didot), worin er Frankreich mit den Resultaten Jakobi's bekannt machte. Nach siebenjährigem Schweigen trat er mit der „Etude sur les variations du polythéisme" (Paris, 1853. Frank) und dem ersten Hefte der „Histoire du Polythéisme. Introduction" hervor. Darnach publizirte er in rascherer Folge: „La couronne de St. Etienne" (Paris, 1854. Krabbe); die Novelle „Les frères du commandeur," (Paris, 1854. Krabbe) und einen Band lyrischer Gedichte „Adoration" (Paris, 1855. Krabbe.) Neuestens gab er auch ein Heft „Mélodies pastorales" (Paris, 1856. Taride.) und einen dicken Band: „Poésies nouvelles" (Paris 1857) heraus, meist Imitationen und Uebersetzungen bretagnischer, walesscher, dänischer, estnischer, serbischer, lithauischer, provenzalischer und ungrischer Gedichte und Volkslieder enthaltend. Bernard versteht nebst den klassischen Sprachen auch vollkommen Deutsch, Englisch, Italienisch, Provenzal, Spanisch und Portugiesisch, wie

in letzterer Zeit nicht minder einige slavische Idiome, und etwas Ungrisch.

Bernard zählte nun nicht bloß zu den intimen Freunden des neuestens auch in Deutschland vielbesprochenen Philosophen August Comte, er lebte auch vierzehn Jahre hindurch auf vertrautestem Fuß mit Béranger. Natürlich, daß er daher den greisen Chansonnier auch vielfach von seinen eigenen Studien unterhielt, und derart des im besten Sinn des Wortes Inkarnirtesten aller Franzosen Aufmerksamkeit auf fremde Volkspoesien lenkte, zuletzt sehr andauernd auf die ungrische. Und so fand ganz unerwartet ein Rapport, geleitet durch mich und Bernard, zwischen dem Geiste Petöfi's und dem Bérangers statt. Hätte Petöfi das erlebt! Ich denke nicht, daß ihm irgend etwas tiefere Genugthuung gegeben hätte. Anfangs wollte Béranger es gar nicht glauben, daß man ihn in Ungarn wirklich kenne und verehre. Er schrieb an Bernard: Mon cher Thalès, je vous suis bien réconnaissant d'avoir pris la peine de me faire une réputation en Hongrie. C'est un peuple que j'aime et que j'admire comme je vous l'ai dit cent fois. Excusez-moi auprès des amis que vous avez sans doute dans cette héroique nation et dites combien je suis heureux que quelques uns de leur poëtes aient daigné penser à moi, et aient bien voulu associer mon nom à celui de leur grand poëte Alexandre Petöfi, dont ja'i entendu faire si souvent l'éloge par plusieur de ses concitoyens proscrits. Quand vous écrivez en Hongrie, mon cher ami, veuillez donc de ma part rémercier Mr. Kertbeny du volume précieux qui'l a bien voulu mettre à mon adresse et

de la traduction de plusieurs de mes chants connus, dites vous, chez ses compatriotes dont l es suffrages me sont aussi chers que glorieux. Je vous dois, mon cher Bernard, bien de rémerciments pour la peine que tout cela vous a donné ou vous donnera, et je vous prie de croire à ma gratitude bien sincère, malgré les doutes que je conserve sur la bonne opinion que vous m'offrez, que la Hongrie veut bien avoir de ma pauvre petite muse.

A vous de coeur

Béranger.

Paris, 1. Sept. 1855.

Ich überzeugte den alten Herrn aber rasch von der vollen Wahrheit aller Angaben, indem ich ihm durch Bernard ein ganzes Paket meiner Uebersetzungen und ungrischer Uebersetzungen seiner Lieder, sowie einige an ihn direkt gerichtete ungrische Gedichte zustellen ließ. Kurze Zeit darauf erhielt ich den folgenden Brief per Post:

A Monsieur K. M. Kertbeny à Pest (Hongrie.)

Monsieur!

Pardonnez moi d'avoir un peu tardé à vous rémercier de votre Album Hongrois, et de la chanson de Mr. Jean Vaïda. Je ne puis qu'être profondement touché en me voyant l'objet de pareilles attentions, mais croyez bien, Monsieur, que je ne

4*

les avais pas attendues pour estimer l'héroique nation magyare, dont le grand poëte Alexandre Petöfi est malheureusement encore inconnu en France. On m'apprend que Mr. Valmor fils, prépare une traduction des ses oeuvres, faite sur le texte hongrois. Nul doute que votre glorieux compatriote n'acquiera ici la réputation qu'il mérite à la fois par son talent et par sa destinée.

Mr. Thalès Bernard, mon ami, m'informe Monsieur, qu'il se publie en ce moment, à Pest, par vos soins, quelques poésies écrites par lui en l'honneur de la Hongrie. Permettez moi de leur souhaiter un bon accueil auprès des lecteurs et des critiques de votre nation, car je connais depuis trop longtemps notre ami commun pour ne pas m'intéresser à sa poésie comme à sa prose.

Veuillez, lorsque vous en aurez l'occasion, Monsieur, présenter mes rémerciments à Mr. Jean Vaïda et croire aux voeux, que je fais pour la noble activité intellectuelle de la nation magyare. Puisse-t-elle jouir prochainement chez nous de la popularité qu'elle mérite.

Agréez, Monsieur, avec l'assurance de ma gratitude celle de ma considération la plus distinguée. Votre très-dévoué serviteur

Béranger.

Paris, 10. décembre 1855.

Bald nach dem Tode des großen Chansonnier, dessen Leichnam nicht auf normale Weise begraben,

sondern direkt arretirt und unter bewaffneter Eskorte nach der letzten Ruhestätte gebracht wurde, schickte mir mein liebenswürdiger Freund Bernard ein dickes Heft Manuskript, Bemerkungen über Béranger während vierzehnjährigen Umganges. Diese Mittheilungen waren freundschaftlich nur für mich bestimmt, und Vieles daraus wäre auch nicht zu veröffentlichen. Als ich daher an Niederschreibung dieser Erinnerungen ging, machte ich mir eine Übersetzung im schmalsten Auszuge aus jenen Mittheilungen, und gebe diesen Extrakt hierbei. Er enthält sehr interessante Streiflichter, und ist deßhalb höchst dankenswerth. Die Originalbriefe Bérangers dachte ich nicht übersetzen zu dürfen, sie würden ihren Hauptreiz in der Nachbildung verlieren.

Bemerkungen über Béranger, nach Mittheilungen von Th. Bernard.

(Nach dem französischen Originalmanuskript im Auszuge übersetzt.)

Mißliche Erfahrungen machten den Chansonnier sehr zurückhaltend in seinen Urtheilen vor einem größeren Auditorium; aber so schweigsam er in solchem Kreise war, um so mittheilsamer wurde er bei einem tête-à-tête. Er gab dann seine Anschauungen rücksichtslos ab, und wenn sie auch nicht immer richtig waren, da die Unzulänglichkeit seiner Erziehung böse Spuren zurückgelassen hatte, besonders in Bezug auf historische Auffassung, so waren sie doch ihres glänzenden Sarkasmus wegen, und aus dem Munde einer so ungemeinen Popularität höchst interessant.

Meine Beziehungen zu dem Dichter entstanden zu Ende des Jahres 1848. Eines Tages versammelte sich eine Schaar Studierender in der Wohnung des Banquier Lafitte, um demonstrativ nach der Rue Vineuse in Passy zu ziehen, wo Béranger wohnte. Aber die Polizei Louis Philipps schlug mit Kolben dazwischen, und es gab Verwundungen. Béranger glaubte den Betroffenen Gegenvisite machen zu müssen; hierbei lernte er einen jungen Dichter Henri Laurent, seitdem auch schon dahin gegangen, eine Natur voll von Herz und Enthusiasmus, kennen. Laurent kam nun in Bérangers Haus, und er führte mich bei dem Chansonnier auf.

Chers enfants, dansez, chantez, dansez,
Votre âge
Echappe à l'orage
Par l'espoir gaiement bercés.
Dansez, chantez, dansez!

Dieser Refrain, den mir meine Mutter so oft vorgesungen, machte mir den Dichter lieb, bevor ich ihn noch persönlich sah. Als ich ihm das erstemal die Hand drückte, vergaß ich ob des väterlichen Greises den Verfasser von „Fentillon" und „Mde. Gregoire."

Sein inniges Verhalten gegen mich während der nächsten vierzehn Jahre unseres beständigen Umganges, und die zahlreichen Briefe, die ich von ihm besitze, lassen mich wohl annehmen, daß auch ich ihm nicht gleichgiltig war. — (Hier fehlen einige Blätter aus dem Originialmanuskripte.)

— — — — Bei diesen heiteren Diners ließ er zuerst stets Cyperwein präsentiren, um unsere Geister zu inflammiren. Er selbst war immer wohl aufgelegt, daher auch Lamennais nicht lange in verbissener Stimmung bleiben konnte, denn sein Sarkasmus glättete alle fronts marotes. Lamennais saß kaum, so erzählte er schon irgend eine Testamentserschleichung durch die Jesuiten und derlei Spuk, der ihm immer durch's Hirn ging. Wir bewiesen ihm rasch die Abgeschmacktheit seiner Anschauungen, und er verstummte eine Weile. Dann um sich zu regressiren, erzählte er einige alte Kalenderanekdoten, und fand sich sehr geschmeichelt, wenn Alles hell auflachte. Lamennais war aber nichts weniger als stets jovial, ja er hatte eine förmliche Leichenbittermiene. Als ich ihn kennen lernte, trug er einen eingedrückten Hut, einen kleinen, engen, alten Überrock, und Hosen von bizarrem Schnitt. Er

hatte die eigenthümliche Gewohnheit, plaudernd auf einem Stuhl zu hocken, sich damit amusirend, die Bänder seiner Schuhe auf und zu zu nesteln. In seiner Wohnung stand in Mittte des Zimmers ein preußischer Kamin, der bis zu vierzig Graden geheizt war. Er sprach sehr schwerfällig, und liebte eigentlich Niemanden. Béranger behandelte ihn wie ein ungeschicktes, großes Kind. Béranger meinte, daß die Natur Lamennais einen bewunderungswürdigen Styl verlieh, aber keinerlei gründliche Logik. Was er wissenschaftlich wußte, hatte er im Geplauder mit Arago erhascht. Er langte nie an die Tiefe einer Idee Pascals oder Bossuets. Ein Philosoph ohne System, ein Dichter ohne Begeisterung, war er bloß ein wüthender Flugschriftschleuderer, der keine nachhaltige Wirkung hinterließ, da das Werk des Protestantismus bereits vor ihm geschehen war. Einige Jahrhunderte früher wäre er Sektirer gewesen. Béranger urtheilte noch strenger. Einige Zeit vor Lamennais' Tode sagte er, in dessen Werken blätternd: „Nicht eine einzige Stelle wird sich erhalten; manchmal stößt man auf Gefühl, dann wieder auf Jähzorn, an anderem Orte auf Tiefe, aber nirgend ergibt sich ein reiner Eindruck. Die „Worte eines Gläubigen“ sind nichts als aufgebauschte, verbrauchte Deklamation. Was den „Entwurf einer Philosophie“ anbelangt, so sagte mir Arago, daß er gut wäre, aber Arago war ein Gaskogner, und solchen Leuten muß man nicht Alles auf's Wort glauben. Lamennais hatte seinen Beruf verfehlt. Mit seiner Leidenschaftlichkeit und seinem guten Styl hätte er im Schooße der Kirche große Dienste leisten können. Seine Zwitterstellung jedoch versetzte ihn in einen Fieberzustand, und alle seine Arbeiten tragen die

Spuren des Deliriums. Was wird die Nachwelt mit all dem machen? Die Namen Lamennais' und Arago's werden bloß den Nimbus politisirender Starrköpfigkeit behalten. Aber Arago hat sich in anderer Art doch noch verewigt, durch sein schönes Werk „über das Licht.“

Und wie sich Geister wie Lamennais und Béranger vertragen konnten? Béranger war in Bezug auf religiöse oder philosophische Fragen die Toleranz selbst, d. h. der gleichgiltigste Mensch der Welt, aber er achtete jede Natur, die irgend groß angelegt war, auch wenn sie ihm sonst nicht zusagte. So hegte er besondere Zuneigung für Chateaubriand, der ihn in gleicher Art behandelte, und trotzdem Lamennais sehr rücksichtslos mit ihm umging, erschütterte ihn doch die Nachricht von dessen Tod auf Wochen hinaus.

Aber Lamennais hatte auch seine Prüfungen. Eines Tages ruhig auf seiner Stube sitzend, und nachsinnend, wie die Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Menschen herzustellen sei, erhielt er den Brief eines jungen Korsen. Dieser erklärte dem Verfasser der „Paroles d'un croyant,“ daß er jung und ohne Vermögen und von seinen Eltern zum Priester bestimmt sei, was jedoch seinen Tendenzen widerstrebe; also sei er gezwungen, bei Fremden Zuflucht zu suchen. „Sie haben,“ fuhr der Briefschreiber fort, „erhabene Zeilen über die Pflicht, wie Menschen einander beistehen sollen, geschrieben; ich theile völlig Ihre Ideen; da ich sonst keine Hilfsquellen habe, so nahm ich mir vor, bei Ihnen auf unbestimmte Zeit zu wohnen.“ Der misanthropische Philosoph dachte anfangs, es sei ein schlechter Scherz; dann dachte er, solche Exaltados, wenn sie keine Antwort bekommen, ändern ihre Beschlüsse. Aber die Rechnung war ohne Wirth gemacht. Nach einem

Monate erschien ein Kommissionär mit einem Koffer, und gleich nach ihm der Korse, ein wunderschöner, schwarzlockiger Jüngling, der sich auf den Abbé stürzte, und ihn seinen lieben Lehrer und Meister nannte. Lamennais war völlig betäubt. Der Fremde meinte, er möge sich nicht stören lassen, und ihm das kleinste Zimmer geben, vorausgesetzt, daß ein Bett darin sei, und ein Divan, denn Südländer lieben Träumereien und die Ruhe. So vergingen mehrere Monate. Der edle Jüngling trieb sich Tag über in der großen Stadt umher, oder lag tagelang nichtsthuend auf dem Divan im Zimmer neben dem Salon des Philanthropen. Als ich Lamennais besuchte, fand ich ihn von stiller Wuth befallen. Sein Hausarzt erklärte, er möge nur sprechen, und er lasse den Eindringling sogleich als verrückt nach Charenton bringen. Ein Rest von Schamgefühl hielt jedoch den Grollenden zurück, dies Mittel zu ergreifen. Endlich wurde dem jungen Korsen durch Hausfreunde begreiflich gemacht, daß es seiner unwürdig sei, so gar nichts zu thun. Dieser meinte naiv, er habe das selbst schon bedacht, er wolle also von Mr. Lamennais Hebräisch lernen. Nun war man zu Ende mit allem Latein. Endlich aber befreite sich Lamennais doch von dieser süßen Last, die ihm seine schönen Worte zugezogen, und die seiner eigentlichen Gemüthsverfassung so wenig zusagten; er gestand zwar nie, durch welche Mittel er seine Freiheit wieder gewonnen, ich sah ihn aber niemals ausgelassener, als indem er den Erfolg berichtete.

Unser heiteres Dasein in der Einsiedelei zu Passy wurde plötzlich im Juni 1844 durch ein schmerzliches Ereigniß unterbrochen. Henri Laurent, von einer Gehirnkrankheit befallen, starb ganz unerwartet. Es war

dies für mich ein Blitzstrahl aus wolkenlosem Himmel. Béranger fühlte den Verlust so tief als ich, und schrieb mir einen lieben, innigen Trostbrief, und auch Lamennais schickte einige Beileidzeilen. Der Deutsche Jean Paul sagt: „Es gibt Menschen, die sich schon gegenseitig gekannt haben, bevor sie sich je begegneten, und welche, wie lang getrennt gewesene Freunde, dann nicht nur eine Gegenwart und Zukunft, sondern auch eine Vergangenheit gemein haben." Das konnte auf mein Verhältniß zu Laurent volle Anwendung finden.

Von dieser Zeit an erschien ich weniger am Tische des alten Herrn, denn mich verletzte es, bei meiner Gemüthsstimmung immer von Politik und dergleichen schwatzen zu hören, aber nach Tische pflegte Béranger meist einsame Spaziergänge nach dem Boulogner Hölzchen zu machen, und da er schon anfing, für Niemanden daheim zu sein, als bloß für Lamennais und mich, so schloß ich mich ihm bei diesen Gängen an, wo ich endlich mit ihm allein sein konnte. Wir setzten uns meistens auf eine jener Bänke am Teich von Auteuil, und ich hörte zu. Niemand konnte so reizend erzählen als Béranger; das war kein regelrechter Vortrag, sondern ein Hüpfen voll von einzelnen Strahlen tiefer Wahrheit, sinnreicher Scherze, feinster Karakterisirung und jovialster Bonhommie.

Aber trotz der rauhen Stimme von Mlle. Judith ließ sich der Strom der Besucher in Passy nicht mehr zurückdämmen; Béranger mußte endlich auf's Land, um seine Memoiren ausarbeiten zu können. Er zog sich nach Versailles zurück in die Rue d'Orangerie, Nr. 11. Die Wohnung war auf den Namen von Mlle. Judith Frère, seiner Freundin, gemiethet, um das Inkognito

bewahren zu können. Ich holte meist Lamennais ab, um zu Béranger zu fahren, und im Waggon disputirten wir heftig über Philosophie, und diese Unterhaltung fiel für ihn nicht sehr günstig aus, denn eben in jener Zeit brachte ich meine Abende meist mit einem alten Freunde meiner Familie, nämlich mit August Comte zu, dem schärfsten Logiker des Jahrhunderts.

Das Diner erwartend, machten wir zu Dreien oft lange Spaziergänge im Park von Versailles, oder in der großen Allee von Latory, und Lamennais war in Gegenwart Bérangers wie ausgewechselt, er verzichtete auf den dogmatischen Zug in seinem ganzen Wesen.

Béranger zog bald wieder nach Paris, aber jetzt überkam ihn die Manie des Quartierwechsels, wie Beethoven sie hatte. Einentheils wollte er all den Schmarotzern entfliehen, anderntheils fegte Mlle. Judith aus einer Wohnung in die andere, da sie sich krank fühlte, und ihre Gesundheit von Ort zu Ort suchte. So hauste denn der Chansonnier zu Passy in der Rue Vineuse, dann in der Avenue Marie, bald wieder in der Rue de Vignes, dann in der Rue Chateaubriand und in der Rue d'Enfer, zuletzt in der Rue Vendôme, wo ihn der Tod ereilte. Béranger beklagte sich selten, aber in dieser letzten Wohnung fühlte er sich offenbar höchst unbequem. Es bildeten diese die ehemaligen Bedientenzimmer der Herzoge von Vendôme. Auf schmaler Stiege gelangte man in die finsteren Appartements des zweiten Stockes. Rechts am Ende eines langen Ganges fand man Vorzimmer, Speisesaal, das Zimmer der Mlle. Judith und die Küche. Links trat man in einen großen Saal, wo sich auf Spinden von Tannenholz ein Theil der Bibliothek befand; Birnen,

des Dichters Lieblingsfrucht, lagen auf allen Flächen umher; dann trat man in Bérangers ärmliche Schlafstube, wo überall Bücher zerstreut umher lagerten. Er fühlte sich in diesem Quartiere sehr unbehaglich, und sehnte sich nach einem eigenen Haus und Garten wie in Passy. Als er in der Rue des Vignes wohnte, hatte das Gärtchen rasch unter seinen Händen eine erquickende Metamorphose durchgemacht. Er liebte sehr die Blumen und alles Grün, und hatte sehr glückliche Hand für deren Pflege. Besonders zog er schöne Pfirsiche.

Aber bereits als Béranger in der Rue d'Enfer wohnte, hatte sich seine Heiterkeit sehr vermindert. Theils fühlte er immer mehr die Last des Alters, theils pekuniäre Fesseln. Er hatte sein geringes Vermögen zweien Familien anvertraut, welche die Revolution von 1848 ruinirte, so daß Béranger und Mlle Judith sich auf die Pension beschränken mußten, welche der Dichter von seinem Verleger Parotin bezog. Zudem war ihm Wohlthun eine unheilbare Gewohnheit; er ließ sich nicht abhalten, bis zu Ende zwei unglückliche Familien völlig auszuhalten, und dann soutenirte er einige dichtende Ouvriers, die stets seine Milde anflehten. Man sagt, er hätte sich Geld schaffen können, würde er weitere Poesien veröffentlicht haben. Dazu war er aber nicht zu bewegen. Ein Dichter, meinte er, müße sein Leben gleich künstlerisch durchzukomponiren verstehen als seine Gedichte. Auf die Nachwelt kommen nur jene Werke, welche von geistiger Reife zeugen, nicht die halb kindischen, halb greisenhaften.

Sein wahres Herzübel war die Revolution von 1848. Er verstand sie und ihre Parteien nicht mehr,

und die Zeit hatte andere Propheten. Die alte Generation war dahin, die neue suchte ihn nicht mehr auf. Ehedem waren seine Zimmer des Morgens und Abends überfüllt. Alle Publizisten suchten seinen Rath und Beifall. Jetzt sah er nur noch wenige alte Freunde um sich, und seine Stimme schien in dieser Leere und Stille wie aus einer andern Welt zu kommen. Er that sein Möglichstes, sein Programm zu realisiren: mit aller Welt gut zu stehen. Deßhalb weigerte er sich auch stets, in die Akademie zu treten, in den Kreis von sehr aufrichtigen und doch zugleich sehr zweifelhaften Freunden.

„Einmal entschlüpfte ich ihnen schön," sagte er mir gesprächsweise; „man hatte den Sinn eines eigenthümlichen Briefes falsch aufgefaßt, und meine Erwählung war eine abgemachte Sache. Sie können sich vorstellen, in welch übler Laune ich mich befand. Endlich, schon in der letzten Stunde gewann ich wieder Muth, und schlug die Ehre entschieden aus. Ich verwies auf Lamennais, aber auch dieser lehnte ab, und so weiß ich nicht, wen man gewählt."

Die Straße Vendôme konnte ich nur mit tiefster Wehmuth betreten. Es schnürte mir das Herz zusammen, sah ich die Gegenwart und dachte ich an Passy, wo wir Alle so viel dummes Zeug getrieben, und Béranger so liebenswürdig war, wenn wir begierig ganze Kisten voll Manuskripte öffneten, welche ihm die Poeten der Provinzen zuschickten, um seinen Rath zu hören. Wir zitterten vor Lachen; er aber rief uns zu: „Ich verbiete Ihnen über meine Verehrer zu lachen!" Aber wir wählten ein Stück, und lasen es ihm beim Diner vor, und dann setzte er sich hin und beantwortete höflich die Anfragen seiner Adorateurs. Jetzt aber, wo La-

rent und Lamennais dahin gegangen, saß im abgenützten Armstuhl am verflackernden Kaminfeuer allein ein erlöschender Greis! Er selbst fühlte den Zustand tief und sprach mit Furcht von den hohen Jahren, welche Chateaubriand erreichte. „Das Alter ist eine schreckliche Sache, es macht uns widerlich und zugleich lächerlich!“ *)

Ich will nun einige Anschauungen Bérangers, deren Sinn ich getreulichst bewahrte, in dialogisirter Form, wie sie ausgesprochen wurden, widergeben. Er sagte einmal: „Ich wette, daß Sie Pindar langweilig finden.“ — „Sie können ganz sicher darauf wetten. Ich finde ihn abgeschmackt. Aber ich glaube, daß er es für seine Zeitgenossen nicht war. Er nahm Interesse an all den Vorfällen, als wäre er selbst der preisgekrönte Sieger. Pindar liebt die Tugend und preist sie; genährt durch mythische Ideen, stellte er ihre Apotheose in viel höherer Art dar als Homer.“ — „Sie nennen da einen Mann, von dem ich eigentlich nichts kenne. Welch sonderbares Land, das Frankreich! Man bekümmert sich hier um die Ideenfortschritte, und man übersetzt nicht die Hauptarbeiten, welche das Ausland darüber zu Tage fördert. Man sagte mir, Ottfried Müller war ein Gelehrter von großer Distinktion. Ich möchte wissen, was er von diesem Dorier dachte. Aber um auf Pindar zurückzukommen, so schien er mir immer ein unbegreiflicher Autor, bis ich die Übersetzung des Mr. Vincent las. Dann aber

---

*) Senectus ipsa est morbus. *Seneca.*

erklärte ich mir, daß jede Ode Pindars für sich eine kleine Oper, ein Singspiel sei, ein Gedicht vermischt mit Gesang und Tanz." — „Sie geben also zu verstehen, daß eine Art Identität zwischen Pindar und Scribe besteht?" — „Ich kann nicht sagen, daß eine Sache nothwendig schlecht sein muß, wenn man deren Text auch recht gut singen kann!" — „Gewiß nicht, wovon Sie ja selbst den Beweis des Gegentheils liefern. Aber ein Gedicht, welches bestimmt ist, gesungen zu werden, muß doch auch noch einigen Sinn haben, wenn man es bloß liest." — „Das wäre wohl auch bei Pindar der Fall, könnten wir ihn im Original lesen. Glauben Sie übrigens, daß Chateaubriand Griechisch kannte? Ganz und gar nicht, das war bei ihm nur Schein." — „Ich übergehe, ob Scribe Griechisch versteht, aber ich weiß, daß er nicht Französisch spricht." — „Sie sind zu strenge; hätte sich Scribe mehr konzentriren können, er wäre ein ziemliches Talent." — „Ich gestehe, daß ich einen Styl nicht begreife, in welchem jedes vierte Wort durch drei Punkte vom fünften getrennt ist. Diese suspensive Eloquenz kann auf dem Theater durchgreifen, im Lesen ist sie unerträglich. Sehen Sie die griechischen Tragödien; selbst in Abbé Prevost's Übersetzung behalten sie die ursprüngliche Größe. Ich bin der Ansicht Goethe's: Jedes unübersetzbare Gedicht gehört in die dritte Ordnung." — „Wissen Sie, lieber Bernard, welche Beobachtung ich beim Studium des griechischen Theaters machte? Diese, daß die Griechen ihre Ideen durch natürliche, ihre Gefühle durch künstliche Mittel darstellten, während wir unsere künstlichen Ideen und Gefühle durch natürliche Mittel darstellen. Was spielte man also zu Athen? Nationallegenden, welche alle Zuschauer

interessirten, wie die Geschichte des Herkules und Oedipus. Aber die Schauspieler trugen eingeschlagene Roben, eine Fußbekleidung, welche sie höher machte, und Masken, hinter denen sie mit verstellter Stimme hervorsprachen. Was spielt man auf unseren Theatern? Die Tragödie Athalia und jene der Hydra, Legenden, die keinen Bezug auf unsere Nationalgeschichte haben, aber unsere Mittel sind natürliche und wir kopiren die Wirklichkeit." — „Das ist sehr scharfsinnig beobachtet; es würde Defautcompret freuen." — „Der seinen Geist zu nichts Besserem verwandte, als um Andere zu übersetzen?" — „Geben Sie doch zu, daß seine Übersetzungen meisterhaft sind. Auch das Genie Walter Scott's strahlte durch ihn im vollen Glanze wieder." — „Das Genie des Walter Scott! Lassen Sie mich doch in Ruhe! Sie kratzten alle Behauptungen der Romantiker zusammen, und tischen Sie dann mir auf!" — „Ich weiß nicht, was Sie so blind gegen Scott macht; Ihre Vorurtheile gegen den Katholizismus, gegen das Mittelalter, und ihr Haß gegen England erzeugen solche Ansichten. Können Sie läugnen, daß Ivanhoe reizend ist?" — „Mein lieber Bernard, Sie wählen gerade das schlechteste; sprechen wir von der Braut von Lammermoor, das ist was Anderes! Dieser Widerstreit der beiden Familien, während die eine sinkt, die andere sich emporschwingt, diese düstere Farbe, welche über die ganze Erzählung ausgegossen ist, diese melancholische Phisiognomie der Erbin, das stammt von einem echten Dichter. Aber was Ivanhoe anbelangt, was soll diese Schilderung des Mittelalters? Es war eine Zeit voll Aber-

glauben und Finsterniß!“ — „Wiederholen Sie das nicht zu oft! Das Mittelalter war eine vorbereitende Epoche für den Phönix der spätern Jahrhunderte.“ — „Genug, Ihr Mittelalter macht mir Grauen, und ich verlache Alle, welche heute von einem demokratischen Katholizismus sprechen. Freiheit und Protestantismus sind Begriffe, welche sich decken, mein lieber Bernard. Ich liebe deßhalb auch die Schweiz. Die Schweizer haben praktische Klugheit, aber man halte ihre Toleranz nicht für Schwäche. Jeder ist bereit, Tell zu sein. Apropos, Sie haben die Manier der Gelehrsamkeit; glauben Sie, daß Tell je gelebt hat?“ — „Diese Figur ist so edel, daß es mir leid thut, sie in die Legende verwiesen zu sehen. Aber die Geschichte vom Apfel findet sich in der Chronik von Dänemark wieder.“ — „Man hat mir das schon gesagt; aber warum kann sich dieselbe That nicht zweimal ereignen?“ — „Das ist eine ernste Frage; ich denke gelesen zu haben, daß man in schweizerischen Archiven keine Erwähnung von einem Landvogt Geßler fand.“ — „Ah, Ihr Gelehrten bringt Eure Zeit damit zu, Geschichten nach eigner Art zu zergliedern, und die nach Euch kommen, behaupten dann wieder das Gegentheil von Euren Behauptungen. Wollen Sie mich glauben machen, daß vierzig Bettler die Iliade verfaßten? Das ist ein vollkommen gleichmäßig bewältigtes Gedicht, worin die Hand eines Genies unverkennbar. Übrigens, was kümmert mich die Geschichte; ich beurtheile die Werke des Alterthums vom Kunststandpunkt aus, und da ist's mir gleichglitig, ob ein Homer gelebt oder nicht.“ — „Sie haben auch schon Autoritäten für sich; wie aber der genannte O t t f r i e d M ü l l e r und A r i s t o p h a n ......“

„Aristophan! Seine Werke sind für uns kostbar, um die Civilisation Griechenlands kennen zu lernen!“ — „Ich finde, verehrtester Sänger, diesen Autor zu unrein. Er war der Rabelais Athens. Kann man Vergnügen an solchen Obszönitäten finden?“ — „Lieber Bernard, hätte die griechische Civilisation nicht diese Flecken, sie würde uns zu groß erscheinen; Aristophan zeigt uns, wie das Volk unter den Säulenhallen der Tempel seinen Unflath trieb. *) Hier sehen wir die Griechen auf dem Niveau der Menschlichkeit.“ — „Ich liebe es mehr, sie groß zu sehen aus der Entfernung. Da ist das Mittelalter......“ — „Junger Freund, ich wiederhole Ihnen, daß mir das Mittelalter zuwider ist, und die Historiker und Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts, welche es retouchiren, scheinen mir wenig Werth zu haben. Als Thierry erblindete, bat er mich, ihm die Abzüge seines Buches über die Eroberung Englands vorzulesen. Mitten darin sagte ich ihm, er möge diese Arbeit unterdrücken, sie tauge nichts. Er meinte aber, das sei eben reiner Walter Scott; Sie schreiben keine Geschichten, sie malen bloß Kostüme und Städteansichten.“ — „Ich gebe Ihnen zu, daß diese Methode erst einen Werth hat, wenn sie der philosophische Geist durchdringt, aber sie lieben auch die Philosophen nicht.“ — „Die Metaphisiker nicht, aber wohl die positiven Philosophen. Hier lese ich eben ein Buch von Littré, welches mich lebhaft interessirt; ich beginne schon Ihren Auguste Comte zu schätzen, aber der

*) Göthe meinte irgendwo: „Aristophan ist ein Tempel der Venus, den Amor bepißte.“ A. d. Uebsr.

arme Littré mußte ihn völlig umarbeiten, um ihn nur annähernd verständlich zu machen. Diese Philosophie ist nun klar, sie scheidet Alles aus, was nicht Resultat unmittelbarer Beobachtung sein kann. Lamennais sagte mir, er habe einst einen Brief von Comte erhalten mit der Aufschrift: „An meinen Beichtvater Lamennais“; aber er sprach nicht von Comte, er betrachtete ihn blos als scharfen Logiker innerhalb der Realität.“ — „Und mich versicherte Lamennais, nie eine Zeile von Comte gelesen zu haben, er kannte ihn bloß vom Aprilcongresse her. Schrieb Comte an ihn, so war es während seines Anfalls von Irrsinn, denn er verachtete ihn geistig, ebenfalls ohne ihn gelesen zu haben; so geht es in der Welt!“ — „Und mit aller Kritik, mein lieber Bernard. Es gibt selten Kritiker von soviel Talent und zugleich Wahrheitsliebe als Gustav Planche. Aber man könnte neben den einen Haufen Gold hinlegen, und er würde seine wirkliche Meinung nicht verschweigen.“ — „Ich stelle gar keinen Kritiker so hoch, um neben einem Dichter genannt zu werden, und ich finde Corneille erhaben über alle Schriftsteller aller Revuen.“ — „Glauben Sie es, lieber Bernard, daß der erste Eindruck, den Corneille auf mich machte, ein ungünstiger war?“ — „Wirklich?“ — „Ich versichere Sie. Wissen Sie, wie ich den Verfasser des „Cid“ kennen lernte? Ich fand einige Bogen seiner Tragödien auf dem Lande in einem alten Backofen. Beim ersten Lesen kam mir seine Sprache gar sonderbar vor, und sie stieß mich ab. Aber später fand ich daran Geschmack. Zuletzt liebte ich ihn leidenschaftlich.“ — „Corneille ist ein erhabenerer Poet als Victor Hugo.“ — Ihr Vergleich ist an sich gewagt. Ich finde in Hugo

viel Gewandheit, energische Verse, originelle Gedanken, aber auch viel Pathos und sogar Ungereimtheiten. Ich hatte mit ihm lange Correspondenz. Jetzt sind wir entzweit, aber ehemals, wann er mir schrieb, setzte er immer das Wort „Maître" ganz oben an, und begann tief unten. Als wir uneinig wurden, schrieb ich ihm meine Meinung. Er zeigte den Brief in vertraulichen Kreisen, und meinte: „Das ist eine Zusendung, die nicht auf die Nachwelt übergehen wird." Als man mir das berichtete, erwiderte ich: „Sagen Sie Hugo, wenn ich mein Schreiben an die Nachwelt hätte addressiren wollen, würde ich mir einen andern Briefboten gewählt haben." Man muß mit mir keine Scherze treiben. Ich bin Chansonnier, also ist es an mir und nur mein Metier, Witze los zu schießen. Selbst Chateaubriand verlor sein vornehmes Wesen, wenn er bei mir eintrat." — „Er war der stärkste der Schriftsteller unseres Jahrhunderts, er liebte das Erhabene und erreichte es oft selbst. Sogar Byron ......" — „Byron? Ich verachte ihn!" — „Das ist stark! Wie können Sie so ein Wort bei einem Poeten anwenden, der sich zwar oft verirrte, dessen Seelenadel aber für Alles entschädigte? Lasen Sie seine Strophen an das Meer, oder den Eingang des Giaur?" — „Ich verabscheue Byron, weil er ein aristokratischer Poet ist. Er liebte das Volk nicht, er hatte kein Herz!" — „Man muß den Umständen, lieber Béranger, Rechnung tragen. Byron konnte kein Demokrat nach Ihrer Art sein, aber er hatte ein wildes und großmüthiges Herz, welches sich keiner Knechtschaft beugte. Uebrigens bewies sein Tod den Adel seines Karakters. So sind alle wahren Poeten. Unter den Philosophen kann man niedrige Menschen finden, wie es Baco von Verulam war,

aber unter Dichtern nie. Ich habe Ihnen erst unlängst von Petöfi erzählt, und André Chénier fiel auf dem Schaffote." — „Ich hoffe, daß Sie die Schwätzereien des Latouche über Chénier nicht glauben. Latouche erfand wohl alle jene Verse, und die Prosa dazu selbst." — Behaupten Sie, daß „Homer" und „Tarantine" von Latouche geschrieben seien? Welcher Scherz! „Tarantina" erschien vor 1819. Sie war schon 1786 in einer Sammlung unter dem Namen Chéniers gedruckt." — Halten Sie auch auf die Authentität des Gedichtes gemacht auf „dem langen düstern Gange?" — „Ich gebe zu, auch mir kommen diese Verse immer zu sehr àpropos gemacht vor; aber was die andern Poesien Chéniers betrifft, so sah sie ja der Graf Alfred de Vigny in der Originalhandschrift." — „Nun, ich wollte von Latouche nicht übel sprechen, denn er war sonst ein ehrenwerther Mann. Trotz seines Vermögens hatte er sehr freie Ideen. Ich besuchte ihn wieder einmal vor einigen Jahren im Val d'Aulnay; er lag auf dem Divan ausgestreckt; nun, sagte ich, Sie sind also faul geworden? Ich bin zu dick, antwortete er, ich rühre mich nicht mehr; aber seine Zunge rührte sich um so mehr." — „Da fällt mir ein, da müssen Sie ja auch Sénancourt gekannt haben?" — „Nein, ich weiß nichts von ihm, als daß es ein Bukliger war, der sehr schlecht schrieb." — „Sie vergessen, daß es in seinem „Obermann" sehr schöne Stellen gibt." — „Ich las dies Buch nie." — „Man findet darin große Landschaften, und eine Art intellektuelles Gelangweiltsein, was an die Verse des Laprade erinnert." — „Victor de Laprade ist sehr abgeschmackt. Er ist ein Dichter ohne Ideen." — „Keinerlei Beschul-

digung, liebenswürdiger Vater des Liedes, könnte unzutreffender sein; werfen Sie ihm vor, er sei monoton, er wiederhole sich, gut, auch Gefühl scheint ihm völlig abzugehen, aber er ist schwer an Gedanken tief philosophischer Art, und in einer Sprache, die oft erhaben wird; hören Sie nur:

„Ainsi je me parlais plein d'un espoir insigne,
J'ai suivi sans tarder ce guide intérieur;
Du faîte de leur tour les Alpes m'ont fait signe,
Et sur leurs blancs degrés j'ai versé ma sueur.
Plus haut, que le sapin, plus haut que le mélèze,
Sur la neige sans tache au soleil j'ai marché;
Dans l'éther créateur je me baigne à mon aise,
Le monde où j'aspirai, mes deux pieds l'ont touché."

— „Ich verstehe davon nichts, lieber Bernard! Es ist ohne Zweifel zu erhaben für mich; doch unter uns, dieser Pathos rührt mich ein wenig. Uebrigens glaube ich nicht, daß er hübschere Landschaften erdichten könne, als sie hier um Paris sind. Wenn man Felsen und Eichen sah wie zu Fontainebleau, hat man Alles gesehen. Ist der Himmel nicht überall gleich? Ich machte einmal eine Meerreise. Nun sehen Sie, ich fand das glatte Meer weniger angenehm als die Hügel von Meudon. Es war sehr monoton. Laprade gleicht dem ebenen Meere. Manchmal wühlt es wohl ein Windstoß auf, doch gleich ist's wieder glatt. — Es fehlt ihm blos an Gefühl, das dagegen so manche Frauen um so wärmer haben, z. B. Mde. Valmore." — „Sie haben Recht, Mde. Valmore zu verehren, ihr Herz ist ein mütterliches und unter anderm ist ihr Styl sehr merkwürdig." — „Uebrigens

stelle ich sie natürlich nicht so hoch als George Sand. Auch in der Kunst gibt es eine Hierarchie, und sehr verschiedene Genre können doch verglichen werden. Der deutsche Dichter Gottschall hat von Ihnen gesagt, Béranger fand das Mittel, sich als ein großer Poet in einem untergeordneten Genre zu erweisen; aber ein Genre hört auf klein zu sein, wenn es ein großer Geist behandelt." — „Unterhalten Sie sich nicht damit, derlei Maßstäbe zu konstruiren, Sie verlieren dabei Ihr Latein. Die einzige wesentliche Sache ist, daß man ein Genre hat. Ein Dichter, ein Philosoph, ein Gelehrter muß sich in wenig Worten ausdrücken können. Eine nette Idee muß auch in der Form schon fertig sein, sobald sie gedacht wird." — „Ich verstehe Sie; also Schiller stellt den Willen dar, Göthe die Betrachtung; warum stellt aber Théophile Gautier, welcher viel Talent hat, nichts von alledem dar?" — „Er stellte sich selbst dar, das war Alles, was man von einem Künstler fordern konnte. Ich lese Gautiers Poesien immer wieder; er ist ein Mann von großem Werthe; die „Thébaide" und „An die Grisi" sind Piècen seltener Art. Als Musset seine ersten Verse veröffentlichte, sagte ich ihm: „Junger Mann, Sie haben prächtige Pferde in ihrem Stall, wenn Sie dieselben auch zu leiten wissen!" Heute kann ich ihn im Vergleich mit Gautier nicht so hoch stellen. Sie entsinnen sich eines Feuilletons über „Faust" von Gautier? Welcher Glanz des Styls! Er besitzt eine wundervolle Farbe und sogar Tiefe." — „Ja, aber seine Tiefe ist wie die eines Malers, auf Augentäuschung beruhend. Er ist der brillanteste Schriftsteller der romantischen Schule, das Haupt jener Poeten, die ohne Zweck schreiben. Seine „Comédie de la mort" macht die Wir-

kung eines Alpdrückens. Er hat vom Mittelalter nur die Farbe wahrgenommen, aber das heißt die Poesie mit der Farbe in der Malerei zu verwechseln. Es ist das Feuilleton, das ihn tödtete.“ — „Ich sagte es schon, und wiederhole es, man muß sich an ein Genre halten. Läßt man die Intelligenz sich nach allen Richtungen zerstreuen, so kann man einen Augenblick hindurch glänzen, wie ein Feuerwerk, aber bald tritt wieder Nacht ein. Deßhalb hielt ich mich an das Chanson. Ich versuchte auch andere Arten, und hätte es darin auch zu was gebracht, aber ich zog es vor, mich in meine Spezialität einzuschließen.“ — „Das war sehr weise, obgleich es manche Ihrer Verehrer bedauern, aber gränzenlose Popularität lohnte Ihnen diese Klugheit. Ihre Lieder wurden in alle Sprachen Europa's übersetzt.“ — „Sprechen Sie mir davon nicht! Wie wollen Sie, daß mich die Fremden verstehen sollen? Das französische Lied ist eine besondere Frucht, die man vom Baume herab genießen muß. Auch schenke ich Briefen voll Komplimenten von Fremden keine Aufmerksamkeit. Sie entsinnen sich, mir vor vierzehn Tagen französisch eine englische Uebersetzung der „Erinnerungen des Volks“ vorgelesen zu haben; welcher Rapport bestand zwischen jener Uebersetzung und dem Originalgedicht?“ — „Weil der Uebersetzer ein Tölpel war, müssen Sie nicht gleich solcher Art folgern. Eben Ihr Kompositionstalent macht Ihre Bilder nachbildbarer als rein lyrische Gedichte. Bringt Shakspeare in französischer Uebersetzung nicht mehr Effekt hervor, als Horaz? Woher kommt das? Weil er von einem Rahmen umschlossen ist, dessen Konturen fest bleiben. Dasselbe gilt bei Ihnen. Wenn Sie einen alten Sergeanten zeichnen, der zwei kleine Kinder vor

einer Hütte wiegt, so gruppiren Sie dazu ein Weib, das spinnt, und ferne ab Soldaten auf dem Marsch; Sie machen ein Gemälde, welches in allen Ländern möglich und begreiflich ist, und sich treu wiedergeben läßt, gleich einem Kupferstiche." — „Sie irren; es gibt lokale Dinge, welche die Fremden nie würdigen können. Ein Schotte, der mich neulich besuchte, mir seine Uebersetzung meiner Chansons überreichend, erklärte, daß bei ihm daheim das Vorurtheil nicht begriffen werde, welches die „Rothe Jeanne" trifft, weil rothe Haare in Schottland häufig vorkommen, und nicht verachtet werden. Genügt Ihnen dies Beispiel nicht, so führe ich Ihnen ein anderes an. Vor etwa dreißig Jahren lud man mich zu einem Diner, an dem auch distinguirte Engländer theilnahmen. Man bat mich ein Lied zu singen. Ich suchte endlich nach einem, das für Fremde verständlich sei, und wählte also das tief melancholische „Oktavia." Nun! meine Tischgenossen kamen gar nicht mehr aus dem Lachen, und zu Ende machten sie mir Komplimente über meine kaustischen Verse und meinen jovialen Geist. Ich verschwor mich seitdem, nie mehr auf Urtheile von Fremden etwas zu geben. Man kann eine Sprache nicht alsogleich verstehen, nicht einmal die eigene." — „Ich versichere Sie, daß Goethe sehr gut Französisch verstand." — „Bei ihm mache ich eine Ausnahme. Er schrieb gut begründete Urtheile über meine Chansons, und für seine Elogen war ich empfänglich, weil sie aus Kenntniß der Sache floßen." — „Goethe war ein französischer Geist, verirrt (égaré) in's Deutsche; hingegen ist Edgar Quinet ein ins Französische verirrter deutscher Geist." — „Das ist bis zu einem gewissen Punkte wahr; aber Sie werden doch den zweiten

Theil des „Faust“ nicht für ein Werk im französischen Geiste halten? Verurtheilen Sie mich nach Belieben, aber ich verstehe nichts von Metaphysik. Lese ich von jenem zweiten Theile eine Seite, so meine ich den Sinn zu verstehen, bei der nächsten verwirren sich meine Ideen, bei der dritten klappe ich das Buch zu, um die Poesien des Villon oder des Advokaten Patelin wieder zu lesen.“ — Sie lieben diese alte Literatur?“ — „Sehr. Ich finde, daß Malesherbes und Boileau die französische Sprache zu sehr zustutzten. Man hätte sie regeln können, ohne ihr den pitoresken Karakter und ihren Reichthum zu nehmen. Boileau verdiente, daß man ihm ein tüchtiges Epigramm nachschickte.“ — „Diese Aufgabe müßte man M..... stellen. Sie wissen, er bereitet ein Buch Epigramme gegen die Akademie vor, und sie müssen das Gelächter der vierzig Unsterblichen erregen, denn es sind Männer von Geist, welche Scherz verstehen. Hören Sie eines auf Mr. Viennet:

Esope et Viennet, tous deux sont fort divers,
Il est un sûr moyen de les bien reconnaître:
L'élève est en tous points le contraire du maître,
Dont l'esprit était droit, et le corps de travers.

— „Das ist hübsch. Schreiben Sie mir es auf, ich will Lamennais damit zerstreuen. Und was sagt M..... über Patin? — „Er schrieb auf ihn nur ein einfaches Distichon:

„Patin m'est inconnu, chercher est un ennui,
Donc, sans en dire rien, je glisserai sur lui.“

Aber das beste betrifft Droz.

Droz a fait un traité sur le bonheur de l'homme,
Aussi quand l'institut lui décerne la pomme,
Il accepte avec joie et se dit: Ô mon Dieu,
Il faut toujours savoir se contenter de peu.

„ — Das ist doppelt witzig für diejenigen, welche die Philosophie des Droz kennen. Er war ein ehrlicher Mann. Sein Buch über die Revolution ist nicht gefährlich. — Es fehlte ihm blos die natürliche Vernunft und dann jene Kraft des Instinktes, die durchsieht." — „Sie übertreiben die Kraft des Instinktes, sowie die Metaphysiker die Kraft der Vernunft." — „Ich? Keineswegs. Wir sprechen gerne von Vernunft, als wäre sie uns irgendwie Führerin im Leben. Wir wählen weder die Stunde unserer Geburt, noch die unseres Todes, noch unsere Mutter, und am wenigsten mittelst Vernunft unsere Frauen, da zwei Drittheile aller Ehen unglücklich sind. Niemand gebraucht die Vernunft außer einige arme Teufel von unzulänglicher Anlage, welche darüber nachdenken, zu was wir da sind, während die großen Männer blos dem Instinkte ihres Berufes folgen, und gerade auf's Ziel losgehen, wie die Biene auf's Geisblatt fliegt. Sie können doch aus eigener Erfahrung antworten; dachten Sie nicht schon frühestens daran, Lieder zu bilden?" — — „Schreiben Sie ein Buch darüber, ich verspreche Ihnen, es nie zu lesen." — „Sie lasen aber doch jenes von Victor Cousin?" — „Meinen Sie seinen Band „Vom Wahren, vom Schönen und vom Guten?" Den zu schreiben, rieth ich ihm selbst. Ich sagte ihm, sie verschleudern ihr Talent, sammeln sie lieber ihre Kräfte zu einem System der Philosophie." — „Sie hätten ihm lieber rathen sollen eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, denn Cousin ist vor Allem Mann des Styls." — „Ich liebe wirklich seinen Styl mehr, als jenen des Lamennais. Er ist freimüthiger, mehr natürlich schön." — „Eben deßhalb hätten Sie Cousin nicht rathen sollen, an eine so ab-

strakte Arbeit zu gehen. Welch Interesse dagegen hätte die Auseinandersetzung aller Systeme der Philosophie von so brillanter Feder gehabt! Es ist so selten Metaphysiker zu finden, welche sich mit Klarheit und Noblesse ausdrücken können." — — „Barthélemy St. Hilaire zog sich gut aus dieser Schwierigkeit bei seiner Einleitung in die Werke des Ariost. Lamenais ist ganz davon entzückt, und ich bin es auch; der Grund ist klar, der Styl excellent, es ist eine bewunderungswürdige Arbeit." — „Gut, ich schätze sie ebenfalls, aber ist es nicht merkwürdig, daß man stets auf das Wort „Styl" zurückkommt? Der Styl ist also Alles, und der Ideenstoff in der Philosophie wie in allem Uebrigen nichts?" — „Der Styl ist Alles!" — „Aber es gibt Schriftsteller von Styl, welche trotzdem konfus sind, z. B. Bacon; im Exposé seiner Doktrin hielt man ihn für klar, aber in seinen Originalschriften ist Alles verwirrt. Alle Klassifikatoren sind also. Vico ist die Konfusion selbst. Der Mathematiker Fourier sagte von Ampère, daß er Pferde im Kopf haben müsse, und bei Auguste Comte kann man das Wort Konfusion gar nicht mehr anwenden, man muß nach einem spezielleren Ausdruck suchen. Stellen Sie sich Bücher von 800 Seiten vor, geschrieben so zu sagen ohne Absatz, mit einer Vorrede, die das Werk erklärt, mit einer Vorvorrede um die Vorrede zu erklären, mit einer Einleitung zur Erklärung der Vorvorrede, und mit einer allgemeinen Uebersicht, um ein Raisonnement, dem 800 Seiten nicht genügten, begreiflich zu machen; das Ganze ist mit unerhörten Bei- und Nebenworten überfüllt, und man erlebt keinen solchen Styl mehr, so lange die Welt auch noch stehen mag. Sie lasen nichts

von ihm? Hier eine Probe: „L'influence nécessaire et systématique du mouvement social humain sur les anciens philosophes n'était pas suffisamment prononcé pour qu'il leur fût même accessoirement possible ...." — „Gnade! Gnade, lieber Bernard! Sie erinnern mich an den Styl des Balzac." — „Der Unterschied ist wirklich nicht groß, denn Balzac schrieb ein eigenthümlich Französisch." — Er wußte gut, daß er schlecht schrieb. Ich sah ihn siebenmalige Proben anstellen, um den Styl zu verlassen, aber es erging ihm wie dem Thiers, für einen Fehler machte er im Verbessern zwei. Er war übrigens von gutem Stoffe. Dagegen erwischte mich gestern Dumas, und hing mir eine Lüge an, und ich war so einfältig, sie weiter zu erzählen; aber nur Geduld, ich werde es ihm schon entgelten, Sehen Sie 'mal seine Handschrift." — „Eine bewunderungswürdige Pfote! Der kann ja vom Abschreiben leben. Ich staune, daß er, soviel arbeitend, sich die Handschrift nicht verdarb. Und wie ist jene der Sand? Ich sah ihre Schrift noch nie." — „Ihre Schriftzüge sind bizarr, aber ihr Styl admirable!" — „Ich denke eben gleich Ihnen an das Kapitel „Betrachtung über Lelia." Es gibt in keiner Sprache der Welt Schöneres!" — „Und doch maßte sich Daniel Stern (Gräfin d'Agoult) an, ihr nachzuahmen; als sie mich besuchte, sagte ich ihr, ich habe ihre „Melida" gelesen; ich fand sie gut, sie suchte George Sand zu imitiren, aber den Teufel, ei c George Sand!" — „Weil Sie die ganze Welt kannten, sagen Sie mir, war Bernardin de St. Pierre wirklich ein so boshafter Mann?" — „Ich stand mit einer Person in Verbindung, welche in seinem Hause gelebt hatte; der Dichter von „Paul und

Virginie" war ein scheußlicher Haustyrann, der Alle sekirte, und der den Zucker einschloß." — „Er sperrte den Zucker ein! . . . . welch ein verdorbener Mensch! Aber ist es wahr, daß er Charlatanismus trieb?" — „Er hatte die Gewohnheit, sich auf öffentlichen Promenaden auf die Bänke zu setzen, um als tugendhafter Greis zu gelten." „Vielleicht setzte er sich auf die Bänke, um eben zu sitzen. Er hatte einen idealen Kopf. Er war der Vorläufer Lamartine's, halb Philosoph, halb Poet." — „Der Schüler übertraf den Meister." — „Sie kennen ja Lamartine intim? — „Lamartine, Benjamin Constant und Génin zeigten sich mir am zärtlichsten zugethan. Lamartine ist ein großer Poet." — „Ja wohl, aber oft inkorrekt." — „Das macht nichts; der Styl besteht aus dem Malerischen und aus dem Geglätteten. Die erste Gabe besitzt Lamartine ungemein. Seine Unrichtigkeiten gehen mit in den Kauf. In einem anderen Genre würden sie vielleicht sehr stören, er wählte aber die Elegie, ein unbestimmtes, vages Genre, und da fällts nicht so auf. Ich liebe ihn innig ob seines schönen Talentes und seines Karakters. Welch merkwürdiges Gefühl er besitzt! Ich kann keine Stelle des „Jocelyn" lesen, ohne zu weinen. Sie entsinnen sich des Eingangs, des Dorffestes, des Moments, als Jocelyn zurückkehrt, und das mütterliche Haus im ersten Morgenglanze sieht! Welch große Seele besitzt Lamartine, und wie natürlich er die edelsten Gefühle ausdrückt. Das ist ein echter Poet!" — „Sein Reiz besteht hauptsächlich in seiner Spontanität und Einfachheit. Wenn Hugo Gesang anstimmen will, so fährt er mit der Hand durch die Haare, um der ganzen Welt die Denkerstirn zu zeigen, läßt die Stimme dumpf ertönen, und Sonne und Mond

karamboliren. Er spricht von nichts als Finsternissen, von Konstellationen, von vergessenen Greisen, deren Bart wie ein Büschel Cichorie wuchs, und vom Stöhnen des Meeres. Man merkt zu sehr die Inszenesetzung. Ich läugne nicht, daß all diese Décors von großem dramatischen Effekt sind. Aber es ist die Poesie des Lamartine, bei der die tiefbetrübte Seele Labsal sucht. Diese Poesie ist zu unwillkürlich, als daß sie menschlichen Karakter hätte. Sie scheint ebenso eine unpersönliche Stimme zu sein, wie die des Windes in den Blättern, oder wie das Rauschen des Baches. Lamartine ist unvermögend, das Schlechte wiederzufühlen und es auszudrücken. Glückliche Natur! Es ist eine vom Himmel gefallene Seele, die sich an nichts, als ihre himmlischen Wollüste. erinnert." — „Dies, lieber Bernard, ist die Meinung der ganzen Welt, in Frankreich wie im Auslande." — Der russische Poet, von dem ich Ihnen unlängst sprach, Basil Lacoroleff, versicherte mich, man habe Lamartine nach russischem Text ins Chinesische übersetzt, unter dem Titel „Die Seufzer der Seele." — „Das ist ein sehr zutreffender Ausdruck!" — „Zum Glück, wenn wir auch seit Ihnen, Hugo und Lamartine keine großen Poëten mehr haben, entwickelt sich doch die Wissenschaft eben jetzt um so größer, und sogar Sie beachten sie. Ich fand Sie neulich ganz vertieft in einem Artikel „Organo-Génie" aus der neuen Encyklopädie." — „Sie hörten mich oft über Gelehrte spotten, aber ich liebe die Wissenschaft. Ich war der Erste, der zu Leverier ging. Als ich seine schöne Entdeckung kennen lernte, trug ich meine Karte zu ihm, denn die Greise sollen den jungen Leuten huldigen. Wir, die wir zu nichts mehr taugen, trachten wir wenigstens die Jugend bei

ihren edlen Bemühungen zu ermuthigen. Uebrigens da kam ich schön an, er wollte mich damals gleich zum Abendessen pressen. Ich vertrage aber keine Präsentationen mehr. Sie glauben nicht, wie ich jetzt faul bin. Ich sehe auch Augustin Thierry nicht mehr, ich bin zu entfernt von ihm. Ich fange an zu Hause zu bleiben, wie ein Mensch, welcher Alles in Ordnung bringen will, bevor er seine letzte Reise antritt. Das Alter ist eine traurige Sache!" — „Verläumden Sie es nicht. Es unterschiebt dem Feuer der Leidenschaft philosophische Weisheit, welche edle Seelen noch verehrungswürdiger macht, die sich sonst vielleicht einiger Schwächen beschuldigen konnten. In dem Alter sollte man erst recht schreiben, wo die Phantasie noch genug Kraft hat. Man würde sich mehr an Ideen als an Gefühle halten, welche oft auf falsche Wege führen. Sagen Sie mir, à-propos, sind jene so freien Lieder, welche einen separaten Band bilden, wirklich von Ihnen?" — „Meiner Treu, ich weiß nichts davon." — „Ihre Antwort ist ein implizirtes Geständniß. Warum sind sie geschrieben? Wohl ist es wahr, hätten Sie sich jeder Meinung unterworfen, so würden Sie vielleicht kaum einige Lieder über behalten haben." — „Der Erzbischof wollte neulich auch allerlei davon censuriren, aber ich fand, daß er gewissen Gedichten zuviel Ehre erwies, daß er sich damit beschäftige." — „Madame Gregoire" ist ein Meisterwerk, das kann nicht zerstört werden, so sehr die Kirche dagegen sein mag. Ich bewunderte nur stets, wenn ich dies Gedicht las, daß Sie schon so frühzeitig diese Vollkommenheit der Form gewannen." — „Ohne daß es zu merken war, arbeitete ich doch beträchtlich. Uebrigens publizirte ich auch sehr spät erst. Es gibt keine Poesie

ohne eine gewisse Kenntniß." — „Deßhalb bringen es auch die dichtenden Ouvriers zu nichts. Hégesippe Moreau war ein trauriger Beweis davon, wenn man bloß Talent und keine Kraft es zu bilden hat." — „Unter allen dichtenden Ouvriers hat Barittot das meiste Talent. Man findet in mehreren seiner Kompositionen viel Grazie, aber auch er wird ohne Schulung nicht weit kommen."

Ich habe dieser flüchtigen Skizze nur wenig mehr hinzuzufügen. Bérangers Haus stand aller Welt offen, er liebte es, wie Leibnitz, mit Personen jeder Kategorie zu schwatzen, daher fand sich auch das größte Gemisch der sozialen Schichten bei ihm ein. Béranger stand schon um 7 Uhr des Morgens auf, und brachte die Zeit bis gegen 11 Uhr zu mit Journallesen, Briefschreiben, und dem Empfang besonderer Freunde oder Fremder. Immer plaudernd, stutzte er sich dabei den Bart mit der Scheere, was er sehr geschickt vollführte. Um 11 Uhr begab er sich Parterre in die Stube, um zu frühstücken, wo ihn Gäste und Besuchende erwarteten. Das Dejeuner verlängerte sich meist bis 1 Uhr, dann aber machte sich Béranger frei, um einen großen Spaziergang anzutreten. Das Diner fand um 6 Uhr statt. Bis zum Jahre 1848 waren diese Diners sehr heiter, und obgleich der Poet selbst sich des Weines enthielt, tranken die Uebrigen dort doch ausgezeichnete Sorten. „Gut, daß auch Sie kein Trinker," sagte er mir einmal; „wenn man mich verläumdet, so vertheidigen Sie mich als getreuer Biograph. Ich ging in die Schule „impasse de la bouteille" in der Rue Montorgueil, ich wohnte dann in der Rue Vineuse und endlich in der Rue des Vignes: das

genügte, auf daß ich hätte ein Trunkenbold von Profession werden können."

Nach 1848 war der Tisch des Chansonniers wahrnehmbar schmäler; die Schmarotzer blieben deßhalb von selbst weg, und zufriedene Gäste lud man nicht mehr so häufig ein. Diese Nothwendigkeit fiel dem alten Mann sehr schwer, denn er war die absoluteste Wohlthätigkeit. Mlle. Judith Frère, die so treue Gefährtin, hatte nicht minder ein vortreffliches Herz. Sie glich in nichts der „Lisette" oder „Fentillon." Sie war eine Person von großer Taille, die einst außerordentlich schön gewesen sein soll. Sie beklagte sich stets über Kopfrheumatismus, und trug deßhalb eine eigenthümliche Coiffure, welche sich, durch einen sonderbaren Zufall auch auf die Gesichtsähnlichkeit erstreckend, auch auf einem Gemälde des Domenico Futi im Louvre wieder findet. Mlle. Judith hatte ein edles und würdiges Aussehen; sie behandelte Béranger, so wie dieser den Lamennais, d. h. ohne viel Umstände und offenbar mit Ueberlegenheit. Ohne literarische Anmaßung zu haben, erlaubte sie sich doch auch manchmal ihr Urtheil abzugeben. Unter uns Jüngeren zog sie Allen Emile Fage vor, der die Figur eines Romanhelden aus dem 17. Jahrhundert hatte, aber sie empfing uns Alle mit gleichem Wohlwollen, und da sie behauptete, alle Poeten seien Kinder, so füllte sie uns stets die Taschen mit Bonbons. Sie hatte beiläufig dasselbe Alter mit ihrem Freunde, obgleich man es ihr nicht ansah, daß sie schon 62 Jahre zählte, und Béranger sie sogar kühn für 45 ausgab. Der Tod dieser geliebten Person zog den Bérangers nach sich; obgleich er öfter Gleichgiltigkeit affektirte, da er nichts mehr fürchtete, als Lächer-

lichwerdung durch Gefühle, so liebte er sie doch zärtlichst und ihr Hinscheiden führte eine direkte Zersetzung seines Geistes herbei, bis ihn schon drei Monat darnach selbst der Tod hinwegraffte.

Bérangers Kleidung war äußerst einfach. Er trug einen großen Ueberrock, blaue Brillen mit Gegengläsern versehen, und einen Hut mit breitem Rand, dessen Cylinder eingedrückt war, wie bei jenem der Schullehrer. Er war, wie gesagt, unverbesserlich wohlthätig. Wollte man eine Liste der Personen aufsetzen, denen er Unterstützung gegeben, ein dicker Band würde nicht genügen. Er war gegen Jedermann mildthätig, aber für Poeten hatte er eigene Vorliebe. Theils erinnerte er sich stets, daß er sein Heil der Generosität des Prinzen Luzian verdankte, wie er von der Familie Bonaparte nur in Ausdrücken größter Erkenntlichkeit sprach, theils aber sagte er in Bezug auf die Dichterlinge „das ist eine eingebildete und faule Race; aber da sie inkurabel sind, so helfen wir ihnen lieber, leben zu können, statt ihnen Moral zu predigen.“ Wie oft er bei solchem Temperament auf Unwürdige stieß, braucht nicht erst erklärt zu werden.

Unter jenen Personen, welche er durch eingehendsten Rath literarisch unterstützte und ermuthigte, steht Mde. Caroline Lefaure obenan. Bloß die Natur hatte sie Verse machen gelehrt, sie stand außerhalb jeder Kotterie, und schuf eine Art religiöser Metaphysik, von einer für eine Frau überraschenden Tiefe. Sie schrieb seit ihrer Kindheit, unabsichtlich, wie eine Blume duftet. Aber sie wurde von schweren Umständen getroffen, und sie vergaß beinahe selbst die Grazie ihrer Verse, die Delikatesse im Gedankenausdruck, die Erhabenheit ihrer Gefühle.

Sie fand sich erst wieder durch die Approbation, welche von Béranger ausging. Als einige Freunde diesem jene Blätter vorlegten, schrieb er seinen Namen an die Spitze der auszugebenden Subskriptionsliste, und rettete derart Frankreich eine reizende Dichterin.

Hier eine Probe der zarten Muse der Mde. Caroline Lefaure:

Le soleil a brillé, le chant de l'allouette
S'est fait entendre au sein de ma triste retraite
Et moi j'ai soupiré,

Puis, je ne sais pourquoi, ma voix qu'un souffle enlève
Au lieu d'offrir à Dieu le beau jour qui se lève,
N'a plus rien murmuré.

Le printemps va sourire et la verte feuillée
Incline en fremissant sa branche encor mouillée
Des larmes du zéphir,

Et l'âme qui s'enchaîne à ces fleurs demi-closes,
Voudrait, pour se mêler au doux parfums des roses,
Renaître et puis mourir.

Qui, quand l'air embaumé de suaves délices,
Féconde la rosée au fond de ces calices
Tout enivrans d'odeur;

Alors on ne sait quoi d'harmonieux, de tendre,
Nous fait chérir la vie et sans mieux la comprendre,
Nous répandons des pleurs fleurs.

Hélas! parmi ces flots d'amour et d'espérance,
On souffre encor l' exil au sein de l'existence
Où tout vient s'animer.

Non, tout coeur n'est point fait aux sublimes échanges,
Car on trouve l'argile où l'on rève des anges
Pour croire et pour aimer.

Ah! Souriez au printemps, si cher aux tourterelles,
Souriez au bonheur qui fait battre leurs ailes
Sous un beau ciel d'azur,

Et gardez nous longtemps à l'ombre du boccage
Ces fleurs et ces oiseauz au mystique ramage
Dont le chant est si pur.

Moi, dans l'isolément, je reste ensevelie,
Je ne saluerai point cette aurore bénie,
Présage d'un beau jour,

Et mon coeur éclairé d'un reflet de tendresse,
Doit s'abimer encor dans la vague tristesse
D'un printemps sans amour.

Bérangers Ergebenheit für Ideen und Menschen wurde in seinem mittleren Alter durch Gefängniß, in seinem Greisenalter, wenn nicht durch Noth, doch durch Entbehrung belohnt. „Frankreich," sagte ich ihm 1848, „sollte Ihnen doch wenigstens ein Haus mit einem Garten schenken, wie ein Petitionär schon

einmal vorschlug, damit Sie doch den Rest Ihrer Tage in Ruhe verbringen könnten.“ — „Lassen Sie das, mein liebes Kind!“ erwiderte er ablehnend, „Frankreich hat wohl Anderes zu thun, als sich mit einem alten Chansonnier zu beschäftigen.“ Er hatte Schreck vor Popularität, wenn man darunter Lärm und öffentliche Triumphe versteht; was er liebte, war, sich von Besuchen und Briefen überhäuft zu sehen, bei Tische von heiteren Genossen umgeben, und überhaupt von jungen Leuten fetirt zu sein, für welche er stets väterliches Gefühl hegte. Gegen 1854 fing er an sich merkbar zu ändern; je mehr sein Gesicht abnahm, je eigensinniger und mürrischer wurde er.

Man kann die Männer von Genie in zwei Kategorien eintheilen. Die erste begreift die überlegenen Geister, Poeten oder Philosophen, deren weites Gehirn sich für Alles interessirt, was das Weltall umfaßt; in der Philosophie dienen als Beispiele Plato oder Descartes, in der Poesie Dante oder Goethe; die zweite Klasse bilden die instruktiven Geister, welche zwar auch genug Ueberlegenheit über den Instinkt hinaus haben könnten, die sich aber freiwillig auf ihre Spontanität beschränken, wie etwa Mozart oder Rafael. Die Individualitäten der ersten Reihe haben keine Spezialität. Plato ist eben so Poet als Philosoph; Descartes beschäftigte sich eben so mit empirischen Wissenschaften wie mit Dialektik; Goethe ist Dramatiker und Naturforscher. Die zweite Klasse hingegen hat eben als Karakter die Spezialität. Mozart ist nichts als Mu-

ker, Rafael ausschließlich Maler. Solche Naturen, statt durch alle Räume der Gedankenwelt zu fliegen, bilden sich ein Genre. Béranger ist zu dieser Abtheilung zu zählen. Hätte er Prosa geschrieben, er würde merkwürdige Fakta haben erzählen können, aber ohne dadurch für die Geschichte oder Philosophie neue Gesichtspunkte geben zu können. Aber wohl besaß er einen merkwürdigen Instinkt für alles Einfache, Natürliche. Während er die abstrakten Ideengänge sogar seiner Landsleute nicht nachdenken konnte, verstand er sogleich selbst aus Uebersetzungen jene natürlichen Töne, welche in den Gesängen der Völker außer Frankreich erklingen. Wie war er entzückt, als ich ihm einige Nachbildungen lithauischer und serbischer Lieder las, er fand das Meiste ganz charmant, und zeigte sich lebhaft überrascht. „Welch reizende Einfachheit, welch hinreißende Sanftheit, die rührt, wie die Thränen eines Kindes! Unsere Literatur ist zu trocken, und zu schwülstig. Das wäre Balsam, um sie wieder rein und aufrichtig zu machen." Besonders Ungarn interessirte ihn in der letzten Zeit gar sehr. Diese Lebhaftigkeit, diese Elastizität, dieser schwungvolle Patriotismus! Ein ungrischer Poet, Johann Vajda, hatte an Béranger ein sehr energisches Gedicht gerichtet, worin er ihn einlud, nach Ungarn zu kommen, um auf dem „geheiligtesten Boden der Jetztzeit zu sterben." Andere Dichter übersetzten Béranger, und machten ihn beim ungrischen Volke populär. Selbst der größte Poet Ungarns, Alexander Petöfi, hatte es nicht verschmäht, einige seiner rythmischen Formen bei sich zu Lande einzubürgern. Man glaubt manchmal einen ungrischen Béranger zu lesen, der dabei nichts weniger als Franzose ist. Die Illusion scheint vollstän-

dig; es ist vielleicht das einzige Beispiel, daß ein Dichter das Verfahren eines anderen so zu imitiren wußte, ohne nur das Geringste von seiner Originalität einzubüßen. Béranger war entzückt, als er, besonders durch seine Korrespondenz mit Herrn Kertbeny, diese Thatsachen erfuhr. Er wollte selbst der ungrischen Nation für die rührende Aufmerksamkeit danken, die man für einen Greis hegte, der Ungarn so verehrte, ohne zu ahnen, daß man ihn dort kenne. Diese Fakta überzeugten ihn mehr als alles Raisonnement, daß von wirklicher Poesie immer noch Würze genug übrig bleibt, um selbst durch Uebersetzungen zu wirken. Ich mußte ihm nun oft stundenlang Petöfi in Prosa verdollmetschen, und er ließ sich stellenweise direkt begeistern. Petöfi fiel im Alter von 26 Jahren auf dem Schlachtfelde. Béranger, begünstigter vom Geschick, erlebte 77 Jahre, umgeben von einer bis zum Kultus gestiegenen Verehrung. Aber er verlor nie seine aufrichtige Bescheidenheit und wahrte sich sehr fein gegen zu exaltirten Enthusiasmus, wie nachstehender Brief beweisen kann, den er 1844 an einen Hyperverehrer schrieb, und den ich damals kopirte.

Cher Monsieur!

Me pardonnerez-Vous d'avoir tant tardé à Vous répondre, moi qui suis habituellement exact? C'est que Votre lettre m'a donné à reflèchir, que même elle m'a un peu fâché contre Vous. Fâché, direz Vous? Oui, vraiment! Pourquoi cet enthousiasme exagéré? Sans doute, c'est un des beaux côtés de Votre âge, que cette faculté d'exaltation;

mais encore faut-il se rendre compte du mérite de ses idoles. Croyez à la sincérité de tous les amis, même à la fidélité de toutes les lorettes, rien de mieux; mais quant aux réputations de quelques uns de Vos contemporains, sachez les prendre à la main, les retourner dans tous les sens, les peser et repeser, et Vous ne donnerez plus l'épithête de *grand* à celui qui est de Votre taille, parceque Votre taille n'est pas encore tout ce qu'elle sera. Moi qui ai été élevé au milieu des géants d'une glorieuse époque, je Vous assure qu'à vingt ans j'y regardais de plus près que Vous; et pourtant, j'avais un grand enthousiasme aussi pour les choses qui s'accomplissaient alors. Savez vous ce qu'il résulte de la hauteur, où Vous placez ceux qu'il Vous plaît d'encenser? Vous désespérez bien vîte d'atteindre jusqu'à eux et l'abattement Vous saisit. Le pauvre Escousse est un triste exemple de ce que je Vous dis là. Dans la lettre qu'il laissa pour moi, il me traitait aussi en modêle parfait et désespérant. Fatale illusion! Ah! répoussez ça loin de Vous! Il y a bien mieux que moi dans notre malheureux temps; et bien ce que je Vous dis pour moi, je Vous le dis pour les hommes vraiment supérieurs que nourrit encore notre époque: point de fol enthousiasme! Savez Vous, qu'à vingt ans je protestais, moi, pauvre rimeur inconnu, ignorant de grammaire, contre la gloire exagérée de Delille, à qui, certes, pourtant je réconnassais un beau et grand talent?

Ce que Vous devez Vous dire, Vous tout jeune

homme, c'est que les véritables préparateurs de l'avenir ne sont pas encore venus; tout au plus le nez de quelque petit précurseur s'est montré à travers la toile, comme au théâtre il arrive, quand un acteur vient régarder par le trou du rideau, si la salle est bien garnie. Qui sait! Le bon Dieu va peut-être bientôt frapper les trois coups: bientôt peut-être un nouvel acte du grand drame va commencer. Vous autres qui devez le jouer, êtes-Vous prêts? Savez-Vous Vos rôles? Quoi, Vous Vous amusez à encenser les vieux dont le rôle est fini, comme si Vous aviez du temps à perdre! Quand le temps du repos sera venu pour Vous, retournez-Vous; soit! et dites quelque prière sur la tombe de ceux qui ont encouragé Votre jeunesse. C'est d'un bon exemple. Mais à présent, qu'un sang généreux bout dans Vos veines, ne Vous épuisez pas en vaines adorations; travaillez avec l'idée d'effacer ceux qui Vous ont précédé, avec la foi que Vous parviendrez à valoir mieux qu'eux ce qui pour Vous autres ne sera pas difficile, s'il ne sagit que de faire oublier Vos pères. Mes enfants, ayez foi en Vous, si non, Vous ne ferez rien. Non, cette foi, que donne l'orgueil, mais celle que donne l'amour de ses semblables, à qui Vous devez consacrer toute Votre vie.

Voilà, mon cher Monsieur, une partie des réflexions que m'a suggérées Votre lettre. C'est surtout cette épithête de g r a n d appliquée à mon nom qui les a fait naître. Notre siècle s'épuise à faire des illustres, des grands, des immortels; tout n'est

plus que mot plus ou moins ronflant, que Vous autres jeunes hommes répétez avec une candide naïveté. Laissez, laissez toute cette phraséologie; l'avenir, dont c'est la besogne de baptiser ceux qui vont jusq'à lui, fera la part à chacun. Contentez Vous d'encourager ceux qui Vous semblent bien faire, mais ne les bourrez plus d'encens: plusieurs en sont morts, étouffés comme des dindons trop garés! C'est leur ombre que Vous rencontrez dans Paris: ils sont morts, je Vous assure.

Vous allez me trouver bien peu poête, mon cher enfant. Aussi, pourquoi l'êtes Vous trop? Venez me voir et nous continuerons la discussion, si Vous ne la trouvez pas trop fastidieuse. Je ne prêche pas toujours aussi longtemps qu'aujourd'hui. Ne craignez donc pas les longs sermons.

Béranger.

Bettina von Arnim.

Geb. 4. April 1785. Gest. 20. Jan. 1859.

„Meine große Anlage ist Lieben."
Ambrosia an Pamphilius.

„So mußte das Erliegen der ungrischen Nation, deren große Anlagen sie liebte und bewunderte, ihre Seele mit der schmerzlichsten Theilnahme erfüllen. Sie hatte eben damals die Gedichte Alexander Petöfi's in einer deutschen Uebersetzung kennen gelernt, deren Unvollkommenheit sie nicht hinderte, die Größe dieses genialen Lyrikers, der ein so treuer und würdiger Repräsentant des magyarischen Volkskarakters ist, auf das lebhafteste zu empfinden. Durch solche Eindrücke und mancherlei angeknüpfte Verbindungen wurde das einmal erwachte Interesse genährt und gesteigert."
Wilhelm Hemsen.

Beilage zu Nr. 47 der Allgemeinen Zeitung 16. Febr. 1859.

Kaum im Herbst 1847 in Berlin angekommen, schrieb ich sogleich an Frau von Arnim, schickte ihr ein Paket Bücher ein, welches man mir in London für diese Dame mitgegeben, legte auch aus eigenem Antrieb die Uebersetzung der Gedichte Petöfi's von Adolf Dux (Wien, 1846) und die Uebersetzung der „Ungrischen Volkslieder", von Achazius Greguß (Leipzig 1846) bei. Zugleich bat ich, mir gütigst anzuzeigen, wann ich persönlich vorsprechen dürfte? Ich erhielt wochenlang keine Antwort, hatte daher dieser Anfrage beinahe schon vergessen. Da kam eines Tages ein altes Weib, und sagte, die Frau Baronin wolle

mich nach Tische sprechen, ich möge zur Theestunde kommen. Ich vergaß völlig, um die Adresse zu fragen. Als ich nach Tische eben in den Wagen steigen wollte, fiel mir das bei. Ich ging in die nächstbeste Buchhandlung, wo man nachschlug, und mir die Adresse auf ein Zettelchen notirte. Dies gab ich dem Kutscher, da ich in Berlin noch ziemlich unbekannt war, und setzte mich getrost in die Droschke. Nach längerer Fahrt hielt der Wagen endlich in einer jener neuen prächtigen Vorstädte, welche vor den Thoren Berlins liegen. Ich lief zwei Treppen empor, und schellte an der bezeichneten Thüre. Ich fragte, ob hier die Frau Baronin Arnim wohne? Ja gewiß, ich möge nur eintreten. Man bitte um meinen Namen, um mich zu melden. Da ich nun aus vielfacher Erfahrung wußte, wie schwer deutschen Zungen die Prononziation ungrischer Worte wird, so erklärte ich dem Bedienten, er möge nur sagen, es sei jener Ungar da, der an die Baronin geschrieben." Flugs kam der Bediente wieder zurück, und rapportirte, die Frau Baronin erwarte mich schon den ganzen Nachmittag. Ich trat in ein sehr elegantes Zimmer mit daranstoßendem Salon. Eine recht hübsche Dame von etwa dreißig Jahren stand vor mir, und hielt mir mit freundlichem Gruße die Hände entgegen. „Recht sehr willkommen in Berlin, edler Magyare!" Ich war so verblüfft, daß ich erstaunt aufschaute. Das konnte doch nicht Goethe's Freundin sein? Bettina mußte ja wenigstens schon über die Fünfzig sein? Uebrigens, Damen wissen sich so geschickt zu maskiren; mir fiel die und jene ein .... Endlich stotterte ich ganz verlegen: „Habe ich die Ehre mit der Frau von Arnim — — —" „Nun ja, die bin ich, und Sie sind doch der Ungar, der sich bei mir ansagen

ließ?“ Nun war kein Zweifel mehr. „Ei, so nehmen Sie doch Platz; es freut mich immer, wenn Ihr Magyaren zu mir kommt, auch mein Mann ist ganz vernarrt in diese Pußtensöhne.“ — Mann? Achim v. Arnim ist doch schon lange todt? Ah, richtig, man sagte mir, diese geniale Frau verwechsle oft Worte der längstvergangenen Zeit mit der gegenwärtigen. — „Nun, was bringen Sie mir Schönes aus Ungarn?“ — „Aus Ungarn? Ich komme ja von London.“ — „Nun ja, da gingen Sie wohl über Frankreich und England, und kehren über hier heim? Sie haben doch Briefe für mich?“ — „Ja gewiß, die schickte ich aber schon vorige Woche her.“ — „An mich? Ich habe nichts erhalten.“ — „Auch Bücher von Carlyle in London?“ — „Von Carlyle? Wer ist das? den kenne ich gar nicht.“ Nun saß ich schön auf der Sandbank. Mir schwindelte bereits. Endlich fragte ich ganz behutsamst, in Furcht eine Dummheit zu begehen: „Schickten Sie, Frau Baronin, nicht heute eine alte Magd zu mir?“ — „Ich zu Ihnen? ja ich weiß ja gar nicht, wo Sie wohnen, bloß Herr von Nyiry zeigte mir unlängst an, daß einer seiner Landsleute kommen und mir Briefe von ihm bringen werde.“ — „Herr von Nyiry? Den kenne ich wieder nicht! Ja um des Himmels Willen, gnädige Frau, spreche ich denn mit Bettina von Arnim?“ — „Also Sie hielten mich die ganze Zeit über für meine Cousine Bettina? Hahaha! das ist charmant! Ich aber bin die . . . . Arnim! Bin kein Genie und keine Schriftstellerin, bloß eine bescheidene Privatperson.“ — „Nun, da bitte ich tausendmal um Verzeihung, da hat man mir in der Buchhandlung eine falsche Adresse aufgeschrieben; wollen Sie mich daher, Frau Ba-

ronin, entschuldigen. Ich werde also nach Frau Bettina fragen.“ — „Ei nicht so rasch, ungrisch Blut! Sind Sie einmal hier, so bleiben Sie jetzt auch hier; die Bettina hat ohnehin stets einen solchen Hof von berühmten und geistreichen Leuten um sich, daß sie mir auch etwas davon abgeben kann, und Sie eben nicht entbehren wird, wenn Sie erst morgen zu ihr kommen. Trinken Sie eine Tasse Thee bei mir, mein Mann wird gleich nach Hause kommen.“ Ich konnte wohl so freundlich herzlicher Aufforderung nicht widerstehen; ich blieb also sitzen, und wir spannen ganz ellenlanges Geplauder. „Aber wie kam es denn, daß Sie mich vorließen, da ich mich doch direkt als Ungar meldete?“ — „Nichts einfacher als dies; ich vermiethe gewöhnlich zwei Stuben meiner großen Wohnung an junge Leute. Im vorigen Winter hatte sie ein junger Ungar, Herr von Nyiry, inne, welcher an hiesiger Universität studierte, und der schleppte mir stets eine ganze Rotte seiner liebenswürdigen Landsleute herbei, und als er heim ging, schickte er mir alle Augenblicke einen anderen Ungar, der eben durchreiste, um Grüße zu bestellen. Im vorigen Monat schrieb er aber direkt, es werde ein Landsmann von ihm kommen, der sein Quartier bei mir nehmen wolle, wenn ich es eben frei habe, und so kündigte ich sogar schon dem jetzigen Miethsmann. Mußte ich also nicht glauben, Sie seien der Angekündigte, indem Sie sich als Ungar anmelden ließen?“ Nun war das Räthsel gelöst! Inzwischen kam auch Herr von Arnim, und lachte herzlichst über dies ganz absonderliche Uebereinstimmen der Umstände. Und wir blieben bis tief in die Nacht, und ich zählte später jenes gastfreundliche Haus zu meinen liebsten in Berlin. Auch zog

richtig ein Landsmann dort hin, dessen Namen ich übrigens schon vergessen.

So endete also das Vorspiel. Das eigentliche Stück endete nicht so lustig. Gleich am Morgen des nächsten Tages hielt ich es für meine Pflicht, die richtige Adresse der Frau **Bettina Arnim** zu erfragen. Diesmal war ich vorsichtig. Man schickte mich in den Thiergarten. Ich ging die breite Treppe eines Landhauses hinauf. Im Gange fragte ich nach der Baronin. Dasselbe alte Weib, welches mir die Einladung gebracht, nahm mir die Karte ab. Es kam gleich wieder aus der Stube mit der Meldung, die Frau Baronin trage keinerlei Verlangen, mich zu sprechen. Das war starker Tabak, wie die Thüringer zu sagen pflegen. Ich schickte das Weib nochmals hinein, mit der Bitte, ich müsse die Dame sprechen, nur auf einige Minuten. Ich wollte mich doch wegen Tags vorher entschuldigen. Da wurde plötzlich die Flügelthüre aufgerissen, und eine Dame rauschte imposant heraus. Es war eine nicht sehr große Figur, ganz in schwarze Seide gekleidet, aber durchaus nicht modisch, vielmehr wie in einem schwarzseidenen Schlafrocke, die grauen Haare zwar gescheitelt, aber doch vielfach fliegend. Und ein Kopf, wie der der Elisabeth auf dem Grabsteine zu Westminster oder auf dem Bilde des Delaroche. Und welche Augen! Es war ein stark durcharbeiteter, feinstens durchmodellirter, ungemein geistreicher Kopf! Die Dame segelte direkt auf mich los, zog sich energisch das Mieder an den Hüften hinab, und ohne daß ich nur zu Worte hätte kommen können, wurde ich von einer arg gepfefferten Philippika völlig wie von einer Douche übergossen. Und

als die Strafpredigt geendet war, wupps! rauschte die Hochzürnende zurück in ihre Gemächer. Die Thüre blieb offen, und ich stand da wie eine Salzsäule in Frack und Kravatte, und blickte blöd auf einige Gipsabgüsse und Basreliefs, die ich in jener Stube zu sehen glaubte. Endlich wurde die Thüre heftig zugeschlagen, ich machte demnach Kehrt, und ging langsam die Treppe hinab; aber unten lachte ich endlich hell auf!

Den Winter über arbeitete ich bei der „Berliner Zeitungshalle"; weder bei Varnhagen, noch sonst wo wurde ein Wort von meinem Abenteuer gesprochen. Endlich kamen die Weltereignisse. Ich erduldete die ganze Berliner Märzrevolution passiv. Als zuletzt die Thore geöffnet waren, fuhr ich nach Weimar. Ich blieb bei Lißt bis im Oktober. Dann ging ich nach Frankfurt. Endlich im Frühjahre 1849 nach Bad Homburg vor der Höhe. Dort quartierte ich mich mit einigen Landsleuten in einem einzeln stehenden großen Landhause vor der Stadt ein. Nach dem Fall bei Világos verließen mich auch diese Freunde. Ich blieb ganz allein in der leeren großen Wohnung, bloß der Hauswirth, von dem ich den Tisch bezog, und der ebenerdig hauste, war noch mit in der Burg, deren erster Stock mit zahlreichen leeren Stuben mir allein zur Disposition stand. Endlich kam der Winter; ich zog mich ins kleinste Stübchen zurück, um warm zu haben, und studierte, und arbeitete da, und verkroch mich wie ein Maulwurf.

Im Sommer war meine erste so holprige Uebersetzung der Gedichte von Alexander Petöfi in Frankfurt erschienen. Jetzt bereitete ich die Uebersetzung des Bau-

ernmärchens von Petöfi „Der Held János" vor, welches 1850 bei Hallberger in Stuttgart erschien, und zugleich die Uebersetzung von 400 „Ungrischen Volksliedern", welche Leske in Darmstadt edirte.

In dieser völligen Isolirtheit, und nur genährt von Nachrichten über die gräßlichen Ereignisse jener Tage, war mein Gemüth völlig verdüstert, und ich rührte mich oft wochenlang nicht aus der Stube. Eines Nachmittags, ich hatte eben mehrere Tassen schwarzen Caffées geschlürft, dampfte ich olympisch aus einem ellenlangen Tschibuk, den mir Franz Lißt verehrt, und grübelte trostlos vor mich hin, die Beine über den nächsten Stuhl gelegt, als mir mein Hauswirth einige Briefe brachte, welche bei meinem Verleger in Frankfurt angelangt waren. Ich las die meisten flüchtig und warf sie auf den Tisch. Da fand sich noch einer. Ich riß ihn mehr auf als ich daß ihn öffnete. Keinerlei Unterschrift. Adresse: „An den Uebersetzer Petöfi's." Anfangs hielt ich die Handschrift für die einer Tante in Ungarn. Die konnte mir aber nicht schreiben. Die Schrift, sehr energisch, sehr ausgeschrieben, auch groß in der Type, war doch ungemein schwer zu lesen. Endlich kombinirte ich die Sätze. Ich wußte noch lange nicht, was ich eigentlich las, wie ich das deuten solle? Endlich löste sich das starke Aroma dieser harten Nuß. Mich durchflog freudiger Schauer. Ich fühlte mich berührt von einem Geiste, der bei jeder Wendung sich großartiger im Erfassen der Lebensräthsel erwies. Diese Berührung erhob mich selbst, meine Seele streckte sich in ganzer Höhe empor. Ich schrieb die Nacht hindurch; ich schrieb gleich ein Briefheft Antwort. Es war Bettina, die sich mir als Ambrosia genaht. Nun fiel es hageldicht. Ich

erhielt vom 4. Oktober 1849 bis Ende Dezember 1850, wo ich plötzlich Homburg verließ, und fast ein Jahr lang von mir nichts hören lassen konnte, 61 solcher Briefe, später stets acht Seiten lange. Gesegnet sei für immer der erhabene Geist, welcher mich seiner Berührung würdigte! Wenn ich endlich in mir klar wurde, und jenen inneren Halt gewann, der mich jetzt lächelnd auf alle Zufälle des Menschenlebens herabsehen läßt, wenn meine Seele wirklich so gut wurde, als Anlage in ihr jemals vorhanden gewesen sein mag, so verdanke ich diese Genesung jenen köstlichen Tropfen, die der Geist jener Frau in sie träufeln ließ. Und ich weiß tief innerlichst, daß ich jetzt besser im Herzen und in der Seele bin, als ich es ehemals war, ohne daß ich deßhalb damals hätte bös sein müssen, oder ohne daß ich nicht noch besser werden könnte, und zugleich, ohne daß nicht Tausende doch noch besser sind, als ich es wohl je zu werden vermag. Aber ich machte den ersten Läuterungsprozeß in Folge des Verkehrs mit jenem tief gütigen Wesen durch, der über die Schwelle der Selbsterkenntniß führt, und das schon ist reichster Gewinnst des herben Menschenlebens. Auch weiß ich nicht, ob sie je daran dachte, daß ich ihr schon einmal persönlich begegnet war; sie erwähnte jenes Vorfalles nie, ich natürlich um so weniger.

Ich habe Bettina persönlich nie wieder gesehen; nur bei Theobald Kerner in Weinsberg fand ich einst einen vortrefflichen Stich, ihr Bildniß, dasselbe, welches jetzt in die illustrirten Blätter überging, und das mich durch seine Aehnlichkeit frappirte.

Der zwanzigste Januar ist der Todestag meines armen Bruders. Ich begehe ihn immer, indem ich daheim

bleibe, mich meinen geheimsten Erinnerungen hingebe, und in meinen Papieren umherordne. Diesmal kamen mir auch wieder jene Briefe in die Hand. Ich las stundenlang darin und endlich drängte sich mir der Vorsatz auf, nie Jemand in jene Blätter blicken zu lassen, und um sie allen Zufällen zu entrücken, sie gleich an jenem Tage stiller Betrachtung zu verbrennen. Ich zündete Stück für Stück an der Kerze an, und ahnte nicht, daß wohl im selben Moment auch jenes theure Wesen in Asche zerfiel, deren Hand jene Züge geschrieben, welche ich so eben verkohlen ließ. Der Geist jener Zeilen ging in meine Seele über, und die Seele, von der er ausgegangen, schwebte im selben Moment frei auf aus irdischen Banden! Friede ihrer Asche!

Aber hat nicht eben mein Zusammentreffen im Geiste mit dem Bettina's mich gelehrt, daß die Ideen die elektrische Kette bilden, welche sich von Seele zu Seele schlägt, entzündet, und so reinigend aufflammen macht? Sollte ich die schönsten dieser Ideen, soweit sie sich eben nicht bloß auf Fragen bezogen, welche nie mehr als zwei Menschen zu wissen brauchen, um ihre Befähigung der Weiterbefruchtung bringen?

Gewiß nein, dazu habe ich kein Recht. Ich hatte freie Disposition über jedes Wort, das Andwort meiner eigenen Fragen war, auch durfte ich nichts bewahren, und dem hämischen Zufall anheim lassen, was die Enthusiasmusbaare Welt anders richten würde, als es das reine Herz richtet, aber jene einzelnen Perlen, welche loslösbar über das ganze Gewebe gesäet waren, und eine selbständige Fassung hatten, die mußte ich retten, und sie der Oeffentlichkeit preisgeben, um auch Jenen Freude zu machen,

die gerne jede Perle auflesen, welche dieser edle Geist bei seinem Gange durch's Leben fallen ließ, und die noch auf Generationen hinaus freudig anregen können. Ich hatte jene Stellen schon früher einmal herausgeschrieben, und gebe sie nun dieser Skizze bei, um zu zeigen, welch ein warmes Herz für die Menschheit zu schlagen aufhörte, als das Bettinens stockte.

Auszüge aus Bettina's Briefen.

Wiepersdorf bei Jüterbog, 4. Okt. 1849.

1.

— — Und was ist Leben, dem nicht Räthsel zu lösen sind, erhabener als Glück und Unglück? Schreite nur immer die abwärts gehenden Geschicke aufwärts mit dem Geist, dann ist alles gut! Ueberrauche Dich nicht, und sei nicht neidisch, da Alles dumm ist und nüchtern. Und grüße Deine Mutter; wenn Du ächt bist, so ist sie beneidenswerth reich.

Da hast Du eine Blume, die mir lieb ist. — Da war in jugendlichen Zeiten ein Mann, so einfach schön! — er spielte die Zither, und sang wie in Berglüfte hallend: „Herz, mein Herz, warum so traurig?“ — da ließ ich heimlich, ohne daß er's merkte, im Mondglanz der Blume Schatten auf seinen Finger tanzen, und dieser verstohlene Liebesgenuß machte mich zittern. Wie ist's dann erst, wenn der Geist zitternd des Andern Herz berührt!

Diese ganze Zeit über umtanzte mein Geist zitternd Deiner Nation Geschicke, jede Wendung erschütterte mein Herz — — — — — — — und Alles hob meine Seele, als hätte sie Flügel an den Sohlen, und die ganze Weltgeschichte hielt sie ins Feuer der Leidenschaft und reinigte sie von kleinlichen Dingen.

2.

Am zweiten November den Brief erhalten, das Postamt Jüterbog zeigte ihn an, ein reitender Bote holte ihn ab, darüber vergingen zwei Tage. Das Siegel äußerlich war offen, weil es schlecht versiegelt gewesen; lege eine Oblate unter das Siegel, und rekommandire nichts, es erregt unnütze Neugierde.

Schon eine Weile von Träumen geplagt, ob nichts Widerwärtiges Dir geschehen sei, quälte es mich, bis der Brief kam. Gestern auf einsamen Weg im Mondschein brach ich einen kleinen Zweig von einem Kirschbaum, die Blätter, noch alle lebendig, aber vor Kälte durchgriffen, schimmerten grün und herbstlich roth durcheinander. Der Zweig war kaum eine Stunde im warmen Zimmer, so waren alle Blätter verdorrt; im kühlen Nachtschimmer so warm grün, in geheizten Räumen beim Kerzenlicht erstorben!

Bleib im kalten Mondschimmer, wo Alles geistig Dich anglüht!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt vom Fabelwesen in meiner Natur! Ich war nie vertraut mit Menschen, es lag so in mir, im Geiste einsam zu sein, von Jugend auf. — Wenn ich in der Nachtdämmerung von der Günderode heimschlenderte, da bewegte sich in den einsamen Gassen ein Schimmer neben mir vorüber ins Dunkel. Es war nicht wahr, aber doch war's wahr. Da war's einmal in mir: jetzt gehst Du links — gerade

d'rauf los ins Dunkel, wo er hinein sich verkrochen. (Du denkst es war rechts?) Das Bewußtsein macht es wirklich. Mitten im Dunkel stehend, da fragt es, ob ich allein ihm trauen wolle; ich war gleich ihm hingegeben, der mein Inneres, meine Gedanken lenkt, im Berühren mit Anderen. Du bist nach diesem Gefühl als wacker und ganz edel, unbefangen von mir aufgenommen, bist beglückend von mir empfunden, — und Deine Fehler — wenn Du sie haben magst, — Du hast sie nicht in mir!

Ueber Kinkel ein Gelöbniß des Schweigens, und da sage ich schon zu viel. Geheimnißkrämerei ist dennoch mein Abscheu, ich vergesse also, was ich nicht sagen mag, so ist's gesichert. Dem König geschieht Unrecht; ich fordere das Beste, aber ich werfe nicht den Stein auf ihn, daß das Schlechte geschieht; denn das verfinstert immer mehr. Von meinem Deutschthum — ich habe mich nie patriotisch abgewogen. Den Italienern raçeverwandt durch meinen Vater, der von Visconti's teuflischem Stamme ein Ableger war, fühle ich Manches davon in meinem Blut. Nichts vom Parteiwesen. Der Haß — selbst gegen den Verweseten ist niedriger noch als Verwesung selbst. „Die Zähne sind wie Perlen weiß," sagte Christus von dem verwesten Hund, vor dem Alles mit Abscheu davon lief. — — — —

Dein Petöfi hätte Dir das nicht gethan! Der ist mir so lieb! und Ihr Beide spiegelt Euch in einander. — — — — Von der Sand las ich nur wenig. — — — Umrauscht von klaren Bächen der „Goethelieder" voll Unschuld, voll Sinnenwonnen, voll heißem starkem Entzücken der Natur, konnte ich nie an Dichtungen Genuß

haben, die wie destillirte und gebrannte Wasser mich anhauchen, ich meine: Heine! — — — Liederlicher Geistesumgang raubt Alles. Keuschheit im Geist kann Alles ersetzen. — — — Dem Schöpfer der aus Dir aufschwebenden Gedankenseelen gehöre Du; der legt die Hand auf Dich, und sagt: „Ruhe da!"

Ueber meine Briefe an Dich ein paar Worte zum Verständniß. Meine Gedanken gähren im Herzen, ihr Wein duftet mich an, daß ich ohnmächtig oft sie nicht fassen kann, und wirklich nur stotternd sie vortrage. Der Schöpfungskreis meiner Sinne sind sie, da wallt mein Blut, da klopft mein Herz, und lauter Kunstsinnlichkeit ist's, da stürmen Bilder herauf, die sagen Alles! — — — — — Das Buch Deiner Uebersetzungen hat mich in Deine Heimath geführt. Der Schmelz all der Perlen, die es vor mir ausstreut, blendet mein Aug' und rührt meine Seele, und gesellt mich ihm auf alleinigen Wegen, und Du und Er sind mir ganz Eins; bist wirklich des Dioskuren Bruder, der seine Unsterblichkeit in reiner Schale sammelt, und Gewährung erhält, mit ihm zu theilen.

3.

3. April 1850.

Wie ist doch Vertrauen so uranfänglich! — Bedenken, Ueberlegen, Zweifel, — wie Aschenflocken, mit denen der Wind spielt! — — — — — — — —

Beethoven sagte: „Wenn sie nur Ohren hätten, dann würde der falsche Quintengang höchste Wollust sein." Das Schmettern in ihrem Aufschlag, das Abprallen so

hart selbständig, und unverklemmt in Verwandschaften, so einverstanden in Reih und Glied mit dem Vorher und dem Nachher! — das ist der Besonnenheit meines Geistes nicht unähnlich, ihr kühner Gegensatz zum Harmonischen, das gleicht der Unverzagtheit meines Karakters, und meine Sünden sind, wenn ich gegen beide gefehlt habe. —

„Das Leben ein Traum!“ Erhebe Dich über ihn und begegne mir da, wo der Geist sein Recht sich nimmt und der Lebenstraum in den Schatten der ungeheueren Wirklichkeit sich verkriecht. — — — — — —

Ob es wahr sei, daß mein Kind um Gnade für Kinkel gefleht hat? Man hat mich darum nicht gefragt, sondern mir es auf den Kopf zugesagt, man hat große Schimpf- und Nachreden mir darüber zu- und nachgeworfen; und obschon mein Herd wie ein düsteres Gemäuer, in dem die Geister hausen, auf die Wogen des Gesellschaftstumultes herabsieht; obschon es Allen Scheu einflößt vor mir, vor meinen Hausgöttern, so haben diese Schmutzwogen doch bis an meine Schwelle gebrandet und sie besudelt, „ich könne es nicht läugnen, denn dem Pr... v. W........ habe es der K.... selbst erzählt,“ dann hat der K.... gelogen, sagte ich.

Die Kinkel? Sie ist eine Mutter der bittersten Schmerzen, weil sie liebt. Da ja Schmerzen vermählende tieferreinigendere Gewalt haben als Glück, so ist sie eine Heilige, über die Gottes Auge wacht; der weiß ja aber selbst nicht, wo ihm der Kopf steht!

— — — Was ist das? Nationen haßen, wo jede einzelne ein Funke der Inspiration sein soll für Alle! Es giebt todte Massen, die pestartig gähren, aber eine Lilie aus ihrem Morast erziehen, die mit ihrem Duft allen bö-

sen Duft überwindet; das ist Ueberwinden des Teufels! Es ist außerdem ein jeder Menschheitskeim zu schonen, selbst in Tyrannen. — — —

— — — Du fragst nach meiner Gesundheit? ich habe ihr nie Audienz gegeben, um darüber berichten zu können. — — —

4.

21. Mai 1850.

Von Deinen hastigen Worten allen verstehe ich am deutlichsten „Vertrau in mich!“ Dabei verweil ich nicht und rede lieber wie es in mir tönt, und Deine verwundete Seele bedarf anderer Liebesdienste, als zu erprüfen, wie sie die Dolchstiche empfing. Dies pfeilschnelle Vertrauen, es ist der Gott im Menschen, der wie ein Stern am Firmament zum andern sich schwingt. Ich habe nicht Witz und Geist zu spenden, nichts vom Vergangenen, nichts von dem, was mich jetzt eben irdisch fesselt, Alles verglüht in weiter Stille. Ich bin selig, Dir nachdenken zu können, denn ich ahne Dich vor, und was Du mir zu sagen vermagst, ist bloß Verständniß meines eigenen Geistes in dem Deinen.

— — — Warst Du in Weimar, wo der Brunnen an der Wand steht, zwischen Pappeln, und die Dioskuren auf dem Brunnenrand? Da war's, als ich vom Goethe heimging; noch entzückt von süßen Wechselreden fiel ich von seinem Hals, auf die Füße der jungen Götter, und ahnete tief, daß sie mich einst noch aus anderen Geistern grüßen werden. —

— — — Dein Buch — es führt mich Nachts die Wege durch's Ungarland; von einem Traum zum andern wache ich auf, und geb' immer wieder dem Buch die Hand, daß es mich weiter führe. — — — — — — —

5.

2. Juni 1850.

Es ist Mondschein. — Ich habe mich im Buch eine Weile verirrt! — Tief verloren hinein! — Mitgegangen durch die Gassen der Heimath und durch die Weiten und die Felder schlendernd, sah ich Einen schreiten in der Ferne und um die Felswand biegen. Da war's, als müßte ich nach, und ging hinaus durch die Hecken, bis ich auf den freien Platz kam. — Wen soll ich rufen zum Zeugen, daß ich schwöre? Was schwöre ich? — Diese Sehnsucht, die alle seine Lieder durchflüstert, ob Einer sein gedenken wolle? Nicht unerfüllt will ich sie lassen! Die Hand auf die „Cypressenblätter" legte ich, und sagte ihm zu wiederzukehren! Und Keiner soll mir lieber sein. Mit ihm reden und trinken, seine Liebesweisheit zu den Menschen, zum Heimathsboden, zu Vater und Mutter, und zu dem anmuthreichen Stolz der Armuth!

So war das heute draußen im Mondscheingange, in der Einsamkeit, die so weit sich ausdehnte, als wären ich und Er allein auf der Welt! Und dann dachte ich an Dich, und gedachte derer Aller voll hohem Geist, die —

6.

Berlin 16. Juni 1850.

Was Du mir über G o e t h e sagst, beantworte ich Dir damit, daß ich ihn nie angebetet habe, daß ich von Je-

dem den Tadel über ihn vertrage, lieber als die verrückte Begeisterung und das verfluchte literarische Anatomiren seiner Bücher und die noch niederträchtigeren Goethestiftungen, wozu sie mich einladen; ich habe ein für allemal geantwortet, Goethe liege sehr sanft und beruhigt in seiner heiligen Verwesung. Was die Natur wolle, das wolle ich auch, und es sei jetzt soviel Anderes in der nächsten Nähe, dem man sein Interesse zuwenden solle, daß es mir wie die leidigste Lüge vorkomme, sich dergleichen zuzuwenden. — Es waren die Grazien, die ihn umgaben, welche mich zu ihm führten; unser Liebesverhältniß war ein stetes Unterminiren der Zärtlichkeit mit Witz, die wir uns nicht zu nahe kommen ließen. Und dann, — ja dann waren Augenblicke, wo ich aufsprang, und den Thau ihm von der Stirne küßte. Ja, die Götter haben mich so leicht hintanzen lassen an dem sogenannten Abgrund, und da und dort glitt ich kühn herab, eine Blume zu brechen, die der Dichter mit tiefem Schauer hinnahm, und mich auch durchrieselte Schauer vor der überströmenden Freundlichkeit seiner Begeisterung. Das war die elektrische Kette — süße Unschuld; ja wie kann Liebe ohne Unschuld bestehen? Wie kann es blühen im Herzen ohne Unschuld, und wie wär's möglich, witzig zu sein ohne sie? — Wer kann lieben ohne den Witz der Unschuld? Dieser Feurige, Feine, Listige! Ich könnte nun Eins oder das Andere Dir erzählen, was so zwischen uns vorging! Aber Du denke Dir's selber aus; — angebetet habe ich ihn nicht; ich war so glücklich, wenn ich ihn dachte! wenn ich allein mit mir war, und ließ ihn dann auftreten vor mir und die blitzenden Gedanken, mit denen ich da heimlich ihn an-

flammte! und wie ein Dolch mein Muthwille, der ihn rizte, und wie er da vor meinem Geist verathmete! —

Heine! — nun ich nahm seine Gedichte hervor dort in der Nacht, als ich Deinen Petöfi gelesen hatte. Diese Gedichte sind Gift; kein sehr schnelles, absolut tödtendes, aber ein latschiges Gift der Selbstbekosung. Also nur nicht den heiligen Eifer der Gottsinnlichkeit im reinen Dichter Petöfi verglichen mit dem Honigthau der klebrigen Dichterblüthen des Heine! — Uebrigens gönne ich ihm alles Gute, möchte alle Schmerzen ihm gelindert wissen, und jedes Erdenweh fern von ihm! — Aber die Gesundheit des echten Dichters ist nicht in ihm; ich sage es nicht laut, ich bin kein Kritiker, ich gönne Jedem die Erdenlust auch des nicht natürlich Erwachsenen, wenn es genossen wird mit Appetit. — Aber! — Viel hängt doch davon ab. — Nämlich der ganze Mensch! — Der verwirrt sich nur zu oft in Gefühl und Begriff und eben solche Ansichten, Begriffe und Schätzung von Werken des Geistes spiegeln die Wirkung ihres Genusses! — — —

Vom Schiller sage mir nichts mehr, gar nichts mehr! — ich kenne so eigensinnige Köpfe wie Dich; sie meinen Wunder was für Differenzen in dem Karakter großer Naturen entdeckt zu haben. Eins nur sag' ich Dir. Der Schiller in seinem großen menschliebenden Streben — — — der hätte auch mitgestritten, wo Goethe vielleicht zu Hause geblieben wäre. — — — — — — — — —

Verzeih mir auch den holprigen Weg, den ich Dich da machen lasse zu einem großen Ziele; mache Dir nichts daraus, wenn ein hartes Steinchen Dir unter die Füße kömmt. Ach man geht ja endlich mit Wollust auf Dornen und Nesseln! — Lasse uns Beide wahrhaft groß den-

ken und fühlen, dann wirkt die Nähe des Einen auf den Andern, zum selbstthätigen, muthigen Gefühl sich emporzutragen. Suche Dich frei zu halten, so gut es geht, von Allem, was nicht mit Deiner Andacht, mit Deinem besseren Wirken zusammenhängt. Alles hat sinnlichen Boden, aber es muß hinauf streben in große frei Behandlung alles Geschehens, es muß Kraft und Zuversicht werden, damit das Rechte gelinge! — Wir sind schon so weit verrückt geworden, daß wir uns vor einer großen Handlung fürchten, wie vor etwas Bösem, oder daß wir unsre Reputation dabei riskiren. — Sieh, darum ist es gut, daß man rein sei von Sitten, und daß man sich durch dies Pri- ckeln der sinnlichen Leidenschaften nicht fesseln lasse oder gar hinabschleudern vom Selbstgefühl, weil jeder Tag, der vom Siege des Herzens sich nährt, zunächst der Menschheit zu gut kommt. — Ach, mir ist so wunderlich zu Muth, ich möchte auf meinen Knien Dich bitten, Dein zu schonen, um Deine großen Aufgaben lösen zu können.

— — — — — — — — — — — —

Du hast so schön, so rein Deinen Freund übersetzt, Du hast jede Richtung und Beziehung dieser Schwungseele faßlich und fühlbar zu machen verstanden, und den organischen Bau der Sprache allen Gliedern der Seele so edel angefügt, daß sein Genius ganz frei daraus hervor tritt. — Ach, ich möchte, daß Du nur von dem Unvergänglichen berührt würdest, und nicht vom Gewöhnlichen oder wohl gar Matten! Steig auf die stolzen Höhen der Begeisterung, genieße da des reinen Himmels und der freien Luft. — Aber ich bin eifersüchtig, daß nichts Gemeines Dich auch nur flüchtig berühre. Ach, ich hoffe es kommen Zeiten, wo wir über Vieles uns klarer

werden aussprechen können. Lieber Freund! Verzage doch ja nicht an Deinem edlen Vorhaben, weil das Gelingen so vage erscheint. Ich bin nicht leicht zu ermüden, und eigentlich ganz damit zufrieden, daß ich mich Deinetwegen anstrengen muß. Bleib mir nur im Geiste treu! — — Hüte Dich vor jedem anklagenden Ausdruck! Das Unrecht tritt um so stärker hervor, je weniger man es hervorhebt. Dein Vertrauen in mich darfst Du in jeder Beziehung geltend machen. Verzeih, daß ich so vorschreibend auftrete, es ist ja doch nur aus warmem Herzen für Dich!

Wievielten haben wir denn heute? Es wird wohl der 17. oder 19. sein, Dienstag ists. — Zähle dies an den Fingern zusammen!

7.

Berlin 7. Juli 1850.

— — — — — — — — — — —

— — — — Es begegnet mir häufig, daß Sterbende nach mir Verlangen tragen; sie meinen, es würde sich heiterer sterben lassen, wenn ich ihnen die Hand reiche. Ja, ich glaube auch dazu Genie zu haben, sie mit Scherzen bis zu Ende zu begleiten. Heute erhielt ich einen Brief vom General Willisen, dessen Frau beim Sterben nach mir sich sehnte; er schreibt voll bitterer Wehmuth, daß ich nicht da war.

8.

— — — Obgleich Du nur in seltenen Stunden mich jener tieferen Anschauungen würdigtest, die Dir wirklich aus dem Herzen kommen, so glaube ich doch erra-

then zu haben, daß Dein Haupttalent in einer Scharfsicht besteht, wie ich sie noch bei wenigen Menschen getroffen und welche Du vielleicht niemals so vollkommen benützest, um völlig auf die Höhe zu gelangen: jedoch ein inneres Bewußtsein oder Ahnen drängt Dich dahin. Nicht das leere, leichte Hin- und Hergehen zwischen allerlei Anlagen und Tendenzen kann einen Menschen befriedigen, der sich dazu gedrängt fühlt, Karakter zu werden, nein, nur das Streben nach dem möglich Bedeutendsten kann allenfalls die innere Trauer überwinden helfen, über die Geduld, die man mit sich selbst haben muß. Ich weiß und fühle, wie Deine Lage Dir schmerzlich sein muß, denn Du bist in der Epoche, wo ein innerer Thatendrang Alles über den Haufen stürzen möchte, zu den großen Thaten zu kommen, mit denen man die Welt erschüttern will. Aber die Welt kann ohne Einen fertig werden, und das Größte, was man thun kann ist, aus sich selber Alles zu machen was möglich ist; nicht daß es anerkannt werde, denn jede Anerkennung belügt Einen und lehrt Einen lügen, sondern daß man zu sich selbst gelange, um sich zu begreifen und über sich zu bestimmen, nicht für hier, sondern für die Ewigkeit. — — — Trage nicht immer ein Paraplui, wenn es einmal große Gedanken regnet, um trocken darunter her zu gehen, in der Furcht, daß sie zu grob auf Dich fallen! — — — — Ich weiß gar nicht, wie ich in diese Weisheitslehren mich verirrt habe, die den Anstrich haben, als wolle ich klug vor Dir sein. — Nein, nein! glaube das ja nicht! Ich habe Ehrfurcht vor Menschen, die ein Schicksal durchzuschreiten haben, — sie sind immer von Gott ausgezeichnet, auch wenn sie nicht soviel Ehre dabei gewinnen, als ihnen vielleicht zugetraut wird — — — — —

9.

11. Juli 1850.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

— — — — Als ich noch nicht vertraut schrieb, und lauter geleckte Bißchen Dir schickte, nun, was gab's da? Und als ich auf einmal Dir schrieb kameradlich, — was gibt's denn jetzt? Wie lang' leb' ich denn noch! Lasse doch in Dich hineintrichtern, was ich vermag; hätte ich Dich nicht als reines Gefäß erkannt, ich füllte Dich nicht mit lauterem Geiste herzlichster Sympathie an; nimm doch an! Lass' dir's geschenkt sein! Würd' ich mir die Mühe geben, Dir zu schreiben, wärst Du auch nur wie die Besten der Anderen! — — — — — — — —

10.

Wiepersdorf, 21. Juli 1850.

Die Bettina Savigny war eine Nichte von mir, die Anno 35 in Athen verstarb. Das Haus, in dem Du in Frankfurt warst, gehörte meinem Bruder, der jetzt todt ist; er wohnte mit vollem Recht in der Millionärstraße. — — — — — — — — — —

Von dieser Art Anverwandter wimmelt ganz Frankfurt, die seltsamer Weise von der Furcht, ihr Geld zu verlieren, dermaßen behaftet sind, daß sie davon Zufälle erleiden, welche nicht mit Gold können aufgewogen werden. Wie zum Beispiel, daß Einer oder der Andere die Aus-

zehrung kriegt, oder vom Schlag gerührt wird, oder aus lauter Hypochondrie nicht mehr lacht. Von der ganzen ausgebreiteten Familie ist Niemand arm als die Bettine, aber keiner von ihnen versteht zu handeln für Andere als nur sie allein! Als Achim um meine Hand bat, sagte er, „ich habe nichts Rundes, als die Knöpfe an meinem Frack." — Mehrere Geldkatzinen pflegen ihren Reichthum mit heiliger Ehrfurcht, wie die Kuh der Isis, die man mit ihrer eigenen Milch nährte. So oft ein Verlust über mich kam, habe ich mich gefreut, daß er mich nicht ärgerte, und so oft Hilfe gefordert wurde, fühlte ich mich geehrt, als ob gleich die Tagesgöttin aufgehen werde mit menschenerfreuendem Glanz, und so hab' ich manchen Strahl in die Finsterniß der Verzweiflung geleitet, und so hab' ich selbst Niemand was zu danken: Gott sei Dank! — — — — — — — — — — — —

11.

14. August 1850.

— — — Und da kam Dein Brief wenige Tage nachher; er befremdete mich nicht; ich wußte, es müsse so kommen, es müsse eine Erscheinung aus dem Flor treten, in den ich so tief und starr hineinschaute mit Seheraugen, und in dem ich den Nebel durch meinen Athem erwärmte. Sprich Dir's nun selber aus, wie Du mir bist, und warum, und was! Der Spiegel bist Du, in dem ich gewahr werde, wo der Geist mir herum wogt. Das war's. Nun überleg Dir's selber; jeden Tag hab ich verkehrt seitdem mit den Sternen über Dich! Nein, eigentlich war's mit dem Mond! — — — — — — — — — — — — —

Es gibt Spiegel, die zeigen Alles schief und schwindlig! Man sieht da hinein, und siehe da, es giebt Leute, die merken's gar nicht, daß ihr Bild da nicht natürlich zurückgeworfen wird, ja manche finden sich sogar sehr schön in solch schiefem Widerschein! Und so ist's mit Heine. Basta per oggi!

Und Du hast einmal gesagt, ich mache Fehler in der Sprache, aber sie klingen Dir anreizend; ich darf so was wohl thun, denn sie müssen's mit Dank annehmen, da ich ihnen das Joch des Philisterthums vom Nacken nehme; ja, wenn ich mit silbernem Fuß auftrete, und bloß schon in Wendungen eine Seele des Gesanges ausdrücke, und nicht am bleiernen Metrum mich halte, sondern vorgehe demselben, und es an mich locke mit zärtlichen Winken, und dann mich selber ihm hingebe und mich an den Händen hinziehen lasse, oder an einem leichten flatternden Band von Worten! Ach, was weißt Du! In den ersten Blättern des Dämonenbuches, das ich Dir ja widme, wirst Du's finden, wenn Du Ohren hast zum Hören, und leise Nerven zum Fühlen!

. . . . ? Welcher Philister hat Dich denn auf diesen, mir höchst antipathischen Giftmischer der Dichtungslangeweile aufmerksam gemacht? Vor vier Wochen war ich in Leipzig, da kamen die Leipziger Professoren mir entgegen. Ach wie herrlich ist doch . . . . ., er ist jetzt wohl der größte Poet! Wir müssen nämlich doch jetzt endlich wieder einen größten Dichter haben; und ich halte ihn für den größten jetzt lebenden! sagte Einer. Das kann mir recht angenehm sein, sagte ich, das erleichtert mir den Abschied von diesem trägen Gesindel der Jetzzeit! — und die Gattinnen kamen und brachten ganze Bücher voll ausgezogen. Ach wie

schön! sehen Sie hier! — Gott, wenn ich nur Zeit hätte, liebster Freund! so wollte ich Dich aufklären. — — Der Kerl hat kein reines Blut in sich, — wie kann der Dichter sein! — Die ganze reine Menschheitswürde gehört zum Dichter, wie Goethe sie hatte, wie der Petöfiknabe, der mich immer an den Jon erinnert, wie er vor den Tempel tritt, wo er als Tempelknabe angestellt war, Morgens in der Frühe, nachdem er gekehrt hatte, und die Säulengänge mit Wasser besprengt, — da sieht er in die Höhe, wie die Störche herbeigezogen kommen und ruft ihnen zu: „Ihr Störche, verunreiniget mir die Tempelzinne nicht, oder ich werde es euch leid machen.“ Ach, so rein wie die Morgenluft schallte das hinauf! und am Abend hatte ihn schon sein unerbittlich grausames Schicksal erreicht! — —

Nun den kleinen Platz hier muß ich mir aufsparen für Liebesworte! Du! ich habe Deinen Brief nur erst flüchtig durchgelesen! weil ich diesen heutigen Abend gleich zum Antworten benützen wollte! — ich weiß ja, ich bin nicht leicht zu verstehen, und weiß auch, daß du ein bischen magst gestutzt haben über Manches, was ich Dir da sagte — jetzt aber wirst Du mich durchfühlen, denn von allen Wesen, die da leben, glaube ich, daß Du den rechten Geist habest, der das begreift! Adieu! Vor vier Wochen keine Antwort!

12.

19. September 1850.

Du sollst nicht Wein trinken! Du sollst nicht krank sein wollen! Du bist auch nicht krank, es ist nicht wahr,

ich werde Dir das austreiben! Und lebensmüde bist Du auch nicht, Du wirst Dir noch türkische Tepiche unter die Füße breiten, und rein und ruhig in Deiner Seele werden. Heute habe ich ein paar gute Einfälle für Dich gehabt, ich habe Lieder componirt. Ich will fleißig sein, und Dich immer wieder erfreuen. Aber trinke keinen Wein, und rauche nicht wie ein alter Schornstein. Dein dich liebender Czar!

Ich habe Daumers Religion des neuen Zeitalters noch nicht gelesen. — Ich verlange es von Dir, daß Du keinen Ekel am Leben haben sollest!

13.

26. October 1850.

Freund, Du bist närrisch! — Daß Du glauben kannst das Gegentheil von Allem, was möglich ist! — Möglich ist nämlich, daß Du von mir lassest; aber nicht ich von Dir! Und um dich recht zu erschrecken, muß ich Dir sagen, daß alle meine Sinne auf Dich gerichtet sind, und zwar stets, ohne Unterbrechung denke ich Dein. Und wenn ich am Abend will schlafen gehen, da mache ich noch Feuer im Kamin, sehe in die Gluth, rede mit Dir; habe den ganzen Tag das Bewußtsein in mir von einem Kleinod, was mir im Busen verwahrt liegt, und das ist Deine Freundschaft! — — — Wie freue ich mich Deiner Briefe! — wie lieb ist mir jedes gute Wort! — wie gerne les' ich's wieder, — und manchmal in der Nacht stehe ich auf, und suche den Brief, und lese das Wort, was mir so im Halbschlummer als sehr herzlich vorkam! Das bewege ich Alles hin und her, und denke dann wieder:

nein, es war doch wohl nicht so innig warm, nicht so vertrauungsvoll, wie mir's eben vorkam. Und wenn ich schweige in mir, so ist das nur, weil meine Sinne sich sammeln über Dir, und denke immer, den hat Gott mir herbeigeführt! — Und was mir Alles durch Dich wird, — das bedenk' ich. — Ach wenn wir uns je sehen, dann will ich Dir gerade ins Auge blickend, Dir offen sagen, was Du Alles mir warst, und wie meine Seele die Wolken über sich wegathmete, seit ich Dich kenne. — — — Aber den Sturm, der zwischen Klippen hervorbraust, und den jungen Baum nieder zu stürzen droht, wie soll ich den bekämpfen, wenn meines Geistes Liebe das nicht kann? — Willst Du mir noch einmal wehklagen so bitter wie im letzten Brief? — Willst Du meinem Leben Gewalt thun durch Verzweifeln? Ist's denn gar so arg, auf dem Fleck dort bleiben zu müssen, wo Du mich gefunden hast! — wo meine Gedanken hineilen, wenn ich mit Dir sein will! — wo Du meine Briefe erhältst? Nein, das soll nicht sein! — Am andern Ort hättest Du Dich vielleicht meiner nicht erinnert. — Und wär' dies Alles, was Dir jetzt das Leben qualvoll macht, nicht, vielleicht hättest Du auch gar nicht an mich gedacht! Meinst Du, daß Du einen unbilligen Kauf gemacht habest, mit dem, was Du an mich gewendet hast? Möchtest Du lieber ein kummerloseres Geschick haben, und mich nicht? Oder lieber mich, und noch einmal so viel der Pein? Wie süß ist doch die Qual, die man um der Liebe willen erträgt! Wie groß macht es die Seele, um ein Herz an sich zu reißen, widerstehen zu können dem Bösen, das von allen Seiten Dich umzingelt! — Ach noch einmal: was ist denn Alles dagegen, daß Du jetzt weißt, mein Denken all küßt Dir Auge und

Haupt vielmal, aber Deinem Unmuth lege ich Zaum und Gebiß an, er darf sich nicht mir widersetzen, wenn ich freundlich bin mit Dir!

14.

16. Dezember 1850.

Bange nicht vor meiner Laune! Es ist gar nicht möglich, sich einander zu verletzen. Du bist mir ja gut, und das ist genug! Wie die flüchtigen Winde über die Pußta einander nachjagen, so sind wir! Blast einer den andern zu stark an, nun, so fasse der ihn wieder! — — Hör'! ich fühl's, wie das Alles Dich kränken muß, was Du jetzt erträgst. Ich fühl's auch, daß Dich Niemand trösten könnte, als nur ich. Aber denk' Dir, daß ich wirklich wie vom Himmel gefallen bin, und habe Geduld um ihretwillen, damit diese Deine Geduld ihnen zu Gute komme im Geist. Ja, hab' Geduld, und auch mit mir, wenn's manchmal anders lautet, als es wirklich ist. Ich schreibe Dir vielleicht einmal Monate, ja Jahre nicht, aber glaube nie, daß Du für mich, daß ich für Dich gestorben sei; wir sterben einander gar nie, auch wenn wir schon Beide begraben sind; der Geist wird aus seinem Kern immer wieder in den anderen hineindenken; wo der auch weilen oder sich verflüchten mag, sie finden sich schon; vielleicht ohne daß wir Beide es deutlich wissen mögen.

15.

Ich treibe nie sogenannte Politik, aber den Puls der Zeit fühle ich doch; politisch zieht unerhörtes Gewölk

am Himmel heran; Alles ist gespannt, was es gebären werde. — Die Holsteiner Geschichte ist die Essigmutter aller diplomatischen Wirrnisse. Mancher knüpft die ärgsten Folgerungen daran. Noch nie stand ein Mann da, wie Willisen. Entweder er siegt oder stirbt auf dem Schlachtfelde, oder wenn der Krieg durch Pazification unmöglich wird, verkriecht er sich in ein Loch.

Eduard von Bülow.

Gebor. 1803. Gestorb. etwa 1852.

„Tempus edax rerum."

Im Sommer 1849 pflegte ich fast alle Woche eine Fußpartie vom Bade Homburg aus nach Bad Soden zu machen. Der Weg ging durch die herrlichen Waldungen des Taunus, und zurück kehrte ich dann mit dem Gesellschaftswagen. Die Entfernung beträgt kaum einige Meilen und über Oberursel legte ich sie gewöhnlich in drei Stunden zurück. Mein Besuch in Soden galt einem älteren Freunde und dessen Frau; wir wollen ihn Schulze nennen. Schulze, von Geburt ein Kölner, war eine höchst interessante Persönlichkeit, hatte jahrelang in Amerika, England und Frankreich gelebt, trieb mit schärfster Durchdringung politische und nationalökonomische Studien, lebte, nebenbei bemerkt, auf sehr anständigem Fuße, und stand offenbar in intimstem Bezuge zu Louis Napoleon, von dem er auch einige Schriften kurz nach der Hamer-Affaire übersetzt hatte, und mit dem er noch, als ich ihn kennen lernte, korrespondirte. Im Frühjahre des nächsten Jahres verschwand er plötzlich aus meinem Sehkreise; auf meine Nachfrage hieß es, er sei nach Paris gezogen. Besonders aufgefallen ist es mir hauptsächlich, daß mehrmals Franzosen und sogar Engländer in Homburg und Frankfurt Schulze offenbar für einen Landsmann von sich hielten,

so eingeboren spräche er, ihrer Aussage nach, sowohl Französisch wie Englisch. Seine Frau war eine hohe liebenswürdige Erscheinung, welche jedoch das Unglück gehabt hatte, ein volles Dutzend Mal Mutter zu werden, ohne es bis zu Mutterfreuden zu bringen. Erst das dreizehnte Kind, eben damals geboren, schien Lebensdauer zu versprechen.

Schulze hielt in Soden Villegiatur in der Villa einer Schwester der bekannten poetischen Uebersetzerin Louise von Plönnies. Das große Landhaus lag in einem geräumigen Garten, an dem die Chaussée vorbei führte, und während das Souterain die Wirthin mit ihren nicht hübschen doch angenehmen Töchtern bewohnte, war die Belletage an Fremde vermiethet. Dort im ersten Stocke hauste auch Schulze, und ich saß manchen Vormittag lesend zunächst seinem Schreibpulte, während er Briefe an Girardin, Persigny oder auch Proudhon expedirte, oder mir hochinteressante Stellen aus verschiedenen Briefen z. B. der damals schon verstorbenen Flora Tristan vorlas, während sein junger Sprößling jämmerlich quakte, und dessen graziöse Mutter ihn mit den trockensten Raisonnements im plattdeutschen Dialekte eines Bessern zu überzeugen versuchte.

Ueber jenem ersten Stockwerke gab es aber auch noch recht niedliche Mansardstübchen, ohne daß ich mich übrigens bekümmert hätte, wer in selben wohnte. Eines Tages fragte mich jedoch Schulze, ob ich den Schriftsteller Bülow kenne? Ich antwortete, dem Namen nach wohl, aber nicht persönlich. Nun sagte man mir, daß er es sei, welcher eine jener Mansarden bewohne. Ich wollte ihn also besuchen, dieser Gang wurde mir aber erspart. Schulze mit seiner Frau, und die Hauswirthin mit ihren Töchtern

dinirten gewöhnlich im Garten. Derart ergab es sich von selbst, daß Bülow, als er den Garten verlassen wollte, höflicherweise sprechend bei uns am Tische verweilte. Ich nannte mich und er begrüßte mich kollegial. Mein Name schien ihm nicht mehr fremd, nur wußte er nicht gleich so recht, woher er ihn kenne. Bülow war ein nicht großer, kräftig untersetzter Mann, mit ovalem, glattrasirtem Gesicht, kurzen Haaren und gutmüthigen Augen. Seine Art sich zu tragen, war durchaus nicht auffällig, doch hatte sie den Karakter, als sei er Militär in Zivilkleidern, ein Eindruck, den übrigens meist jeder Norddeutsche macht. Er schien hoch in den Vierzigen zu stehen, und war in der That damals eben 46 Jahre alt. Wir wurden bald ungenirter vertraut, machten einsame Spaziergänge nach den Ausläufern des Taunus, und so oft ich ferner nach Soden kam, besuchte ich auch ihn auf seiner Dachstube. Er beschäftigte sich damals eben mit dem Wiederabdruck der Jugendgedichte Schillers, sprach viel von Tieck und dessen Kreis, und las mir eine Novelle, die „neueste Melusina" vor, worin die, nach Bülows Ausdruck, Abenteuerin Luise Lenz eine nicht beneidenswerthe Rolle spielte, welche sich in Berlin bei Tieck, und in Wien am Todtenbette des Grafen Moriz Strachwitz eingedrängt hattte, und gegen die ihr literarischer Verherrlicher eine erbarmungslose Antipathie zu haben schien. Unter anderen Dingen sprachen wir auch eingehends von dem weltgewandten Piccolomini aus Siena, bekannter unter dem gelehrten Prunknamen Aeneas Sylvius, der im 15. Jahrhundert den römischen Stuhl als Papst Pius II. bestiegen hatte, dessen Novelle „Euryalius und Lukrezia" Bülow bekanntlich in deutscher Uebersetzung veröffentlichte, und welcher Autor für Ungarn durch seine Denkschrift

über den Hof des Matthias Korvin als Augenzeuge jener Herrlichkeit so großen Werth hat, und von so eigenthümlichem Interesse ist.

Uebrigens gebärdete sich Bülow im Ganzen nichts weniger als prononzirt literatenhaft, vielmehr sprach er selten von Literatur, und schien mehr auf sein Junkerthum Gewicht zu legen, obgleich er eben damals im Geruche hyperdemokratischer Gesinnung gestanden haben soll, trotzdem ich auch hiervon nicht viel merkte, ja er vermied fast absichtlich alle politischen Fragen. Er nannte sich aber schon damals simple Eduard Bülow, dagegen von einer Cousine, mit der er mehrere isolirte Zusammenkünfte im Gebirge hatte, während ich gutmüthig seiner Rückkehr harrte, sprach er nie anders, als von der Frau Gräfin von Bülow. Diese Dame, welche er später zur zweiten Gemahlin nahm, wohnte irgendwo in der Nähe oder direkt in Frankfurt, denn sie kam zwar nie nach Soden, wohl aber öfter nach einem höher gelegenen Bade, ich denke, es hieß der „Königshof" nah dem Königsberge, wo ich sie auch einmal ganz flüchtig sah. Eines Tages im Herbste nahm Bülow ganz unerwartet von uns Allen im Garten Abschied, sagte, er wolle seinen Sohn zu Lißt nach Weimar bringen, um ihn zum Pianisten ausbilden zu lassen, und dann selbst nach der Schweiz gehen, um sich dort anzukaufen, und seine Cousine zu heirathen. Daß er von seiner ersten Frau geschieden, erwähnte er einmal nur ganz kurz. Ich begleitete ihn bis zum Bahnhofe in Soden, und wir drückten uns herzlich die Hände. War unsere Freundschaft auch keine leidenschaftliche, so war sie doch auf wirklicher gegenseitiger Hochachtung gegründet. Aufgefordert, ihm zu schreiben, kam ich doch nicht dazu. Aber Schulze sagte

mir, er habe geschrieben, lasse mich herzlichst grüßen, und er gründe sich wirklich eine neue Heimath in der Schweiz. Und das that er denn auch, aber die Journale von 1852 brachten leider schon die Nachricht vom Tode des „Karl Eduard von Bülow auf Oetlishausen in Thurgau, herzoglich dessauischen Kammerherrn, und durch des Königs Majestät von Preußen seit 1846 Johanniterritter.“

Ein Jahr etwa nach diesem Todesfalle, als ich ganz einsam zu Ofen hauste, erhielt ich plötzlich einen Brief Lißt's, worin mir die Ankunft von Hans Guido von Bülow in Pest angezeigt wurde, des Sohnes meines verstorbenen werthen Freundes. „A-propos de Mr. de Bülow“ schrieb Lißt, „je puis vous dire que je lui porte une vive amitié, et que je le tiens pour un très — veritable artiste, tel qu'il s'en rencontre fort peu. Si vous avez occassion de l'oblige je vous en saurai très bon gré et vos relations avec lui ne seront pas sans interet attendu que Bülow est non seulement un musicien et un pianiste des plus distingués, mais encore une intelligence des mieux données et cultivées que je connaisse. De plus vous trouvez, mon cher Kertbeny, en lui un caractère parfaitement loyal et honorable.“ (Weimar 26 mars 1853.) Wenige Tage darnach kam denn auch der so schmeichelhaft Empfohlene. Hans Guido glich im verjüngten Modell völlig seinem seeligen Vater, nur war er aufgeweckter, geistsprühender, und manchmal auch ein bischen toll; er gab einige Koncerte im Nationaltheater, fand großen Beifall, griff aber doch nicht so eigentlich durch, da er damals sehr korrect, aber ziemlich kühl spielte, was sich gehoben haben soll, seit er seine Carriere machte. Er

ist jetzt, denke ich, Musikdirektor oder Konzertmeister in Berlin, und heirathete eine Tochter seines Meisters Franz Lißt. Er soll auch sehr gewandt mit der Feder umgehen können, und gar treffend für „Zukunftsmusik" plaidiren; mit welcher Berechtigung und mit welchem Erfolge, mögen Andere beurtheilen, ich maße mir keine Kritik in musikalischen Fragen an.

Kommen Hans von Bülow diese Zeilen zu Gesicht, so mögen sie ihm als persönlich gemeinter, herzlicher Gruß gelten!

Franz von Császár (Tschaa-ßaar).

Geb. 1807. Gest. 1856.

„Le premier mérite est de bien babiller, on est dispensé de penser, pourvu qu'on parle." J. J. Rousseau.

In kleineren, namentlich in erst werdenden, und besonders in Literaturen, welche aus nationellem Ehrgeiz hervorgehen, ist es eine ganz natürliche Folge, daß man leicht für einen wirklichen Schriftsteller gilt, kann man überhaupt nur seine Sprache schreiben, und daß man noch leichter zum Nimbus einer Größe gelangt, sobald man eben viel schreibt. Wer in einer Literatur, wie die ungrische, vorzüglich bei Beginn der Reformperiode, auch nur ein Kochbuch oder einen Schnellrechner in ungrischer Sprache in Druck gab, wähnte sich schon des Autorstitels vollberechtigt, seine Freunde zählten ihn in die Reihe der Nationalklassiker, und er hatte das Bewußtsein, etwas für die Nation gethan zu haben. Das ist weniger lächerlich, als man vielleicht meint, größeren, schon fertigen Literaturen angehörend, in denen freilich, wie in jeder großen sozialen Zentralisation, tausende von ungenannten oder literaturhistorisch unbeachteten Kräften für den so mächtigen und wichtigen Hausbedarf der geistigen Kultur sorgen, ohne weder an Geld noch an Ruhm überzahlt zu werden, während dagegen bei kleineren Literaturen Jeder der Beachtung werth ist, der auch nur Einen Stein mehr zum allgemeinen Aufbau herbeiträgt, da die Arbeitskräfte für Bestellung des geistigen Bodens eben soselten

sind, als die für den irdischen. So ergeht es überall beim Werden, und auch in Deutschland würde man Klopstock oder Gleim nicht so hoch stellen, wären sie erst jetzt geboren, wo bereits jeder Seminarist metrisch soviel Gewandtheit hat, als Schiller bei erstem Auftreten, und sagte dieser doch nach überstandenem Bildungsprozeß zu dem ihn umgebenden Nachwuchs so richtig: „Jetzt dichtet bereits die Sprache selbst für Euch."

Ist nun aber eine kleinere Literatur so weit in ihrer Entwicklung gediehen, daß sie sich organisch weiter bildet, und aus den Frühlingskeimen in das dichte, reichlich blühende Kraut des Sommers schießt, dann tritt wohl momentan der Uebelstand ein, daß die gesprengten Hülsen noch an den aufgeplatzten Dolden mit gewisser Prätension hängen bleiben, als seien auch sie Blüthen. Uebrigens freilich, der erste tüchtige Landregen wäscht sie gar bald kritisch ab. Jedoch für Unerfahrene gelten oft auch noch die Kernschalen für entblätterte Blumen, und beirren die richtige Beurtheilung und Würdigung der wirklichen Flora. In der modernen ungrischen Literatur gibt es denn gleichfalls so viele Vorläufer, welche noch heute sich für Größen hinstellen, daß man gut aufschauen muß, um die wirklichen seitdem entstandenen Größen sogleich heraus zu erkennen. Es wimmelte und wimmelt da von „unser Shakspeare", „unser Goethe", „unser Voltaire", „unser Lessing", daß noch Viele es nicht zu würdigen wissen, wie sehr mehr und ehrender es ist, daß wir endlich sagen können „unser Petöfi," und daß zugleich die ganze Welt, sobald sie diesen Dichter kennen lernt, unaufgefordert ihn gleichstellt ihren größten, ohne weitere klassifizirende Vergleiche.

Die ungrische Literatur ist nun keine der jüngsten, ihre Wurzeln reichen tausend Jahre tief hinab, und zwar nicht nur völlig erkennbar, sondern periodenweise auch voll der dicksten Knollen, die seiner Zeit dichte Blüthen trieben, welche Samen für alle Jahrhunderte ansetzten, und der heutige Blüthenreichthum ist nur ein frischer, wenn auch gewaltigerer Schößling als alle früheren, immerhin jedoch aus demselben alten Wurzelstamm. Aber als der erste Sproß 1790 neu aufschoß, und 1830 der ihn überholende, da nahm man Alles für edle Pflanze, auch das Unkraut und Gras, sah doch Alles gleichmäßig frisch und grün aus. So rekrutirte sich die rasch geschaffene ungrische Akademie gar kunterbunt, und wer nur eine Inaugural-Dissertation vorweisen konnte, bekam einen Stuhl in der Götterversammlung, welche später immerhin in ihren Neuwahlen gar so voll von Bedenken vor sich ging, daß in der That die wenigen wirklich europäisch bedeutenden Berühmtheiten niemals Akademiker wurden, wie z. B. Alexander Petöfi. Dagegen Franz von Csáßár saß bereits seit 1832 im olympischen Fauteuil. Und er erhielt sich für immer großen Nimbus. Natürlich, die Juristen zuckten zwar über seine zahlreichen rechtswissenschaftlichen Kompilationsarbeiten mitleidig die Achsel, sie hatten aber gehört, er sei ein ganz bedeutender Dichter. Die Poeten und belletristischen Kritiker ihrerseits lächelten zwar, wenn von der Muse Csáßárs die Rede war, aber man vergab ihm diese Schwachheit, hieß es doch, er sei ein gewaltiger Jurist. Er balanzirte also wie der Koloß von Rhodus mit jedem Fuß auf einem anderen Terrain. Uebrigens, Franz von Csáßár war eine feine, liebenswürdige Persönlichkeit. Mit glattem, lichtbraunem Kopfhaar

9*

und blondem, englischen Backenbart, ditto Schnurbart, meist sehr reinlich und nett herausstaffirt, war er in jüngeren Jahren eine angenehme Salonfigur, und galt eher für einen Vollblutaristokraten als für einen Viertelmagnaten. Geboren 1807 zu Zalaegerßeg, wurde er 1822 Novize bei den Benediktinern auf St. Martinsberg, trat aber schon 1824 wieder in's weltliche Leben zurück, und studirte in Pest und Agram die Rechte. 1836 kam er als Notar des Wechselgerichtes nach Fiume, 1839 als Beisitzer zum Appellationsgericht nach Pest, und 1842 als Referendar für Wechselrechtsfragen an die Septemviraltafel, also als achtes Rad an den bisher siebenräderigen Wagen, wurde somit auch von seinen Freunden „Excellenz" betitelt. Die nachmärzlichen Zustände hatten selbstverständlich nicht minder das Septemvirium weggeschwemmt, und Herr von Császár war einfach wieder Literat. Er gründete 1850 das politische Journal „Pesti Napló", welches heute das bedeutendste ungrische Blatt ist, und nachdem er dasselbe später gut an den Mann gebracht, gab er im lichtlillafarbigen Umschlag eine Wochenschrift: „Divatcsarnok" (Modehalle) heraus, welche die Essenz der abgedroschensten Lyrik und Novellistik eines Császárs, Szelestey's, Andreas Tóth und Anderer enthielt, die nicht mehr geistähnlicher hätten ausgewählt werden können. Und Császár war anerkennenswerth fruchtbar. Zuerst machte er sich schon 1833 an das Sonett; dann gab er in splendider Ausstattung 1838 seine „Gedichte" heraus, sehr flüßige Reimereien banalster Art, zu anständig, um verlacht, zu trivial, um berücksichtigt werden zu können, trotz dem sie, auf des Verfassers Kosten, mehrere Auflagen erlebten. Ueber Wechselrecht veröffentlichte er gut ein

Schock Bände; 1833 gab die Akademie seine „Grammatica Ungherese“ heraus, die in ihrer Art eine Lücke ausfüllte; 1844 ließ er seine „Reisen in Italien“ und die „Mythologie der Griechen und Römer“ erscheinen. Seine dankeswerthesten Leistungen waren unstreitig die Uebersetzungen aus dem Italienischen, aber natürlich auch hierin leitete ihn keine höhere Idee, kein artistischer oder weltbürgerlicher Drang, keine tiefere literaturhistorische Perspective; er wagte sich nicht an die Hauptwerke der quatri poeti excellentissime; er übersetzte Alfieri, Rota, Bon, Foskolo, von Dante nicht die Comödia, sondern „la vita nuove“, und einzig Beccaria könnte ein bedeutenderer Griff genannt werden, wäre Beccaria für das allgemeine ungrische Publikum verständlich. Kurz vor seinem Hingange publizirte er sein dankenswerthes Werk, nämlich in 6—8 Heften Folio die „Magyar Ösök Képcsarnoka“ (Bilderhalle ungrischer Vorfahren), eine Gallerie von 30—40 Bildnißen der Nationalhelden der früheren Jahrhunderte, in vortrefflichen Lithografien des jüngeren Josef Marastoni nach Originalen des Nationalmuseums, wozu Csáßár einen eben so geschraubten Text schrieb als zum Reisewerke des Grafen Ivan Fórray, welche Prachtausgabe zu ediren er gleichfalls den Auftrag hatte.

Also Csáßár leistete quantitativ ziemlich viel, er aß das Brod der Nation nicht umsonst, sobald eine Nation sich damit begnügt, daß man überhaupt nicht direkt schläft, sondern sich wenigstens lebhaft im Kreise umherdreht, wenn auch völlig ohne Zweck und Nutzen. Csáßár war nicht minder ein durchaus ehrenwerther, und sogar liebenswürdiger Mann, und ich würde die Erinnerung an ihn nicht aus dem Grabe beschwören, wäre er nicht eine Spezies gewe-

sen, welche als Muster einer ganzen Gattung liebenswürdiger und ehrenwerther Persönlichkeiten, besonders in Ungarn, gelten kann. „Quid rides? Mutato nomine de te fabula narratur“, das mag mancher ungrische Leser bei dieser Stelle gefälligst auf sich beziehen.

In der intellektuellen Welt gibt es Karaktere, welche sich ihr ganzes Leben hindurch aufreiben, um nur ein Körnlein tiefere Anschauung aller Schöpfung zu erlangen, und mögen ihre Resultate zuletzt noch so gering, und noch so untermischt von Irrungen sein, es waren höhere Naturen, magnis voluisse sat est; und selbst ihre Irrungen flößen Respekt ein und nützen der Menschheit. Wir finden im gewöhnlichen Leben oft Menschen, welche gewisse Dinge eben nicht so geschickt machen, gleich routinirteren Arbeitern; aber wo sie hingreifen, geschieht es in größerer Auffassung, mit mehr Bewußtsein vom inneren Zusammenhange aller Dinge, und daher ist Alles interessant, was sie thun, wenn es auch praktisch nicht entsprechend ist. Dagegen gibt es Personen, die äußerlich wie aus Holz geschnitzelt, oder aus Blech zierlich getrieben, auch innerlich dumpf oder hohl klingen, keinerlei tiefere Bezüguisse fühlen, automatisch ihre lächelnden Bewegungen machen, nichts Uebles vollbringen, aber auch nichts irgend Dankenswerthes, und die man doch oft ganz naiv in den Reihen der Menschheitsapostel sitzen sieht, welche so sehr von schwerem Nachdenken befangen sind, daß sie diese blecherne Nachbarschaft gar nicht merken, was den Automaten den Glauben gibt, sie seien auch heilige Krale, göttliches Erlöserblut bergend, sitzen sie doch auf gleicher Bank mit den wirklichen Tempelhütern!

Leuten wie Császár kann man Alles nachsehen, nur

wenn sie sich in ihrer blöden Unschuld die richterliche Toga umschlagen, und sich auf den Kritikerstuhl setzen, da reißt ernsthaften Menschen die solcher harmloser Spielsucht gegenüber sonst berechtigte Geduld. Daß Császár in Sachen des Urtheils auch einige Male das öffentliche Wort ergriff, ist ihm noch eher zu verzeihen, als denen zu verzeihen ist, welche dies schale Gerede anhörten, und dann glaubten, es sei was Vernünftiges gesprochen worden. So nahm Császár einstmals den poetischen Geist Petöfi's unter sein kritisches Sezirmesser und zeigte Ekel, wie man solche sinnlose und rohe Bauerndichtung nur ansehen mag, nachdem man eine Schulbildung genossen und im Salon an tieferes, geistiges Denken gewöhnt worden sei! Armer Császár! Der Aermste war eine gutgeartete, wie gesagt, auch sogar liebenswürdige Natur, ja nicht einmal dumm, — bloß absolut hohl. Der Betyár Petöfi dagegen war eine noblere Natur, und in der vulgärsten Sprachwendung graziöser und patentfeiner, als die gesammte Aristokratie der Welt, selbst in den poesiereichsten Ritterzeiten.

Möge Beiden die Erde leicht sein! Der Engel des Todes brachte von dem Einen vielleicht dem Urgeiste einen wässrigen Tropfen guten, unvergällten Gefühles; von dem Andern jedoch ein noch zuckendes, und unlöschbar für das Menschenthum glühendes, sprühendes, großes Herz!

Ich für meine Person drückte Császár nie die Hand, grollte ihm aber auch nie als Mensch, er interessirte mich höchstens als Spezies einer Gattung, die geduldet werden könnte, würde die Welt mehr der innerlicheren Naturen besitzen, auf daß das Gleichgewicht hergestellt sei, und die Menschheit mehr das blos Vergoldete vom Massiven zu unterscheiden vermöglich wäre.

Sigmund Czakó (Jakob).

Geb. etwa 1824. Gest. 14. Dez. 1847.

„The rest in silence." Sh.

Der ungrischen Bühne wurden noch wenige Dramatiker von Bedeutung geboren. Ihr Originalrepertoir ist wohl recht reichhaltig, aber zumeist aus Efemeriden bestehend, ohne höherem, sehr selten von literaturhistorischem Werthe. Gegenüber großen Maßstäben wäre eigentlich nur Josef Katona zu nennen (geb. 1792, gest. 1830), welcher das, nun auch in vortrefflicher deutscher Uebersezzung von Adolf Dux 1859 bei Brockhaus erschienene historische Drama „Der Bánus Bánk" schrieb, ein Sujet, das gleichfalls Grillparzer im „Treuen Diener seines Herrn," freilich ohne alle Ahnung betreffs seines Rivalen, behandelte, und des sonst so großen östreichischen Dichters Arbeit verhält sich zu der des ungrischen wie eine Milchsuppe zu einem Glase feurigen Rothweins. Der „Bánkbán," gedruckt schon 1821, kam aber erst nach des Verfassers Tode, 1845 zur Aufführung, und zwar auf dem Nationaltheater in Pest, wo er bis zu den Märztagen Furore machte, später jedoch verboten wurde.

Schon mit der Jahreszahl 1569 findet sich ein ungrisches Drama gedruckt vor, auch lieferten das 17. und 18. Jahrhundert genug „Theatralische Stücke;" jedoch erst 1819 mit Karl Kisfaludy beginnt eine

Dramenliteratur im modernen Sinne. Letztgenannter, Ungarns Kotzebue, schrieb zahlreiche Trauerspiele und Schauspiele, doch nur seine echt ungarischen Lustspiele dürften sich auch für die Dauer erhalten. Die ersten Anfänge eines Volksschauspiels gaben Josef Gaal 1833 durch seinen „Notar von Peleske“ und Ignaz Nagy 1840 durch seine vortreffliche „Beamtenneuwahl.“ Dieses gesunde Genre pflegten nun alle Nachfolger vorwiegend, und bald beherrschte der routinirte Eduard Szigligeti die ungrische Bühne, und später sogar auch die Wiener Vorstadttheater durch den „Deserteur“, „Zwei Pistolen,“ „Zigeuner“ „Der Csikós“ u. s. w., während ihn neuestens der Schauspieler Szigeti durch seinen „Alten Infanteristen,“ „Viola,“ „Der schöne Juhász“ u. s. w. zu überholen droht. Unzählige andere Dramatiker schloßen sich in jener Zeit wie heute dem nationellen Volksstück, oder auch dem Trauerspiel und Salonlustspiel an, jedoch ohne recht festen Fuß zu fassen.

Da war es wohl im Jahre 1845, als wir uns eines Abends wieder im Nationaltheater befanden. Es sollte ein neues Stück „Kaufmann und Seefahrer,“ ein soziales Drama, von einem unbekannten Autor zum erstenmale gegeben werden. Diese Experimente waren wir nun schon einmal füglich gewohnt, man horchte kaum während des ersten Aktes nach den Vorgängen auf der Bühne, schwatzte vielmehr in den Logen und auf dem Parterre mit einer Ungenirtheit, welche für einen jungen Autor, der mit Herzklopfen hinter den Koulissen auf den Erfolg lauscht, wenig angenehm sein mußte. Aber schon einige Stellen im zweiten Akte erregten zeitweilige Aufmerksamkeit, und der dritte Akt rief lauten Beifall hervor. Das war ja ein Ereigniß oder trug wenigstens den Keim zu einem

solchen in sich. Mehr bedarf nun der ungrische Jugend nicht, um aus der verstellten Blasirtheit in geräuschvollen Enthusiasmus aufzuflackern. Der Autor wurde gerufen; es kam Niemand. Bravo, nun ging erst der Spektakel los! Er erreichte seinen Höhepunkt, als einer der Kavaliere in den Logen, ich glaube sogar, es war der gefeierte Graf Stephan Széchenyi selbst, mitapplaudirte. Endlich hob sich der Vorhang; der Regisseur erklärte, der Autor des Stückes heiße „Sigmund Czakó". Niemand kannte diesen Namen. Aber trotzdem wurde nach momentaner Pause des Ueberraschtseins eine Salve von „Éljen"-Rufen abgefeuert. Nun war das Haus im nächsten Akte still und aufmerksam. In der That, das Stück gehörte nicht zu den gewöhnlichen. Welch dramatischer Wurf! Wie die Szenen ferm und wirkungsvoll aufeinander platzten! Und welche blühende Diktion. Freilich etwas zu hyperpathetisch. Aber der Ungar pflegt nun einmal in gesuchter Leidenschaftlichkeit zu sprechen. Richtig: „Ein Genie, ein Genie!" hieß es zum Schlusse und beim Ausgange aus dem Theater. Es bildeten sich Gruppen junger Leute, einige gingen hinter die Bühne, andere dem beliebten „Hopfengarten" zu, heftig demonstrirend, analysirend, kritisirend, und als man erst in den Bann der Zigeunermusik gerathen war, schlug der Enthusiasmus in helle Flammen auf. Endlich schleppte man auch den sich schamhaft wehrenden Helden des Tages oder besser des Abends herbei. Es war ein ärmlich gekleideter ziemlich großer, junger Mann, schwarzhaarig, von breiter Physiognomie, mit scharfen schwarzen Augen. „Éljen Czakó" erdröhnten die Säle. Wer ist denn der Mann? fragte man rings umher. Statist am Nationaltheater. Diese Erklärung verbreitete sich rasch. Das goß noch mehr Oel in die

Flamme. Ein Genie und arm. Es wurde die ganze Nacht hindurch gejubelt, gesungen, getrunken. Die Journale der nächsten Tage waren bereits voll von der neuen Kunde.

Einige Zeit darnach traf ich mit Czakó auf der Straße zusammen. Er nahm mich mit in seine Wohnung. Er wohnte in einer Stube in einer der Straßen hinter dem Nationaltheater. Mit großem Bewußtsein sprach er von all' dem, was er noch schaffen wolle. Auch hatte er schon mehrere neue Dramen begonnen, besonders eines in Jamben, „König Ladislaus". Ich bot mich ihm an, den „Kaufmann und Seefahrer" ins Deutsche zu übersetzen. Bis dahin hatte ich ans Uebersetzen noch gar nicht gedacht. Er nahm meinen Vorschlag freudig an. Ich ging an die Arbeit. Nach einigen Versuchen gelang sie. Das Manuscript war fertig. Aber wo es zur Aufführung bringen? Noch besaß ich keinerlei Verbindungen. Im deutschen Theater in Pest ging es nicht, schon allein, damit keine Rivalität entstehe. Ich stand aber mit dem Direktor der Theater in Ofen, damals Huber, persönlich sehr befreundet. Jedoch seine Truppe für das höhere Schauspiel war erschrecklich schlecht, er lebte meist nur von berühmten Gästen und von der Posse. Immerhin, es galt ja nur ein Experiment. Man wollte bloß sehen, wie sich die Sache auf der Bühne und vor einem fremden Publikum ausnehme. Das Stück wurde angenommen, gegeben. Die Aufführung fand in dem kleinen Theater in der Festung statt. Zumeist hatten sich die Stammgäste, alte pensionirte Beamte, eingefunden, die viel gähnten, und denen aller Magyarismus widerlich war. Ich saß in einer Loge, und in deren Fond der Originalautor. Gespielt wurde — würdig

einer Schilderung in den Münchner „Fliegenden Blättern.“ Das Publikum ennuyirte sich theils, theils lachte es, und stellenweise wurde auch lebhaft applaudirt. Das Stück behielt wohl in der Uebersetzung manchen Nerv, der aufzukken machte. Aber für ein weiteres Repertoir war es verloren. Czakó schrieb natürlich den geringen Erfolg einzig der schlechten Uebersetzung zu, und wir trennten uns kühl. Wir sahen uns in nächster Zeit kaum mehr, endlich verließ ich 1846 die Heimath.

So rasch Czakó's erster Flug gewesen, in gleicher Rapidität stieg er aber keineswegs auch ferner. Man kennt ja das, was es heißt, plötzlich entdecktes Genie zu sein. Ging es doch Burns und Anderen gleich traurig. Die Bühne blieb ihm offen, wie die Salons, auch schmälerte ihm Niemand den einmal erworbenen Ruhm, aber man machte kein besonders Wesen mehr davon, wenn der früher so Beweihrauchte wieder einmal erschien. Sein zweites Trauerspiel „Das Testament,“ jedenfalls sein bestes, griff noch mehr durch, und auch das dritte „Leone“ gefiel, aber vom Lobe allein lebt man nicht in dieser gar zu irdischen Welt, und die Tantièmen des Nationaltheaters mögen auch nicht so viel abgeworfen haben, als ein Scribe einzunehmen pflegt. Und zudem konnte doch der gefeierte Autor nicht ferner noch fort Statist bleiben. Man ließ ihn zum Schauspieler avanziren, jedoch natürlich bei kaum höherer Gage, denn zur Darstellung hatte er gar kein Talent. Genug, wie dem immer sei, mögen Noth oder unbefriedigter Ehrgeiz den armen Czakó gequält haben, er gehörte nicht zu den Karakteren, die sich leicht biegen, er gehörte zu denen, die gerade emporwachsen oder brechen. Am 14. Dezember gegen Mittag befanden sich mehrere

junge Schriftsteller im Redaktionsbureau der Zeitschrift „Pesti Hirlap“; ich denke, Anton Csengery redigirte damals das vordem von Kossuth gegründete Blatt. Auch Czakó erschien gegen zwölf Uhr. Er war ruhig und gleichgültig wie gewöhnlich, und man sprach gelassen von den alltäglichsten Dingen. Plötzlich erklang von der Straße her Militärmusik, ein ungrisches Regiment zog unter klingendem Spiel vorbei. Alle im Redaktionsbureau Anwesenden eilten an die Fenster, rissen die Flügel weit auf und schauten schwatzend nach der Straße hinab. Man hatte auf Czakó gar nicht geachtet. Mit einemmale fällt im Rücken der Hinabsehenden ein laut knallender Schuß. Alles wandte sich überrascht und erschrocken um. Sigmund Czakó lag mitten in der Stube, todt, ohne nur im geringsten mehr zu zucken!

Noch bis heute erfuhr Niemand das eigentliche Motiv dieser That. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte man später das historische Drama in Jamben „König Ladislaus I. und seine Zeit.“ Alexander Petöfi sang von ihm:

Groß und weit ist diese Welt,
Und Millionen sie bewohnen;
Er nur stand in großer Welt
Einsam unter Millionen!

Josef Dannhauser.

Geb. 1805. Gestorb. 1845.

„Non omnis moriar.“

Wenn man in seinen Kunstanschauungen aus moderner Zeit Mitteleuropa's hervorging, also in der bildenden Kunst einzig und allein die großen Vorbilder der italienischen, altdeutschen, niederländischen und spanischen Schulen vom 13. bis ins 16. Jahrhundert als mustergiltig annehmen kann, dagegen direkte Idiosynkrasie gegen die Seicentisti, Otticentisti und Akademisten der Verfallzeit und des Zopfes bis herauf zur steifen Allegorie napoleonischer Periode hegt, so vermag man unter den zahlreichen älteren und jüngeren österreichischen Künstlern bei nur sehr wenigen überhaupt den Titel „Maler, Künstler,“ im vollen Sinne des Wortes gelten zu lassen. Und diese geringe Zahl ist wieder unter sich in ihrem künstlerischen Karakter, in ihren Methoden, Manieren, Anschauungen und Leistungen derart verschieden, daß eine ausgesprochen österreichische Richtung sich aus so heterogenen Individuen nicht auffinden läßt. Was ein Jeder dieser Elite kann, verdankt er nicht heimathlicher Luft, sondern fremden Schulen und Richtungen. So der Nazarenist Professor Josef Führich, ein Zeichner und symbolisch-biblischer Konzeptist der Manier Overbecks; ferner der Ideallands-

schafter Karl Markó in Florenz, ein geborner Ungar, der sich ein eigenes, Lorrain-ähnelndes Genre überparfümirter und stimmungsvoller Landschaft schuf, die er mit großer Virtuosität, besonders in Bezug auf minutiöses Detail behandelt. Ein dritter Gegensatz ist der in endloser Arabeskenverschlingung mit reichster Fantasie märchentoll-vielseitig zeichnende Moriz von Schwind in München. Von ungleich dramatisch lebendigerer Verve in der Komposition und durch Tiefe des historischen Sinns Rethel weit übertreffend, ist Professor Johann Nepomuck Peter Geiger. Unter den Koloristen ragt allein Karl Rahl imponirend hervor, wenn auch fortwährend heillos experimentirend, und oft bis ans Knie durch schmutzigste, immerhin aber gewaltige, und nicht süßlich kränkelnde Farbe watend. Völlig ein Original für sich ist August Pettenkoffen, ebenfalls Ungar, der wohl aus der Schule des Pariser Meissonnier hervorging, aber in Bezug auf Genre wie Behandlung einen selbständigen Weg von ungemeinem Reiz einschlug. Er malt kleine Bilder mit einer Virtuosität, die sie zu Kabinetsstückchen macht, ungrische Pußtenlandschaften, oft mit Volksszenen, oder einzelnen Bauern und Zigeunerfiguren als Staffage, auch manchmal mit Pferden und Hunden, all das von einer realistischen Wahrheit, welche an die Positivität von Stereoskopen mahnt, aber derart künstlerisch durchgeistigt und geistreich karakterisirt, so voll zugleich von Ton und Stimmung, daß diese Bilderchen, je mehr man sie ansieht, gar groß werden, fern von allem Eindruck des Kleinlichen, und meilenweite Fernen aufweisen. In vielfacher Beziehung erinnert Pettenkoffen an Gavarni. Zuletzt wäre noch der Böhme Jaroslaw Czermak zu nennen, ein Schüler Gallaits, der sich

neuestens, besonders in größerer historischer Komposition, sehr bemerkenswerth hervorthat.

Aber Oesterreichs bedeutendster und ideenreichster Genremaler war der Tischlersohn Josef Dannhauser. Seine Muse als bildlicher Kompositeur glich der des Volksdramatikers Ferdinand Raimund. Beider Schöpfungen hatten immer eine starke ethische Basis, natürlichen Instinkt für gut und bös, weßhalb sie nicht bloß Sittenschilderer wurden, sondern zugleich bei lebendigstem dramatischem Nerv in der Darstellung Symboliker der den Thaten inwohnenden Ideen. Beide waren wirkliche Dichternaturen; sie wollten nicht blos persifliren und karrikiren, sondern auch erschüttern, wach rütteln. Wenn sie dies anstrebten, indem sie eben bloß die zu schildernde Leidenschaften knallend auf einander platzen und sich mit ungemeiner Lebendigkeit zusammenstoßen ließen, dann war ihr Effekt sicher und ein poetischer; sobald sie aber hin und wieder die Absichtlichkeit zum Vorschein brachten, störten sie selbst den unmittelbaren Eindruck, und erwiesen ihren vulgären Bildungsgang, indem sie pedantisches Moralziehen aus einer Fabel auch für künstlerisch berechtigt hielten.

Dannhauser, so jung er starb, schuf zahlreiche, und darunter allgemein bekannte Kompositionen von großem poetischen wie künstlerischen Werth. Obenan stehen die Pendants „Der Prasser" und „die Klostersuppe," auf welch letzterem Bilde alle Personen des ersteren wiederkehren; ferner die „Testamentseröffnung," ein zwar schon abgedroschener Vorwurf, durch Wilkie's bekanntes Bild fast aller weiteren Behandlung entzogen, wie nicht minder die „Pfändung;" aber Dannhauser wußte doch noch beiden Sujets, wenn nicht eine neue Seite abzugewinnen,

doch soviel dramatisches Leben zu geben, und die Handlung fortschreiten und sich entwickeln zu lassen, daß das Interesse auch des kühlsten Beschauers erregt wird. Eine recht geistreiche Idee liegt der „Romanlecture" zu Grunde. Natürlich war Dannhauser auch voll Humor, denn wie hätte er sonst ein Sittenschilderer, ein dramatisirender Konzeptionist werden können? Gar köstlich ist das, in der Farbe leider schauerliche Bild, wo ein Fremder in Begleitung eines großen Hundes in ein Atelier tritt, in welchem der Künstler ganz sinnverloren an einem großartigen Bilde malt; der Köter fährt aber sogleich auf die Katze in der Stube los, diese flüchtet unter den Stuhl des Malers, der leidenschaftliche Bulldogge ihr nach mit der ganzen Gier der Verfolgungssucht — das Alles ist das Werk blos einer Sekunde, es genügte aber, auf daß der arglose Künstler, ohne die Gefahr zu ahnen und plötzlich dem ärgsten Stoße preisgegeben, mit allen beiden Beinen mitten durch sein großartiges Bild fährt! — Ein besonders gutes Zeichen klarer und dramatisch geschürzter Komposition ist es bekanntlich, wenn man ein Bild und dessen Sujet erklären, durch Worte blos weiter zu erzählen vermag; Dannhausers Kompositionen haben alle diesen Vorzug wie jene Spitzweg's oder Freund Hosemann's.

Der Persönlichkeit Dannhausers entsinne ich mich nur dunkel. Ich sah ihn blos einmal flüchtig in der kais. Akademie der bildenden Künste. Aber einer meiner Landsleute, wir wollen ihn v. Ormody nennen, reicher Eisenhändler und Bildersammler in Wien, erzählte mir ohnlängst einige Dannhausers Gemüth wie Karakter Ehre machende

Züge. Irgend in einer Kneipe auf der Wieden pflegten mehrere der damaligen Künstler Wiens stammgastlich zusammen zu kommen, in Gesellschaft anderer ehrenwerther Spießbürger. Eines Abends gab es wieder einmal einen heftigen Kunstdisput, der endlich sehr leidenschaftlich und gröblich in persönlichen Zwist ausartete. Dannhauser ließ sich auch mit hineinreißen, als unversehens der Eisenhändler v. Ormody wuchtig auf den Tisch hieb, und in der dadurch entstandenen Pause mit einigen sehr kräftigen und eindringlichen Worten frug, ob dies Benehmen Künstlern angemessen sei? Dannhauser gab zuerst die Hand und dankte für diese rechtzeitige Ermahnung. Damals war er aber schon ein so sehr gesuchter Meister, daß man nur schwer bei ihm eine neue Bestellung anbringen konnte. Als daher Dannhauser derart zutraulicher geworden, benützte Ormody die günstige Gelegenheit, und sagte: „Wenn man von Euch nur ein Bild bekommen könnte, ich möcht's ja gern nach bester Möglichkeit bezahlen.“ — „Für Geld mach' ich Euch nichts,“ erwiderte Dannhauser voll Ehrgeiz, „aber schon allein, weil Ihr heute so zur rechten Zeit die Schleuße gesperrt, sollt Ihr was bekommen, was ich Anderen für Geld nicht gebe.“ Und richtig, schon in einigen Tagen brachte der Künstler ein verschlossenes Paket mit in die Kneipe, welches er Ormody erst beim Abschied gab, ihm auftragend, dasselbe nicht eher als daheim zu öffnen. Es war ein reizendes Bildchen, ein Kind, das inmitten seines Spielzeuges platt auf dem Bauche liegt, und seelenvergnügt mit den Beinen stampft. Ormody fühlte sich sehr erfreut, schloß im nächsten Tage eine Banknote von hundert Gulden in ein Couvert, und schickte dies durch die Stadtpost an Dannhauser. Als sie

sich wieder an der Bierbank trafen, machte der Künstler gar nichts dergleichen, als habe er das Geld nicht empfangen. Aber in den nächsten Tagen stand ämtlich bekannt gemacht in den Zeitungen: „Herr Eisenhändler Ormody hinterlegte beim Bezirksgerichte Wieden 100 Gulden für die Armen dieser Vorstadt, wofür geziemendst öffentlich gedankt wird.“ Ormody las das verblüfft, lachte dann aber auf, und eilte zur Polizei. Die Journale des anderen Tages brachten die amtliche Anzeige: „Unser rühmlich bekannter Künstler, Herr Maler J. Dannhauser hinterlegte beim Bezirksgerichte der inneren Stadt 100 Gulden zur Vertheilung an die Armen, was hiemit dankbarst zur öffentlichen Kenntniß gebracht wird.“ Als nun Ormody am Abend jenes Tages ganz gelassen in die Kneipe kam, drohte ihm der überlistete Meister schon von weitem mit allen beiden Fäusten, verschwor sich aber dann, ihm nie wieder ein Bild weder zu schenken noch zu verkaufen, welchen Schwur er wörtlich hielt, denn er malte ferner für Ormody nur, wenn dieser ein Bild ausdrücklich bestellte.

Gerade ein Jahr vor seinem Tode sagte Dannhauser zu Ormody: „Sieh'st, Bruder, jetzt werd' ich nur noch ein Jahr leben.“ — „Ei,“ erwiderte dieser, „ich habe gute Lust, Dich auf diese Äußerung hin in den Narrenthurm als „Weinberl“ in „Kaiser Josefs Kugelhupf“ *) abführen zu lassen.“ — „Nein, nein, ich spaß' nicht, ich weiß es gewiß, und Du wirst's sehen; übrigens macht

*) Weinberl-Rosine, Kugelhupf, ein in Wien beliebter Kuchen; letzterer Bezeichnung pflegen die Wiener auch dem durch Kaiser Josef erbauten, nun nicht mehr benützten, alten, runden Narrenthum zu geben.

mich diese Gewißheit nicht traurig, blos das wurmt mich, daß ich den Meinen nichts hinterlasse, und man nicht einmal soviel finden wird, um mich auf eigene Kosten begraben lassen zu können." — „Ei geh! hör auf! Du hast ja ungeheuer viel verdient, wo ist denn das Geld alles hingekommen?" — „Nun, ich hab's noch keinem Menschen gesagt, aber Dir will ich's anvertrauen," sagte Dannhauser mit nassem Auge, „ich habe für meinen „alten Herrn," für meinen Vater, all die vielen Schulden gezahlt, die er hinterließ; Du weißt, er war Tischler, hatte ein großes Geschäft, und ist unverschuldet in's Unglück gekommen. Ich konnt's aber nicht ertragen, sein Angedenken nicht rein zu wissen; und nun haben meine armen Kinder nichts.

Dannhauser starb richtig gerade ein Jahr nach dieser Selbstprofezeiung, 1845, eben erst vierzig Jahre alt. Nach seinem Tode wurde seine Hinterlassenschaft, namentlich seine reichen Mappen, theuerer versteigert, als er je im Leben Preise für seine Arbeiten erhielt. Ohnlängst erstand auch ich eine Handzeichnung von ihm, eine Skizze mit Bleistift, das frappant ähnliche Porträt des seitdem auch schon verstorbenen Schriftstellers und Arztes, Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Bekanntlich war es der Erzbischof von Erlau, der Epiker Johann Ladislaus Pyrker, welcher die erste Aufmerksamkeit auf den Tischlersohn Dannhauser lenkte, als dieser zu Pyrkers „Rudolfiade" einige Bilder komponirt hatte, welche sich gegenwärtig im Pester Nationalmuseum, in der Pyrker-Sammlung befinden.

Paul Delaroche.

Geb. 1797. Gest. 4. Nov. 1856.

„Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestigt er mit dauernden Gedanken."
Goethe.

Dessen entsinne ich mich in der That nicht mehr, wie jene Straße hieß — etwa Rue de Breuil, Teille, oder dergleichen, — in welcher wahrscheinlich das Haus noch steht, das ich 1846—47 in Paris so gern besuchte. Es war in der Nähe des Collége français. Zu ebener Erde, rechts vom Thorwege hinein, gelangte man in ein langes, niederes Zimmer; was irgend an Möbel sich auch in demselben befunden haben mag, man sah nicht viel davon, denn wo sie nur haften blieben, lagen Schriften und Bücher in jener Unordnung umher, die bei Gelehrten schon hergebrachte Ordnung ist. Am deutlichsten erkannte man aus diesem Chaos heraus eine lebensgroße Büste von weißem Marmor, eine Arbeit des David d'Angers, welche am Ende der Stube in der Ecke stand. Ihr gegenüber ging die Thüre in ein kleines Arbeitskabinet, in dem man wirklich bis an die Knöchel in Papier watete, und in diesem Schmollstübchen saß ich oft stundenlang, und hörte dem Manne zu, auf dessen feingeschnittenes, gramdurchfurchtes Antlitz, und graudurchsprenkelten, ringellockigen Scheitel die Lampe ihren Schatten warf, daß ich meist nur die Mundpartie während der Diskurse nervös

und manchmal höhnisch zucken sah. Was wir dabei Alles besprochen, soll vielleicht später einmal erzählt werden. — Peinlich war es mir nur, wie jener gute alte Herr, und wenn von den alltäglichsten Dingen die Rede war, plötzlich Anlaß fand, daß ihm die hellen Thränen in den Augen standen. Ich habe nie so sehr erschlaffte Thränendrüsen zu sehen bekommen, und der Mann war doch nichts weniger als weibisch; oft gerieth er in ein energisches Sprechen, daß es aus der großen Stube nebenan wiederhallte wie das Gebrüll eines gefangenen Löwen. Der Mann ist nun auch schon todt, und oft denke ich seiner Worte: „Ein Vaterland gibt's, das kann uns doch keine Erdenmacht nehmen!" Er war Pole und Dichter, einer der größten, die je gelebt, und hieß Adam Miczkiewicz.

Da saß ich wieder eines Winterabends, — es war wohl kaum erst vier Uhr, doch es brannte bereits Licht und ich las dem Dichter des „Dziady" ungarische Volkslieder vor, und zwar mit sehr lauter Stimme, wodurch wir nicht hörten, daß im Vorderzimmer wer eingetreten sein mußte; plötzlich nun sahen wir zwei Herren auf der Schwelle des Kabinetes stehen, wovon der eine Miczkiewicz französisch begrüßte, der jedoch erst den Schirm von der Lampe weghob, um den Besuch erkennen zu können. Sobald dies geschehen, war aber der edle Pole wie elektrisirt vor Freude; er warf alle die Bücher und Schriften von verschiedenen Stühlen, und es begann die lebhafteste Konversation. Auf mich schien man völlig vergessen zu haben. Da ich nicht sehr fest im Französischen bin, so achtete ich weniger darauf, was sie sprachen, als ich viel mehr die beiden Fremden scharf musterte. Der Eine, der jüngere, war offenbar nur indifferenter Begleiter, ein

„Schatten,“ wie die Pariser zu sagen pflegen. Der Andere, im Frack und mit leichtem Paletot darüber, ein gesetzter, wohlgenährter, nicht auffallend großer Mann, frappirte hauptsächlich durch eine fast erschreckende Aehnlichkeit mit dem alten Napoleon, welche noch mehr durch seine angenommene oder natürliche Manier ruhig flegmatischer Bewegung und Sprechweise, die sehr souverän wirkte, gehoben wurde. Endlich fiel es Miczkiewicz bei, mich vorzustellen; eine besondere Ausnahme, da in der französischen Gesellschaft die Präsentation sonst nicht gebräuchlich ist, wenigstens nicht unter Männern. Es war Paül Delaroche. Als er hörte, daß ich Ungar sei, erkundigte er sich lebhaft nach einem Namen, den ich mit größter Mühe endlich als den des „Grafen Széchényi“ enträthselte. Dann frug er mich um unsere Geschichte, und ob wir Maler hätten, welche solche Stoffe großartig zu bewältigen wüßten? Damals konnte ich keinen nennen, denn außer dem Landschafter Markó gab es kein Talent, das man vor einer mitteleuropäischen Autorität hätte betonen können; dagegen machte ich Delaroche auf die ganz künstlerisch schöne Volksraçe Ungarns aufmerksam, und meinte, er fände da im Volke noch genialere Modelle als in der Compagna Roms. Er frug nun noch vielerlei, auch ob Ungarn vor oder hinter Wien liege, und dergleichen, derlei irish-balls man aus dem Munde sogar des gebildetsten Franzosen nun schon einmal, wenigstens im Vormärz, gewärtig sein mußte. Da ich sah, daß der Maler offenbar mit dem Dichter etwas Apartes zu besprechen hätte, so empfahl ich mich bald, und ging meiner Wege.

Kurze Zeit darnach hatte ich mir eines Morgens

mit Mühe durch eine ungeheuere Menschenmenge Bahn nach der „Madelaine" gebrochen, und würgte mich eben durch das Schiff der Kirche, als ich auf einen werthen Freund, den bekannten russischen Schriftsteller Ivan Golowin, stieß. Wir alle waren an jenem 20. März 1847 herbeigezogen, um das Leichenbegängniß der Mlle. Mars mitanzusehen. Unseren vereinten Bemühungen gelang es, schrittweise bis an die Stufen des Sanktuariums vorzudringen. Dort stand der Sarg auf hohem, schwarzsammtenen Katafalk, aufgeputzt mit den in Frankreich so üblichen schwarzen Straußfederbüscheln, und umgeben von Säulengängen, gebildet aus hohen brennenden Wachslichtern. Eine Anzahl von Herren hatte große Palmenzweige in den Händen, und als ich so das Alles anstaunte, rief ich plötzlich: „Sehen Sie den Mann dort, der sich an den Seitenaltar lehnt? Das ist Delaroche." — „Ich kenne ihn," erwiderte Golowin. — „Aber," frug ich nun meinerseits, „wer ist jener große, hagere, alte Herr mit dem furchtbaren Schnurbart, gleich einem Dragonerrittmeister, oder gleich Tony Johannots Don Quixote, welcher so eifrig mit Delaroche spricht?" — „Das ist," erwiderte mein Freund, „sein Schwiegervater, Horace Vernet."

Etwa das Jahr darauf stand ich an einem Herbstabend vor dem Hause Nr. 19 in St. James Street in London, und sprach mit einem, damals kaum erst dem Knabenalter entwachsenen jungen Mann, der Alfred hieß, und der Sohn des Sir Edward Lytton Bulwer und der geschiedenen Lady Bulwer war. Der junge Mann hatte große Geläufigkeit im Deutschen, wir sprachen aber währlich von allen anderen Dingen eher, als etwa von

Literatur. So oft ich den berühmten Vater besuchte, machte sich der Sohn an mich, um recht ausführlich — über ungarische Pferde Nachfrage zu halten. Und ich hatte ihm genug von den Pußten, von den wilden Gestüten, und den Streichen der Csikóse, von den Reiteranekdoten des Baron Wesselényi und des Grafen Sándor, und dergleichen zu erzählen. Wie wir an jenem Abend nun so sprachen, kam der Briefbote vorbei und gab dem jungen Herrn ein Schreiben. Dieser legte dasselbe auf das Gitter des Souterrains, und im Eifer des Schwatzens nahm auch ich den Brief in die Hand, und sagte endlich so nebenbei: „Das ist eine karakteristische, feste, runde und schöne Schrift.“ Alfred sah das Schreiben näher an und erwiderte hierauf: „Ja wohl, es ist die Handschrift des französischen Malers Paul Delaroche.“

Gerade in den Revolutionstagen kam ich nach Weimar und suchte nach einem Quartier. Auf dem Hauptplatze gibt es ein Kaffeehaus im ersten Stocke, woselbst ich gewöhnlich frühstückte, und der Sohn des Hauses machte mich darauf aufmerksam, daß eine Treppe höher, neben seinem Atelier, eine Stube frei sei. „Neben Ihrem Atelier?“ frug ich erstaunt, „sind Sie, Herr Martersteig denn Maler?“ „Ei nun,“ erwiderte er, „überzeugen Sie sich selbst.“ Als ich den Malkasten betrat, zeigte Martersteig nach einem Stahlstich unter Glas und Rahmen. „Kennen Sie den?“ „Das ist ja Delaroche!“ rief ich augenblicklich. „Nun, ich war drei Jahr lang sein Schüler.“ Martersteig hat seitdem durch ein größeres Bild, die „heilige Elisabeth von Ungarn“ in Berlin die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als ich im Spätherbste 1848 den berühmten Landschafter Preller noch

am Weimarer Park besuchte, fand ich in dessen Hofe Martersteig emsig beschäftigt, eine große neuerbaute Hütte einzurichten, „Was machen Sie denn da, ist das jetzt Ihr Atelier?“ meinte ich. „Wohl, ich habe es erbauen lassen, da Delaroche in diesem oder im nächsten Jahre bestimmt auf der Durchreise auch nach Weimar kommen wird.“

Es war aber, denke ich — ich habe ziemlich schlechtes Gedächtniß für Jahreszahlen, — erst 1850 oder 1851, während ich eines schönen Morgens zu Frankfurt im Städel'schen Institute stand und mir Lessings „Enzio“ betrachtete, als ich in den vorderen Sälen viele Tritte, und ein Gesumme von unterschiedlichen Stimmen hörte. Ich kümmerte mich jedoch nicht viel darum und ging in die nächste Stube, zu Overbecks großem Bilde. Wie ich nun so da stehe und zufällig wieder umblicke, sehe ich das Lessingszimmer völlig von Menschen angefüllt, und im nächsten Augenblicke theilte sich die Menge und ein Mann trat voraus in das Gemach, in dem ich mich befand, während die Begleitung ihm nachquoll. Es war Delaroche. Er nahm von mir keine Notiz, und eben so natürlich zog auch ich mich in die Ecke zurück, und hörte zu, wie er, à la Napoleon dastehend, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, voll warmem Enthusiasmus über Overbeck sprach, und jede Figur auf dem Bilde einzeln lobte. Und endlich ging er. Seit dem sah ich ihn nie wieder persönlich.

Aber ich habe mit mehr Absichtlichkeit als kaum sobald ein Zweiter gerade dieses großen modernen Meisters Bilder emsig aufgesucht und studirt, sah die meisten im Original, und fast alle seine Arbeiten kenne ich durch den Stich. Ich komplettirte mir daher sehr gewissenhaft das Ver-

zeichniß all der Werke, die ich von diesem Meister irgend wie zu sehen bekam, und auch möglichst genau die Besitzer der Originale, und da die Angaben in den Journalen, sogar auch in den französischen sehr mager und dürftig waren, so will ich eine reichere Uebersicht aus meinen Reisenotizen zusammenstellen. Vorbemerken will ich, daß Delaroche, geb. 17. Juli 1797 zu Paris, der Sohn des beeideten Taxators am dortigen großen Leihhause war, der im Rufe als besonderer Kunstkenner stand. Delaroche wendete sich zuerst der Landschaft zu, und studirte Vatelot, später kam er in das Atelier des Baron Gros, um sich der Historienmalerei zu widmen. 1822 trat er zuerst mit der „Josabath' öffentlich auf. 1835 vermählte er sich zu Rom mit der wunderschönen Tochter des Horace Vernet. Er hinterließ zwei Söhne.

Die Kronologie seiner Werke ist folgende:

Aus der englischen Geschichte.

1. Die sterbende Elisabeth, getröstet vom Kanzler Cecil. Großes Tableau, mehre Klafter breit und hoch, mit vielen Figuren in Lebensgröße; im Vordergrunde Elisabeth mit der Krone und im Purpur, sich auf dem Fußboden auf unterlegten Polstern agonistisch wälzend. Im Besitze der Galerie Luxembourg. 1827 gemalt.

2. Miß Macdonald bei dem Prätendenten Karl Eduard nach der Schacht von Celloden. In London. 1827 gemalt.

3. Cromwell am Sarge Karl I. Eine der bekanntesten Kompositionen; gemalt 1831. In Luxembourg.

4. Die Kinder Eduards. Zwei Figuren in Lebensgröße; der ältere Knabe braun, der jüngere blond, beide am Rande eines gothisch geschnitzten Bettes sitzend; der Blonde lehnt sich an den Aelteren, der in einem Gebetbuche liest; ihnen zu Füßen ein Hündchen, das auf den Lichtschein zuschießt, welcher unter der Thüre sichtbar wird, und nach dem auch die Prinzen erschrocken hinstarren. Vielleicht die schönste Komposition von Delaroche, nicht minder in der Farbe braun, tief und satt. In der Galerie Luxembourg. 1831 gemalt.

5. Jeanne Grey, vor dem Blocke kniend. Uebergroßes Tableau. Johanne mit verbundenen Augen, der Henker sich rückwärts wendend, indem er das Beil erhebt. Jene berühmte Lösung der Aufgabe, einen tragischen Effekt hervorzubringen, ohne ein menschliches Auge zu zeigen. Gemalt 1834. Im Besitze des Grafen Demidoff in Paris.

6. Karl I. in Gefangenschaft, verhöhnt von den Soldaten. Großes Tableau mit zahlreichen Figuren. Der König in einem Gebetbuche lesend, das ihm die Puritanerkrieger aus den Händen schlagen. Gemalt 1835. In Hampton-Court.

7. Lord Strafford, gesegnet vom Bischof Laud. 11 Fuß Breite, 8 Fuß Höhe. Gemalt 1835. In Liverpool.

8. Kommunion der Maria Stuart. Kleines Bild. Gemalt 1854. Im Besitz des Kunsthändlers Goupil.

Aus der französischen Geschichte.

9. Jeanne d'Arc im Gefängniß, vom Kardinal Winchester verhört. Gemalt 1824. Besitz von Horace Vernet.
10. Tod des Präsidenten Duranti. Deckengemälde im zweiten Saale des Staatsraths. Gemalt 1826.
11. Uebergang Karl des Großen über die Alpen. Figuren in Lebensgröße. Gemalt 1827. Im historischen Museum zu Versailles.
12. Richelieu im Nachen auf der Rhone, Uing-Mars und de Ahou als Gefangene mit sich führend. Großes Tableau, bekannt durch den Stich Girard's. Gemalt 1831. Im Besitze des Herrn Fouquet.
13. Mazarin, sterbenskrank im Bette L'Hombre spielend, umgeben von Damen und Herren. Gemalt 1831. Stich von Girard. Im Besitz des Grafen Pourtalès.
14. Ermordung des Herzogs von Guise. Großes Tableau. Gemalt 1834. Ausgestellt 1836. Bei der Auktion der Herzogin von Orleans 1853 für 52,200 Francs versteigert, erstanden für den Herzog von Aumale.
15. Napoleon im Arbeitszimmer. Naturgroß. Gemalt 1840. Im Besitze der Lady Sandvich in Hull.

16. St. Vinzenz a Paula am Hofe Ludwig XIV. für Findelkinder predigend. 1840.

17. Die Bastilleerstürmer vor dem Hôtel de ville. Das größte Bild des Meisters mit zahlreichen Figuren. Gemalt 1840. Im Besitze des Pariser Hôtel de ville. In der Farbe an Caravaggio erinnernd.

18. General Bertrand auf St. Helena. In ganzer Figur. Gemalt 1841. Im Besitze des Senators Thayer.

19. Napoleon in Fontainebleau. Das bekannteste Bild des Meisters. Gemalt 1845. Gekauft von † Konsul Schletter in Leipzig, Vermächtniß an die dortige städtische Galerie. Auch in Wien gesehen.

20. Dieselbe Komposition. Kopie von der Hand des Künstlers. Gleich groß. 1845. Jetzt im Museum zu Liverpool.

21. Bonaparte über den St. Bernard reitend. In Lebensgröße. Gemalt 1848. Eigenthum des Lord Deslow in England. Auch in Wien gesehen.

22. Dieselbe Komposition. Kopie von der Hand des Künstlers. Gleich groß 1847. Im Museum zu Liverpool.

23. Maria Antoinette vor dem Revolutionsgerichte. Gemalt 1851. Mehrere Figuren in Lebensgröße. Auch in Wien gesehen. Im Besitze des Grafen von Hunolstein.

24. Die Girondisten. Der Saal der Conciergerie; es ist bereits dämmernder Morgen. Etwa

30 Girondisten von dem letzten Gange von einander Abschied nehmend; die Schergen an der Thür, an der Mauer die Büste Marats. Gemalt 1854. Eigenthum von Bénoist Fould.

Italienische Tableaux.

25. Ein junges Mädchen, sich wiegend. Gemalt 1827. Kleines Bild. Früher im Besitze des Herzogs von Feltre; jetzt im Museum zu Nantes.
26. Die glückliche Mutter. Lebensgröße. 1830. Vor dem Besitz des Königs von Holland, jetzt des Herrn Pescatore.
27. Italienisches Weib mit einem Kinde. Lebensgröße. 1833. Im Besitze des Herrn Ernest André.
28. Junges Mädchen auf einem Esel. Kleines Bildchen. 1833. Eigenthum des Grafen Pourtalès.
29. Italienerin mit einem Kinde in der Wiege spielend. Kleines Bildchen. 1833. Jetzt in Holland.
30. Mönchsköpfe. Gemalt 1833 im Camalduenserkloster in den Apenninen. Jetzt im Museum zu Nantes.
31. Pico von Mirandola als Kind. 1842. Im Museum zu Nantes.
32. Pilger auf dem St. Petersplatze in Rom. Sehr bekannt durch den Stich. Gemalt

1843. In der Sammlung des Grafen Raczinski in Berlin.

33. Beatrice Cenci und ihre Brüder, zum Tode geführt. Lebensgröße. Gemalt 1844. Im Besitz des Herrn Wucle in Rheims.

Aus der heiligen Geschichte.

34. Kreuzabnahme. Gemalt 1820. In der Kapelle des Palais Royal.

35. Das Kind Joas, von Josabath dem Tode entrissen. Gemalt 1822. Lebensgröße. Erstes Bild, welches von Delaroche öffentlich — ausgestellt wurde. Jetzt im Besitze der Familie Orleans.

36. St. Vinzenz à Paula, die Findlinge auflesend. Gemalt 1824. Sehr bekannt durch den Stich. Im Besitze der Herzogin von Berry in Venedig.

37. St. Sebastian. Gemalt 1824.

38. Die heilige Amalia. Gemalt 1831. Bekannt durch den musterhaften Stich von Mercury. Früher im Besitze der Königin Amalie.

39. Ein Engelskopf. Lebensgroß. Gemalt 1835 zu Rom. Bildniß der Mlle. Vernet, als Braut des Meisters. Im Besitze von Horace Vernet.

40. Christuskopf. Gemalt zu Rom 1835.

41. Sta. Cäcilie. Kleines Bild. Gemalt 1836. Stich von Forster. Im Besitze des Grafen Pourtalès.

42. Ruhe auf der Flucht. Gemalt 1842, das Original in England verbrannt, daher nur mehr im Stiche von Jesi existirend. Bekannt als La Vierge à la vigne.

43. Maria in der Wüste. Gemalt 1844. Im Besitze des Marquis Hertford.

44. Christus auf dem Oelberge. Gemalt 1845. Längliches Bild. Im Besitz von François Delessert.

45. Christus am Kreuz. Kleines Bild. Gemalt 1847. Im Besitze des Baron Lotzbeck in München.

46. Die Versuchung Christi. Kleines Bild. Gemalt 1847. Im Besitze des Grafen Hunoltstein.

47. Die Jungfrau mit der Camelie. Lebensgröße. Gemalt 1848. Im Besitze des Bankiers Baring in London.

48. Die Jungfrau und die hl. Frauen. Gemalt 1849. Im Besitze von Bénoist Fould.

49. Mater Dolorosa. In Lebensgröße. Gemalt 1852. Im Museum zu Lüttich.

50. Aussetzung des Moises. Gemalt 1853. Stich von Henriquet-Dupont. Im Besitz des Baron Rothschild.

51. Herodias. Mit dem Haupte des Johannes. In Lebensgröße, an 20 Figuren. Jetzt in Holland.

52. Herodias. Andere Komposition. Kleines Bildchen. Gemalt 1854. Besitz von Bénoist Fould

53. Die junge Martyrerin. Gemalt 1855. Besitz des Kunsthändlers Goupil.

54—57. Leidensgeschichte Jesu. Gemalt 1855. I. Beerdigung. II. Maria und die Frauen. III. Maria in einer Straße Jerusalems IV. Maria, die Dornenkrone betrachtend. Im Besitze des Grafen Louis Vogt von Hunelstein, Deputirter des Moseldepartements, zu Paris.

Verschiedene Kompositionen.

58. L'Hémicycle. In der Ecole des beaux-arts. 1837. Auf mit siedendem Oel getränktem Stein gemalt. Ueber 50 lebensgroße Figuren. Durch den Brand vom 16. Dez. 1855 etwas beschädigt.

59. L'Hémicycle. Kopie in Oel. 20 Fuß lang. Im Besitze des Kunsthändlers Goupil. Diente als Modell für den Stahlstich von Henriquet-Dupont. Auch in Wien gesehen.

60. Verschiedene Studien zum Hémicycle. Im Museum zu Nantes.

61. Die Lehrstunde. Kleines Bildchen. 1840. Im Besitze des Marquis Hertford.

62—63. Zwei große Kartons, zu 50 Fuß Höhe. Entworfen für die nicht ausgeführten Tableaux: die Heiligsprechung des Clovis, und die des Charlamagne. Im Museum zu Nantes.

64. Huldigung dem Gotte Pan. Kleines Bildchen. Gemalt 1851. Besitz des Kunsthändlers Goupil.

Bildnisse.

65. Marquis von Pastoret. Gemalt 1827. Lebensgröße.
66. Minister Guizot. Halbe Figur. Gemalt 1836. Besitz der Familie Orleans.
67. Peter der Große. In Lebensgröße. 1837. Eigenthum des Grafen Demidoff.
68. Papst Gregor XVI. In Lebensgröße. 1837. Im Museum zu Versailles.
69. Mde. de Boisgelin. Kniestück. 1838. Privatbesitz.
70. Mde. Hottinguer. Kniestück. 1840. Besitz von E. de Girardin.
71. Mde. Poirson. Brustbild. 1840. Privatbesitz.
72. Mr. Aub. Ganze Figur. 1841. Privatbesitz.
73. Die Prinzessin von Beauvau. Ganze Figur. 1841. Eigenthum von Mr. Dupont.
74. Die Fürstin Narischkin. Ganze Figur. 1842. Eigenthum des Fürsten Czatoriski.
75. Mr. und Mde. Schneider. Doppelporträt. 1842. Privateigenthum.
76. General Bertrand. Kniestück. 1842. Früher im Besitz des Herzogs von Ragusa.
77. Der Herzog von Fitz-James. Kniestück 1843. Im Besitz des Prinzen Albert.
78. Mr. de Salvandy. Brustbild. 1845. Privatbesitz.
79. Graf Pourtalès. Ganze Figur. 1846. Familieneigenthum.

80. De Remusat. Büste. 1846. Im Besitz von George Sand.
81. François Delessert. Ganze Figur. 1846. Privateigenthum.
82. Der Herzog von Noailles. Ganze Figur. 1846. Eigenthum der Orleans.
83. Gräfin Potocka. Kniestück. 1847. Besitz von Demidoff.
84. Fürstin Schouwalow. Kleines Bild. 1852. Privateigenthum.
85. Horace Delaroche. Kniestück. 1852. Eigenthum von Vernet.
86. Horace und Filippe Delaroche. In ganzer Figur. 1852. Eigenthum von Vernet.
87. Prinz Adam Czatoriski. Büste. 1852. Eigenthum des Fürsten.
88. Emile Pereira. Ganze Figur. 1854. Eigenthum von Rothschild.
89. Mr. A. Thiers. Ganze Figur. 1855.

Graf Aurel Dessewffy.

Geb. 1808. Gest. 9. Febr. 1842.

„He was a man, take him for all in all."
Shakspeare.

In der Buchhandlung von Gustav Heckenast in Pest kamen zu Anfang der vierziger Jahre natürlich alle Koryphäen der ungrischen Bewegung zusammen, die Dichter, die Journalisten, die Landtagsredner und die Parteiführer. Der Laden war sehr elegant eingerichtet, und dessen Prinzipal bekanntlich durch und durch Gentleman. Da erschien, hastig und meist witzsprühend, der Vater der immer ungerathener werdenden Opposition, der letzte großartige Magnat Ungarns, Graf Stefan Szécsenyi mit dem unvermeidlichen englischen Regenschirm unter dem Arme, und im Paletot, der absichtlich kürzer war als der darunter hervorguckende Frack. Und dieser Kopf! diese scharfen Augen unter den buschigen Jupiteraugenbrauen! — Im nächsten Augenblicke trat Ludwig Kossuth ein, damals erst mählig aufflackerndes Lichtchen, das Gesicht rund eingerahmt vom breiten Backenbarte, und dabei in der ganzen Physiognomie einen eigenthümlichen halb höhnischen, halb elegischen Zug. — Dann polterte der riesige Baron Nikolaus Wesselényi herein, mit einem Schädel, noch mächtiger als der Thonwaldsen's, oder es kam der gleich riesige und dabei kurzsichtige Redakteur des „Hirnök," Herr v. Helmeczy. Wieder einmal

war der edle Franz Deák da, eine starke männliche Gestalt, mit dichtem Schnurbarte und den liebenswürdigsten Kinderaugen; oder der Verfasser des damals eben erschienenen Romans „Der Karthäuser," Baron Josef Eötvös, eine nicht sehr große, sichtbar nervenleidende Erscheinung, disputirte mit Dr. Emrich Henßlmann, welcher jetzt in Paris eine so hochgeachtete Autorität in der Kunstkritik ist, über altdeutschen Baustyl oder über die ungrische Abstammung Albrecht Dürrers. Auch der kleine, stets didaktisch redende Graf Johann Majláth, der Historiker, fand sich ein, oder der etwas stotternde, gewöhnlich sehr schweigsame Graf Ladislaus Teleki, jetzt in Paris. Dann setzte sich auf ein Stündchen der alte Paul Szemere in den Buchladen, und traf mit seinem Neffen, dem stets demonstrirenden Bartholomäus Szemere zusammen, oder mit dem Homöopathen und Akademiker Dr. Paul Balogh, dem einzigen Ungarn, welcher persönlich mit Goethe gesprochen. Manchmal kam auch, vorsichtig schreitend, der greise Professor der Aesthetik, Ludwig Schedius, und nach ihm der ungenirte epigrammatische Franz Pulßky, mit dem kleinen lebhaften August Treffort, oder mit dem jungen, doch schon sehr ernsten Geschichtsforscher Ladislaus Szalay parlirend. Und so gings fort, Bild auf Bild, besonders wenn wieder einmal eine zündende Flugschrift erschienen, und bei Heckenast ausgegeben wurde.

Natürlich sah ich daher auch gar oft den edlen Grafen Aurel Dessewffy, den Champion der altkonstitutionellen Partei, der als solcher natürlich heftigster Gegner sowohl Szécsenyi's, wie überhaupt der

gesammten Opposition war, und zugleich die Zeitschrift „Világ“ (die Welt) redigirte. Sein immerhin geniales Wirken karakterisirt Freund Hugo in den „Croquis aus Ungarn“ (Leipzig 1843) folgendermaßen: „Die ungrischen Moderados haben eine schlechte Taktik. Sie wollen durch Bescheidenheit, Unpartheilichkeit und Sanftmuth ein Auditorium bestechen, — welches nicht beruhigt, sondern aufgeregt sein will. Sie bedenken nicht, daß man wenig gewinnt, wenn man vorgibt, die Sympathien der Gegner zu theilen. Nur durch Macht, Leidenschaft und Willen kann man die Macht, Leidenschaft und Willen der Opposition bekämpfen. Leidenschaft gegen Leidenschaft! Alle Konzessionen sind rein verloren, sie tragen keine Prozente ein, man empfängt keinen Zoll Terrain im Tausche zurück.“

„Ein Mann stand noch vor einem Jahre an der Spitze dieser Partei, dem Ungarns Zukunft kein Geheimniß war. Er hieß Aurel Dessewffy. Mit einem Schatz von Wissen ausgerüstet, und einem ungemeinen Scharfsinn und Patriotism begabt, waren wenige Menschen zum Partei-Chef so geeignet wie er. Als der „Pesti Hirlap“ (Organ Kossuth's) durch sein rasches Umsichgreifen die Freunde der Konstitution erschreckte, als dies Journal die Wälle und Mauern der feudalen Burg rekognoszirte, um einen Punkt zu finden, wo es mit Vortheil Bresche schießen konnte, da erhob sich Dessewffy, stellte sich an die Spitze der Konstitutionellen und begann den Kampf nach Mithridates Weise. Von dem „Pesti Hirlap“ angegriffen, begnügte er sich nicht mit der Vertheidigung auf eigenem Terrain, er spielte den Krieg in das feindliche Lager; angeklagt, machte er sich selbst zum

Ankläger, und er klagte an ohne Erbarmen; er zerriß von oben bis unten den Schleier, welcher den falschen Patriotism bedeckte und opferte dabei sein Leben."

„Von der Nothwendigkeit einer Aristokratie überzeugt, wollte er sie nützlich machen, ohne daß jene ihre Grenzen überschreite. Die Dezentralisation, welche die einzige Ursache der schwerfälligen Bewegung Ungarns war, trachtete er in eine kräftige, starke Einheit zu verwandeln, welche nur vortheilhaft für den Aufschwung des Landes sein konnte. Er war kein Tribun, weil er ein Staatsmann war, der in unseren Tagen unmöglich Tribun sein kann. Sein Tod war eine Kalamität für das Land. Es ist traurig, daß ein großes Genie so jung schon sterben mußte, wo doch mancher Dummkopf auch hundert Jahre lebt."

Er sagte einmal gesprächweise: „Flétrir tout ce qui fut, détruire ce qui est, on dirait que c'est là leprincipe adopté pour marcher vers l'avenir! — Il y a je ne sais quelle fatalité qui semble acceptée par tout le monde, et qui nous pousse et nous enrâme, sans qu'on se rendre compte du but vers lequel on est emporté . . . . . ." Diese Worte waren der Schlüssel zu all seinen Anschauungen.

Wie er noch in meiner Erinnerung lebt, war Graf Aurel ein schlanker, schmächtiger Mann, etwa in den Dreißigen, von mittlerem Maße, mit wenigem kurzgeschnittenem schwarzen Kopfhaar, ditto Schnurbart, von magerer Physiognomie, mit angenehmem, doch nicht eben schönem Auge, in der Bewegung huschend, und in Allem sehr vornehm zurückhaltend. Im Ganzen war es eine stets gallige Natur, wenn auch im Zorn edler Motive wegen und aus

reinem Enthusiasmus; dies drückte sich in seiner Erscheinung charakterisirend aus, und verursachte auch seinen Tod; denn er echauffirte sich ungemein während einer leidenschaftlichen öffentlichen Rede, sank noch im Sprechen zusammen, und verschied wenige Tage darnach. Er wohnte gegenüber unserem Buchladen, eben in demselben Hause, in dem ich meine Kindertage zugebracht, und so sah ich ihn denn auch im Sarge ausgestellt. Zugleich erschien eine Lithographie, welche ihn so verewigte. — Der Leichnam wurde auf die gräfliche Erbbesitzung geführt, zu diesem Ende der Sarg in eine Kiste genagelt und, — es ist in der That wahr, — diese Kiste einstweilen in den Hof hinab gestellt, wo sie ein oder zwei Nächte in größter Kälte stand, ehe man sie an ihren Bestimmungsort brachte.

Aurel Dessewffy hatte zwei Brüder, welche beide noch leben. Graf Marcell, geb. 1813, versuchte sich ebenfalls in der Journalistik; Graf Emil Dessewffy, geb. 1814, k. k. Kämmerer, ist gegenwärtig Präsident der ungrischen Akademie der Wissenschaften und verdienstvoller Schriftsteller. Der Vater der drei Brüder, Graf Josef, gest. 1843, war Ehrenmitglied der Akademie und heftiger Entgegner auf die politischen Schriften des Grafen Stefan Szécsenyi.

Aurel Dessewffy's Werke erschienen gesammelt im Original und in deutscher Uebersetzung in 3 Bänden bei Gustav Heckenast in Pest.

Advokat Detmold.

Geb. 1807. Gest. 17. März 1856.

„Er behandelte Alles so leicht und so tief."
Platen's Tagebuch, über Goethe.

Bei Gott, da hätte ich ja bald des Geistreichsten der modernen Deutschen, des kleinen Detmold vergessen! Schon lese ich die Korrektur der „Silhouetten" bis Buchstabe D, als ich zufällig Vapereau's stoffreichen Dictionaire des Contemporains aufschlage und finde: „Detmold, Jean-Hermann, homme politique allemand, né à Hanovre" u. s. w. Freilich, viel aus eigenem Umgange habe ich nicht zu erzählen, unser persönliches Begegnen war ein nur flüchtiges, und zudem in einer Zeit, wo mehr Detmold der Staatsmann, als Detmold der geistreichste deutsche Satyriker beachtet wurde. Aber, da man noch immer die leider nur sehr wenigen und dünnen Schriftchen des kleinen, verwachsenen Advokaten nicht so allgemein kennt, als sie es wahrlich verdienen, so ist jede Gelegenheit zu ergreifen, um befreundete wie fremde Leser auf diesen Autor und seine köstlichen Skizzen aufmerksamzu ma chen.

Am Weihnachtsabend 1848 war ich von irgend einem norddeutschen Mitgliede der Nationalversammlung in Frankfurt zum Thee geladen. Ich fand eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, darunter einzelne Berühmtheiten damaliger Zeit; obenan Erzherzog Johann, Gagern und Radowitz, die

sich, trotz der heterogenen politischen Anschauungen social ganz wohl vertrugen. Der greise Fürst war besonders heiterer, zuthunlicher Laune, trotz der argen Wolken am politischen Horizonte, verließ jedoch die Gesellschaft bald, nachdem er ihr die Ehre seines Erscheinens geschenkt. Darnach gruppirte man sich ungenirter in den beiden ersten Stuben, während Thee herumgereicht wurde. Ich hatte im ersten Zimmer gerade der Eingangsthür gegenüber Platz auf einem großen Runddivan genommen, auf dem andere, mir meist nicht bekannte Herren gesprächig saßen, und mich mit ins Gespräch zogen, obgleich ich bemerkte, daß ich eigentlich in der ganzen Gesellschaft wohl der jüngste war, selbst den mir befreundeten Dr. Giskra mit eingeschlossen. Inzwischen hörte ich wohl ziemlich laut eine Glocke im Vorzimmer schellen, achtete aber natürlich nicht sehr auf den Ton, da ich eben dachte, er entstehe durch den Eintritt neuer Gäste. Bevor ich jedoch den zufälligen Gedanken noch zu Ende gedacht, ging die Thür auf, es trat ein Bedienter in Livrée ein, und las von einem Packete mit einiger Mühe die Adresse: „Herrn Kertbeny." Mehrere der Herren wiesen auf mich, und indem mir der Diener das Packet hinbot, herrschte momentan die größte Stille in beiden Stuben, und Aller Augen waren auf mich gerichtet. Ich aber stand da, nicht blos verlegen, sondern ärgerlich bis zum Exceß. Der Vorfall kam nämlich so unerwartet, daß ich im ersten Augenblicke meinte, irgendwer im Hôtel Weidenbusch habe erfahren, wo ich zu Abend geladen, und sei so bornirt und täppisch, mir irgend ein Packet, das für mich im Hôtel abgegeben worden, mir hieher nach in die Gesellschaft zu schicken. Ich sagte daher dem Bedienten schroff und zurechtweisend, ob man

denn verrückt sei, mir hierher ein Packet nachzuschleppen, und, wurde die Dummheit schon begangen, so möge er es zu meiner Garderobe im Vorzimmer legen, nur es aber nicht noch tölpischer hierher in den Salon bringen. Aber der Bediente schien mich nicht zu verstehen, wollte mir durchaus das Packet aufdrängen und meinte lächelnd: „Bitte doch zu nehmen und zu öffnen: ich soll's Ihnen direkt zu Handen geben." Auch mehrere der Herren, und zuletzt die Dame vom Hause, riefen mir zu: „Aber so öffnen Sie doch das Packet." Ich jedoch war nahe daran, es in vollem Aerger dem Bedienten an den Kopf zu werfen, als ein kleiner, nicht sowohl buckliger, als vielmehr kurzhalsiger und breitschulteriger, etwa vierzigjähriger Mann mit glattrasirtem Gesichte und auffallend breitem Munde, doch sehr scharfen, geistreichen Augen halb vornehm, halb zuthunlich und lächelnd sagte: „Verehrtester langer junger Herr, foltern Sie sich und uns doch nicht, sondern öffnen Sie rasch das Packet. Verstehen Sie denn keinen Spaß?" — „Der Herr ist Ungar, kennt daher die norddeutsche Weihnachtssitte nicht," meinte erklärend ein Nebenstehender. Nun mußte ich denn doch die Schnur lösen, halb begreifend, daß die Szene arrangirt sein dürfte. Und ich fand zwei kleine Porzellanbüsten, Goethe und Schiller, und eine silberne oder versilberte Schreibfeder, nebst der Karte der Frau des Hauses, in deren Salon ich mich befand. Nun löste sich für mich das Räthsel und ich stimmte mit in das allgemeine Gelächter ein, der spendenden Dame Dank und Huldigung darbringend. Gleich darnach schellte es wieder außen, und der Bediente brachte ein neues Geschenk für irgendein anderes Mitglied der Gesellschaft, und das Geschelle und Ueberreichen größerer und kleinerer

Packete ging so fort, bis eben Jedermann seine Gabe hatte. Man sagte mir, diese Manier der Bescheerung sei an manchen Orten Norddeutschlands so üblich, wie in Rußland das Hineinwerfen der Geschenke in die Hausflur.

Beim Soupée traf ich wieder mit dem kleinen Herrn zusammen, der vorher durch seinen fast zurechtweisenden Zuruf den Bann meiner Verlegenheit gelöst hatte. Es interessirte ihn nun zu wissen, daß ich Ungar sei, und er frug mich viel über unsere Zustände aus, an welchem Gespräche auch Andere theilnahmen. Ich erfuhr, daß es der deutsche Justizminister, Advokat Detmold aus Hannover sei. Da ich in Hannover einen ganz besonders werthen Freund, Hermann Kestner, besitze, einen Nachkommen von Werther's Lotte, den Neffen des seitdem auch verstorbenen Konsuls in Rom, mit dem ich in Mailand geistig anregende Stunden verlebt und seitdem in brieflicher Verbindung geblieben, so hatte sich eine gemeinsame Erinnerung gefunden, die Detmold weiter im Sprechen erhielt. Er pflegte kurz, trocken, mit seltenschönem deutschen Akzente, dabei stets leicht sarkastisch und ironisch zu sprechen, und hatte vielfach die Lacher für sich. Bei einer zufälligen Erwähnung von Dannecker's Ariadne kam die Rede auf Kunstfragen, und einer der Umstehenden belehrte mich, daß Detmold ein sehr unterrichtendes Werkchen „Anleitung zur Kunstkennerschaft" geschrieben habe. Ich nahm die Rekommandation ernsthaft, und merkte mir den Titel. Spät des Nachts trennte sich die sehr heiter gewordene Gesellschaft.

Im Winter auf 1849 schickte mir einmal mein Buchhändler nach Bad Homburg hinaus die bei ihm bestellte „Anleitung zur Kunstkennerschaft" und zugleich unaufgefordert

ein anderes Werkchen desselben Verfassers, „Randzeichnungen.“ Ich begann die Lektüre guten Glaubens, eine instruktive Abhandlung zu finden, erkannte aber natürlich gleich von der ersten Zeile an den liebenswürdigen geistreichen Schalk, und freute mich mit jeder Stelle mehr dieser reizenden Ironie! Noch nachhaltiger sprachen mich jedoch die „Randzeichnungen“ an, sowohl die Geschichte der Gesellschaft der Ameyer, Bemeyer, Cemeyer u. s. w., als das feine kleine Mäusemärchen.

Detmold's „Randzeichnungen“ gehören zu jenen literarischen Juwelen, die sich weder durch die Form, ob Prosa, ob Vers, ob Novelle oder Drama, Lied oder Epos bestimmen und schematisiren lassen, noch sonst ein äußerliches Geschlechtsmal haben, und doch durch ein schwer zu bestimmendes Etwas zu demselben Genre gehören, oder wenigstens Leser von gleicher und feinerer Geschmacksrichtung gleich sicher anmuthen. Es seien nur genannt: Hartmann's Iwein, der Reinecke, die Gudrun, Murner's Schelmenzunft, Spen's Trutz Nachtigall, der Simplizissimus, Liscow's Satyren, Heinse's Andinghello, Thümmel's Reisen, Hebel's Alemania, Lichtenberg's kleinere Schriften, Mahlmann's Herodes, Brentano's Mehrere Wehmüller, H. v. Kleist's Kohlhaas, Kerner's Reiseschatten, Chamisso's Schlemihl, Fouque's Undine, Immermann's westfälische Dorfgeschichten, Weiblinger's Britten in Rom, Mörike's Idylle, Zedlitz's Waldfräulein, Beck's Jankó, Stifter's Heidedorf, Heyse's Rabbiata, u. s. w.

Wer einzelne der oben flüchtig bemerkten Werke kennt, wird vielleicht nicht bei allen einverstanden sein, sie gleich hoch zu rangiren und eine Art von Verwandt-

schaft unter ihnen zu erkennen, eben weil der Geschmack des Einzelnen im Einzelnen stets verschieden ist. Jedoch sinnige feinschmeckende Leser dürften wohl herausfühlen, welch' Genre ich im Ganzen meine. Es sind Werke von bestimmtem, stets in sich abgeschlossenen Inhalte, jedes in seiner Art so fertig, daß sich nichts mehr dazu noch davon wünschen läßt, selbstständige Organismen, daher auch in der Form exakt, fertig, habituell, typisch, ob diese nun Vers oder Prosa ist. Viele derselben gleichen den Muskatnüssen, die an sich geschmack- und geruchlos vorkommen, aber ein wundervolles Aroma entwickeln, wenn man sich eigens mit ihnen abgiebt und davon herabschabt, und man kann lang und viel an solch einer Gewürznuß schaben, und immer giebt sie noch stärkere erfrischende Würze.

Von Detmold soll noch ein humoristisches Werk erschienen sein: „Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer. Frankfurt 1849," das ich übrigens nicht kenne. Zugleich glaube ich nicht, daß eine größere Arbeit Detmold's Talent so entsprach, als die bloße zierliche Arabeske, wie denn auch Sterne's Tristan Shandy weit hinter dessen feinem Kabinetsstück, der „Sentimentalen Reise" zurücksteht.

Genug, wer diese Zeilen zu Gesichte bekömmt und Detmold's „Randzeichnungen" noch nicht kennt, der beeile sich, dieses Genußes theilhaft zu werden, falls er Sinn für literärische Delikatessen hat, und nicht blos an Leihbibliothekenfutter gewöhnt ist.

Gabriel von Döbrentei.

Geb. 1786. Gest. 1851.

„Difficile est satyram non scribere."

Das war ein gar lieber alter Herr, der alte Döbrentei, ordentliches Mitglied der philosophischen Sektion der ungrischen Gelehrten-Gesellschaft; er wohnte in Ofen in der Festung, ging mit harmlosem Selbstbewußtsein umher, mit eine der edelsten Säulen ungrischer Bildung zu sein, und trübte kein Wässerlein durch böse Thaten, nur daß er die unglaublichste Geschmacklosigkeit mit einmischte, wo er irgend seine sonst ehrlichen Hände im Spiel hatte. Geboren im vorigen Jahrhunderte in Siebenbürgen, verdankte man ihm dort den ersten Ansatz der eben damals neu sich bildenden ungrischen Literatur. Er war Erzieher in den Häusern der Aristokratie, und ging als Mentor mit dem in jener Zeit jungen Baron Nikolaus Wesselényi auf Reisen, auf deutsche Universitäten, ich denke nach Göttingen und Jena, denn der Führer wie der Schüler waren evangelischer Religion. Zurückgekehrt, gründete Döbrentei die Monatschrift: „Erdélyi Muzeum" (Siebenbürger-Museum), übersetzte deutsche und englische Klassiker, ich denke auch Yorik's Briefe an Eliza Drapper und einigen Shakspeare, und als die ungrische Akademie in's Leben trat, siedelte er nach Pest herauf. Nun redigirte er für die Gesellschaft die ungrischen Sprachdenkmäler mit einer Schwerfälligkeit und wissenschaftlichen

handlung, die nahe an Verstümmelung reichte. Aber was that's? Wenn man Geduld und langes Leben hat, muß man berühmt werden, zumal in Ungarn, wo noch so vielfach blos die Gesinnung gilt, Talent und höheres Streben nicht sehr in Frage kommen. Endlich galt denn auch Döbrentei für den Dalailama der Aesthetik(!), Kritik und jeglicher Wissenschaft. Etwa 1840 besuchte die Engländerin Miß Julie Pardoe Ungarn auf der Rückreise aus dem Oriente. Sie wurde feierlichst dem guten alten Döbrentei übergeben, welcher selig war, ihr Cicisbeo und Cicerone zu sein, und der nüchterne „blue stocking“ schrieb nun drei Bände voll mit all den Angaben, welche ihr Döbrentei gemacht, demnach glaubten die Engländer eine lange Zeit hindurch, Döbrentei sei der Großkophta der ungrischen Literatur. Von seinem Style sagen die „Croquis aus Ungarn“ sehr geistreich: „Wenn König ...... der ungrischen Sprache kundig wäre, so möchte man behaupten, daß er seinen Styl von Döbrentei entlehnte.“ Das ist genug gesagt; man wird den fürstlichen deutschen Dichter leicht errathen, der übrigens sonst in vielfacher Beziehung ein Monarch ist, welcher Hochachtung und Bewunderung verdient.

Aber die Krone setzte Döbrentei seiner angeborenen Geschmacklosigkeit auf, — welche ihn aber nicht hinderte, sich für einen Aesthetiker und Kunstkritiker zu halten, — durch Herausgabe der poetischen Werke des ungrischen Pindars, Daniel Berzsenyi. Denken Sie sich, liebenswürdige Leserin, zwei Bände Oden in beinahe klein Folioformat, gedruckt durchgehends mit großen Anfangsbuchstaben, und jedem Gedichte vor- und nachgesetzt eine Vignette, wie man selbe in allen Buchdruckereien ordinär

in Blei gegossen findet, welche gewöhnlich zur Ausschmückung von Partezetteln bei Todesfällen, oder auf Postbüchel verwendet werden, fackelauslöschende Geniuse, mit der Posaune durch die Luft segelnde bengelhafte Engel, auch hin und wieder ein bleiernes Vergißmeinnicht, das Sellerÿblättern gleich sieht; oder eine Trauerurne, überhangen von bindfadendicken Trauerweidenzweigen! Das waren die Begriffe des guten alten Aesthetikers Döbrentei von „prachtvoller" Ausstattung.

Und das Glück begleitete ihn bis an's Ende; er starb mit patriotischem Nimbus, da er die Belagerung Ofens hatte aushalten müssen, und zwei Jahre darnach neben den Gräbern der Honvéd's sein eigenes erhielt.

Er hatte einmal ein „Hußärenlied" geschrieben, worin er zufällig den Volkston traf, und das daher sehr populär wurde. Dieser Erfolg ließ ihn nicht ruhen; noch kurz vor seinem Tode gab er daher ein dickes Bändchen weiterer Hußärenlieder heraus, aber, wie das Sprüchwort sagt: „Ein blinder Hahn findet nicht immer ein gutes Körnlein."

Ruhe seiner Asche! Er war ein rechtschaffener, ordentlicher Mensch und ist als Akademiemitglied nicht geboren, sondern dazu gemacht worden!

Johann Peter Eckermann.

Geb. 1792. Gest. 1853.

„Bien écouter c'est presque repondre."

Als ich 1848, kaum der Berliner Revolution entronnen, nach Weimar kam, fand ich noch einige der Satelliten aus der großen Sonnerperiode Goethe's, und Karl August's lebend vor. Die erste Bekanntschaft machte ich ganz zufällig an der Table d'hôte in Hemleys „Erbprinzen" mit dem alten „Kanzler Müller," zu dem Napoleon einst in Erfurt gesagt, als der Unterhändler Weimars unabweisbar zudringlich war, und schon am frühen Morgen Audienz begehrte: „Ich denke wohl, Sie schlafen mit meinen Pferden, welche sich gar nicht niederlegen, und schon beim ersten Hahnenschrei wieder zu wiehern beginnen?" Kanzler Müller war damals bereits alt, als ich ihn kennen lernte, aber noch mehr kränklich, gebrechlich und schwerhörig. Er führte mich viel in dem so interessanten und erquicklichen Parke umher, zeigte mir jedes Plätzchen, wo die Parnassiten gesessen, geschrieben oder geträumt, und schwatzte mir gar viel aus der großen Zeit Karl August's und der Herzogin Amalia vor. Müller war ein lieber, alter Herr, aber schon sehr gleichgültig für alle Gegenwart. Auch von Bettina sprach er mit großer Herzenswärme. In seiner Gesellschaft lernte ich zugleich den berühmten Philologen Freiherrn von der Gabelentz aus Altenburg kennen, der sich be-

sonders für mongolische Sprachstudien interessirte, in der Chronik von „Shanang Setsen“ die Urmetrik der Gesänge jener Völker uralaltaïschen Stammes aufgefunden hatte, daher auch mit dem Ungrischen sich eingehendst beschäftigte. Und auf einem solchen Spaziergange durch den Park gen Belvedere zu, führte mich Müller weiters flüchtig mit Wolfgang von Goethe, dem Enkel und Dichter der „Erlinde“ zusammen. Kanzler Müller starb, ich denke schon im nächsten Jahre.

Auch mit der Witwe des braven Riemer, einer liebenswürdigen Dame, wurde ich bekannt, ebenso mit Goethe's letztem Sekretär O. L. B. Wolff und mit dem Bibliotheker Kräuter, der einen ganz merkwürdigen Schatz zu hüten hatte, nämlich eine von Karl August angelegte, sehr komplette geheime Handbibliothek. In der großherzoglichen Bibliothek befindet sich, nebenbei bemerkt, jene fast an Karrikatur streifende, doch höchst geniale Kolossalbüste Goethe's, von David d'Angers, über die mir Frau von Arnim später einmal schrieb: „Als sie mir unter vielen Vorbereitungen endlich in der Bibliothek jenen Kopf zeigten, rief ich unwillkürlich aus: ah, der veritable Rübezahl! und da schauten sie alle verblüfft auf, mußten zuletzt aber doch mitlachen, und die Richtigkeit der Bemerkung anerkennen.“

Natürlich lernte ich auch den alten Henß kennen, den Buchbinder und anno achtundvierzig Volksredner, wie man mich denn zugleich genug sonst herumschleppte, von der Fürstengruft zum Grabe des Musäus; zum Hause des Lukas Krenach; zur Wohnstätte Wielands, darin dieser Spätgrieche so schöne Ehetage verlebt, wenn er des Nachts aufstand, in die Kammer schlich, und seiner

Frau die Korinthen aus den für den andern Tag bestimmten Kuchen aß; zum Hause Herders, und in die Zimmer Schillers, und dann in's Schloß, in die durch die Großherzogin Mutter, der Schwester des Kaisers Nikolaus angelegten „Klassiker-Zimmer,“ deren Wandmalereien, Szenen aus Dichtungen Goethe's, Schillers, Wieland's und Herder's der wackere Preller lieferte. Goethe's Haus und Garten betrat ich noch öfter, denn es bewohnte es damals der auch als Dichter bekannte Konsul Rußlands, der Staatsrath Apollonius v. Maltiz. Nicht minder oft wanderte ich nach Tieffurt, und besah mir alle die Nippes des Sohnes Karl August's und dann gings wieder einmal nach der Ettersburg, wo der jetzt regierende Großherzog Karl Alexander als Erbgroßherzog mit der liebenswürdigen Prinzessin der Niederlande residirte, und schon damals mit Franz v. Schober, Lißt und anderen Lieblingen all die schönen Pläne entwarf, die er jetzt auch in Weimar, in Eisenach und auf der Wartburg ausführt. Nichtminder traf ich den Sohn meines berühmten Landsmannes Hummel in Weimar, aber nicht, seinem Vater folgend als Pianisten, sondern als Maler. Die bildende Kunst war ferner noch durch Heinrich Martersteig, den talentvollen Schüler Delaroche's vertreten, und besonders durch den schon genannten, so bedeutenden Landschafter Preller, der in Bezug auf Vorliebe für düstere Stimmung Deutschlands Calame, meist nordische Veduten schafft, aber so begeistert für Italien verblieb, wo er viele Jahre gelebt, daß er mir begeistert die Hand drückte, als ich ihm einst bemerkte: wer wie wir Italien durch längeren Aufenthalt tiefer kennen gelernt, der ist, scheidet er von dort, krank, er trägt die

Sehnsucht der Rückkehr für immer mit sich umher, und kann unter keinen Verhältnissen das Uebel anderswo mehr los werden. —

Schon damals bildete Franz Lißt, der zu jener Zeit noch im „Erbprinzen" wohnte, und erst nach Ankunft der Frau Fürstin Wittgenstein, etwa 1849, nach der jetzt so prachtvoll eingerichteten, und mit allen Reliquien der Lißt'schen Weltfahrten geschmückten „Altenburg" zog, den Brennpunkt alles modernen künstlerischen Interesses in Weimar. Täglich kam ein halb Schock fremder Gäste aus allen Himmelsstrichen herangepilgert, und wurde gastlich empfangen, trotzdem die Zeiten eben nicht sehr für artistisches Treiben geeignet waren. Denn auch Weimar mußte sein Revolutionszeitalter durchmachen; es hatte Petitionsstürme, die Bauern der Thüringer Gegend und die Einwohner von Weimar, Jena, Eisenach und Neustadt füllten gar oft den Marktplatz und die Schloßhofräume und entrotzten verschiedenen Sinn und Unsinn, die Bürgerwehr exerzirte im Park und an den Ufern der Saale, fleißig Proviant verzehrend, und es gab auch Volkstribunen, wie den Advokaten..... der — in seiner äußeren Erscheinung an Aesop, Swift, Eugen von Savoyen, Lichtenberg, Baron Klesheim, und den Advokaten Detmold in Hannover erinnernd, — während der Märztage auch richtig Minister war, aber bald abtrat, nachdem sein damaliger Kollege Dr. v. Watzdorf gerechterweise sich seither allein in jener Stellung behauptete. Genug, zu jener Zeit beschäftigte sich auch Weimar mehr mit Politik als mit irgend sonst was, und wenn eine Serenade unter den Fenstern des „Erbprinzen"

dargebracht wurde, so galt sie nicht mehr, wie vordem, dem gefeierten Pianovirtuosen oder sonst einem Künstler, sondern irgend einem kleinen Washington oder Mirabeau aus dem Thüringerwalde. Etwa im April kehrten in jenem Hôtel, in dem einst Paganini, Thorwaldsen, Canova und Talleyrand abgestiegen waren, auch die östreichischen Abgeordneten zum Vorparlamente ein: Anastasius Grün, Aedriani, Kuranda, Dr. Giskea, Gerold und eine Sauvegarde von Wiener Legionären. Bei diesen Bürgerwehrexerzitien an der Ilm lernte ich denn auch Johann Peter Eckermann kennen, einen Bauerssohn aus Hannover, den der Weimarische Olympier noch vor Erfindung Daguerre's benützte, um das Selbstschreiben oder Diktiren zu ersparen, und eine Art Photographie der ihm eben durch den Kopf gehenden großen und kühnen Gedanken zu gewinnen, oder der Nachwelt gewinnen zu lassen. Und in der That, Eckermann's „Gespräche mit Goethe" sind das Interessanteste jener Spezialliteratur, besonders auch die neueren Bände, die ihr Autor 1849 nachlieferte, und in denen er sich weniger ein Blatt vor den Mund nahm, als in früheren zahmen Zeiten. Aber Eckermann, eine kleine unbedeutende Persönlichkeit in Bezug auf äußere Erscheinung, dachte in jenem tollen Jahre weniger an seinen seit schon 16 Jahren in der Fürstengruft ruhenden Herrn und Meister, als vielmehr auf Volksbewaffnung, Bürgerwehr und Menschheitsrechte, war auch immer gar eifrig mit dem „Kühfuße, alias Schießprügel" bei allen Ausrückungen, und wenn er einmal nicht kommen konnte, so war es nicht wie bei jenem Münchner Bürger, weil die Katze in seinem Csákó Junge geworfen, und er doch die lieben Thierchen in ihrem er-

sten Weltschmerze nicht stören wollte, sondern wenn Eckermann ganz über alles Erwarten zu den Marsspielen doch nicht kam, so geschah es höchstens — daß eines seiner Vöglein den Pips hatte. In Eckermanns zwei oder drei Stuben gab es nämlich gar keine Möbel, höchstens ein paar Stühle oder Tische, dagegen standen rings an allen Wänden, von der Diele bis an die Decke, große und kleine Vogelbauer, einzelne, oder zu ganzen Falanstéren zusammengeschweißte Quartiere für singendes und zwitscherndes Federvieh, eine komplette Menagerie von Amseln, Kibitzen, Drosseln, Wachteln, Lerchen, Dompfaffen, Stieglitzen, Zeisigen und Kukuken. Ja, die Kukuke obenan! Eckermann verflocht auch in seine „Gespräche mit Goethe," eine höchst interessante, von vielseitigster und schärfster Selbstbeobachtung zeugende Monographie über das Leben und Treiben jenes Lenzverkündigers, und Eckermann fand, daß der Kukuk seine Eier andern Vögeln nicht aus bösem Gemüth oder rücksichtslosem Egoismus in die Nester legt, nur weil die Natur dem Armen ein gar unverhältnißmäßig großes Gefäße verlieh, und zwar sehr weise, da dieser so arg verläumdete Vogel der einzige ist, welcher uns von den schwarzen, haarigen Pelzraupen befreit, indem er diese wenig nahrungstoffhaltige Speise verschlingt, für deren Haarüberrest er jenes großen rückwärtigen Magazines bedarf, dessen Wucht ihn leider hindert, die Mutterfreuden selbst zu genießen. Man sieht also, man soll ungeprüft Niemanden verdammen, und sei der Schein noch so sehr gegen ihn.

Wenn es die Strapazen des freiwilligen Kriegsdienstes erlaubten, so setzte sich Eckermann mit mir wohl auch **in's** Weinstübchen zur herzensguten Frau Adelheid **Werner**

und erzählte dann zuletzt, wenn der einarmige Baron von Biedenfeld, Bernhard Voigt's Buchschreibemaschine und Verfasser vieler Werke über Gartenkultur und besonders Rosenzucht, nicht zugegen oder schon gegangen war, auch ein wenig von Goethe. So hörte ich denn die Geschichten, wie das ehemalige Blumenmädchen, die Gattin des Verfassers von „Rinaldo Rinaldini," des Bibliothekar Vulpius Frau von Goethe wurde; wie Goethe's Sohn so trostlos sich dem Trunke ergab, und alles Reisen nach Italien nicht mehr half u. d. m. Einstmalts sagte mir Eckermann: „Ich war in Jena, als ich die Nachricht von Goethe's Ableben erhielt. Ich machte mich sogleich auf die Beine, und kam noch am selben Tag gegen Abend zu Fuß herüber. Als ich das mir so heimisch gewesene Haus betrat, fand ich es leer; alles war davon, auch die Domestiken, kaum daß sich einer sehen ließ. Ich ging in den großen Saal zu ebener Erde; dort auf dem langen Eßtische lag ein gewaltiger Klumpen in ein Leinentuch eingeschlagen. Es war der Leichnam. Ich bebte am Leib und Seele vor Schmerz, vor Wehmuth, Scheu und Grauen. Endlich wickelte ich das Lailach los. Im selben Moment fiel der Reflex der untergehenden Sonne in die Stube und übergoldete den Todten. Mir entfuhr unwillkürlich ein Ah! größten Erstaunens. Ich wurde durch diesen Anblick sogleich tief ruhig, ja mächtig gehoben. Da lag er, völlig nackt, der 83jährige Greis, in voller erhaltenen Schönheit der wunderbar edlen Struktur, von Muskulatur und Rundung aller Gliedmaßen wie der vatikanische Saturn, kein zerfallener, dekrepirter, zerfaserter Greisenkörper, sondern noch jetzt der eines Jupiter tonans,

eines olympischen Zeus! Nur die Augen- und Mundpartie war nicht eingefallen, aber trotzig eingekneift.

Nachdem ich durch dies Zitat den Eckermann Eckermann's gespielt, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß Eckermann, etwa 1853 dahingegangen, einen Sohn hinterließ, der sich damals eben zum Maler ausbildete.

Aber noch kann ich auch jene Bemerkung nicht verschweigen, daß die gewöhnlichen Bewohner Weimars wenige oder gar keine Erinnerung an die Person Goethe's haben, ja viele der ältesten ihn gar nicht einmal je zu Gesichte bekommen hatten, oder sich bewußt wurden, von welcher Bedeutung die Existenz dieses gewaltigen Geistes für die Welt sei. Er schwamm in den Weimarer Verhältnißen wie Oel auf dem Wasser, hielt seinen eigenen Hof als Geistesfürst innerhalb seiner vier Mauern, und kam höchstens in der Karosse nach der großherzoglichen Burg oder nach der Sommerresidenz gefahren. Freilich in der Jugendzeit Karl August's und bis zum Befreiungskriege mag das auch anders gewesen sein!

Ein preußischer Gardelieutenant, der 1832 eine Reise über Berlin hinaus wagte, wurde bei seiner Rückkehr befragt, wo er denn überall gewesen, und was er erlebt habe? Er erzählte unter Andern: „Auch in Weimar gewesen, netter Hof, wenig Militär, 'ne handvoll Hußären, die zu Fuße zu gehen pflegen. Aber da begrub man, eben als ich dort war, einen gewissen Herrn von Goethe. Was die Leute dabei für Aufsehen machten — beinahe, als wäre ein Major begraben worden."

Auch diese Anekdote war eine Eckermanniana.

.Dr. Eisenmann.

Geb. 1795. Gest. etwa 1856.

„Der schläft am besten, der nicht weiß, wie hart er liegt."
Ungrisches Sprüchwort.

Als ich nach Lichnowsky's Ermordung gegen Winter 1848 nach Frankfurt kam, fiel mir beim Flaniren auf der Zeile öfter ein ziemlich kleiner Mann, etwa ein Fünfziger, besonders durch seine eigenthümliche Kleidung auf. Er hatte aus irgend einem langhaarigen ordinären Zeuge einen dunklen Rock an, einreihig, mit deutschem Stehkragen, gestreifte Zwilchhosen, eine zitronengelbe, einreihige Weste, ein schwarzes Halstuch, dessen Spitzen nicht zu einer Masche gebildet waren, sondern in die geknüpft sich ein großer, goldener Siegelring zeigte, und in der Hand trug er stets einen Rohrstock mit großem, himmelblauem Glasknopf! Der ganze Habitus sah nicht so sehr einer veralterten, als vielmehr einer barocken Mode nach selbstgewähltem, schlechtem Geschmacke gleich. Diese Persönlichkeit begegnete mir wiederholt, bis ich mich erkundigte, wer es sei? Man sah mich groß an und frug mich, ob ich denn den berühmten Dr. Eisenmann, die „Bulldogge des deutschen Parlaments" nicht kenne? und zugleich zeigte man mir eine der vielen damals auf verschiedene Parlamentsmitglieder erschienenen Karrikaturen, unter der Rednertribune eine Hundehütte, aus der der Bezeichnete hervorbellte, und jeden anfuhr, der die Tribune hinansteigen

wollte. Dr. Eisenmann hatte nehmlich, nicht blos Mitglied sondern auch Redakteur eines Journals, in der Paulskirche, soviel ich mich entsinne, nicht seinen Platz bei den übrigen Reichsvertretern, sondern neben der Tribune, in der Reihe der Stenographen.

Einige Zeit darnach fand ich beim Nachhausekommen ganz unerwartet die Karte des Dr. Eisenmann vor. Ich ging erst Tags darnach hin, nachdem ich es vorher nicht unterlassen, des merkwürdigen Mannes Biographie nachzulesen, denn ich wußte natürlich von seiner Vergangenheit soviel wie gar nichts. Respekt und tiefes Bedauern waren zumeist die Eindrücke dieser Lektüre. Der Sohn eines Schusters in Würzburg, hatte er durch Selbststudium die Rechte gelernt, 1813 gegen Frankreich gefochten, dann sich den Geheimbündlern angeschlossen, sich der Medizin zugewandt, und ward zuerst von 1828 an einige Jahre im Kerker sitzend. Bei König Ludwigs Thronbesteigung begnadigt, trat er als politischer Journalist auf, wurde jedoch 1832 wieder arretirt, und brachte neuerdings 9 Jahre im Kerker zu. In dieser unfreiwilligen Muse entwickelte er sich durch mehrere größere Werke zu jener medizinischen Autorität, die ihm selbst seine ärgsten Gegner nicht absprechen konnten.

Ich besuchte also den Mann, dem man 16 Jahre aus dem Leben gestohlen, und für politische Meinungen, die heute als sehr gemäßigt gelten, ohne Urtheil und Verhör eingekerkert gehalten hatte! Es sah in seiner Wohnung so kahl und „unhomly“ aus, wie eben in einem Arrestlokale. Ein Stehschreibpult, Haufen von Akten, Ballen von Druckschriften, das bot sich fast allein dem Auge dar. Dr. Eisenmann erwies eine merkwürdige

Milde den Personen gegenüber, mit denen er sprach, dagegen eine um so herbere Schroffheit gegenüber den Sachen und Zuständen, von denen die Rede war. Er wollte einige Aufschlüsse über Ungarn, die ich ihm denn sehr eingehend gab, zugleich überließ ich ihm das eben damals auch deutsch erschienene Werk des Franzosen A. de Gerando: „Der öffentliche Geist in Ungarn.“ Eisenmann fand dies vortreffliche Werk des leider bald darnach zu Dresden verstorbenen, mit einer Komtesse Teleki vermählt gewesenen Autors ganz besonders instruktiv. Ob er weiter davon Gebrauch gemacht, weiß ich nicht, denn ich sprach Eisenmann nicht wieder, da ich nach Homburg von der Höhe zog, und die mein Vaterland so rasch treffenden Ereignisse mich Frankfurt und all' sein politisirendes Kannegießen vergessen ließen. Uebrigens des durchaus wackern, wenn auch verbitterten und verschrullten Deputirten von Würzburg Type vergaß ich trotzdem nicht, sein Bild befindet sich neuestens auch in meinem Album, und es hat mich bei letztlichem Aufenthalte in München recht menschlich betrübt, zu erfahren, daß der Gefangene von Passau schon längst dahin gegangen, während sein ehemaliger Quäler, nun freilich pensionirt, noch in alter Weise den Schürzen nachhumpelt, und wohl nie daran denkt, wie vielen Gemüthern er, blos aus despotischem Willen, die ganze Zukunft verbitterte!

Gustav, Ritter v. Frank.

Geb. etwa 1815. Gest. 8. Jan. 1860.

„Der Nebel verdichtet die Nacht."
Faust.

So weit meine Erinnerungen zurückreichen, stand das deutsche städtische Theater in Pest zuerst unter Direktion eines gewissen Grimm. Damals gab es noch kein eigenes ungrisches Nationaltheater, obgleich ungrische Truppen bereits sowohl in einem Wirthshause in Ofen als auch im Graf Belezcay'schen Garten in Pest spielten, und zwar mit der berühmten Tragikerin der ungrischen Wandertruppen, Frau N** an der Spitze. Genug, — und meine Erinnerungen beginnen etwa mit dem Jahre 1830 — damals war der Mittelpunkt aller Geselligkeit in den Schwesterstädten das deutsche Theater, ein kolossales Haus, das an Räumlichkeit wohl der Scala, aber nicht dem alten Theater in Verona zurückstand, und sonst in der Monarchie seines gleichen nicht hatte. Als jener Grimm, der, wie ich mich entsinne, auch Schauspieler und eine zugleich habituell ähnliche Imitation Carl's war, die Direktion führte, war das stehende Personal ein sehr kümmerliches, neue Ausstättungen kamen gar nicht vor, dagegen wechselten fortwährend fremde, meist berühmte Gäste aus allen Genren, und überfüllten das Haus. All jene glänzenden Sonnen von damals gastirten auch in Pest. Ludwig Devrient, Seydelmann, Eßlair, Ludwig Löwe,

Korn, Laroche, Anschütz, Fichtner, Karl Devrient, Wild, Donzelli, Gerstäcker, Haizinger, Tacinardi David, Rubini, Tamburini, Reichel, Breiting, die Sofie Schröder, die Schröder-Devrient, die drei Schwestern Heinefetter, Charlotte v. Hagn, Sofie Müller, die Rettich, die Pasta, die Pixis, Karoline Unger, Henriette Sonntag, die „echte" Taglioni, Fanny Elßler, Klischnik als Affe und weiß Gott wer noch sonst! Jedenfalls noch und alljährlich auch Nestroy und Scholz.

Doch etwa 1840 starb plötzlich Grimm. Seine Witwe, stets die Rolle einer großen Dame spielend, zog sich mit einem Kakadu, einem Bologneserhündchen, einem niedlichen Aeffchen — mit dem wir Kinder oft gespielt — und einem ziemlich großen Vermögen elegant in's Privatleben zurück, und verstarb auch schon seitdem. Nach Grimms Tode wurde von Seite der Stadt Konkurs ausgeschrieben, und plötzlich hieß es, ein reicher Wiener Fabrikant sei der neue Direktor. Zugleich verlautete, nun solle eine ganz andere Wirthschaft beginnen. Und Alexander Schmidt rückte ein. Er brachte den Dekorateur Heinrich Reese und ein großes Personal für die Oper und das Schauspiel mit, darunter auch den jetzigen Hofschauspieler Josef Wagner, den jetzigen Hofopernsänger Franz Erl, und nach langer geheimnißvoller Vorbereitung wurde endlich das Theater mit Rossinis Wilhelm Tell eröffnet, und zwar mit einer glänzenden artistischen Ausstattung, wie man eine solche in Pest noch nie erlebt hatte. Und nun folgten bald andere großartige Ausstattungen, Oberon, die Hugenotten, Semiramis, Shakespeare und Schillers Dramen, Novitäten von Halm, und das Theater wurde eines der ersten deutschen, ein-

zelnen Gäste, wie Emil Devrient, Wilhelm Kunst, der Eskamoteur Ludwig Döbler u. A., spielten gleich Monate hindurch bei ausverkauftem Hause und geräumtem Orchester — aber trotz alledem kam Schmidt nicht nur auf keinen grünen Zweig, er gab, eine großmüthige artistische Natur, daher schlechter Rechner, stets mehr noch aus, als er einnahm und zuletzt gerieth seine Direktion, etwa 1844, in Gant. Schmidt zog so still und arm geworden ab, als er brillant und reich gekommen war. Rasch füllten jedoch zwei andere Direktoren von Wien her seinen Platz aus, Gustav, Ritter v. Frank, und Josef Forst von Falkenhorst. Des ersteren Namen kannte man noch kaum in Pest, obgleich er schon einen solchen in der deutschen Literatur durch einige Lustspiele, und seinen bei Brockhaus erschienenen Bühnenalmanach hatte. Forst, hieß es, sei der Sohn eines hohen Militärs, habe sich aus Leidenschaft dem Theater zugewendet, und war zuletzt in München engagirt. Die neuen Direktoren kamen. Frank, eine große stattliche, elastische Erscheinung, habituell so ziemlich an den jetzigen Freiherrn Simon Sina erinnernd, trat komplett als Kavalier auf, er repräsentirte sozial die Direktion, während Forst das Technische zu leiten schien, gab superbe Dinèes den Schauspielern und Journalisten. und bei dieser Gelegenheit lernte auch ich den Mann kennen, der eine ziemlich literärische Bildung verrieth, aber im Ganzen doch den Eindruck eines aristokratischen Dilettanten machte. Er führte immer seine Kameraderie mit den ersten Geistern Deutschlands im Munde, und verrieth nicht viele praktische, ernste Lebensanschauung. Frank lebte von Beginn seiner Direktion an mit der Sängerin Wirnser, die er später auch ehlichte, und die

ihm in's Exil nachfolgte. Frank und Forst führten die Direktion des deutschen Theaters in Pest bis zur Revolution, jedoch nicht mit viel Glück und Gewinn; denn einentheils war das ungrische Element seither schon bedeutend erstarkt, das Nationaltheater bot eben so gewählte Genüsse in prononzirterer Gesellschaft, anderntheils hatte damals schon fühlbar die Dekadenz der deutschen Bühne begonnen, sie schickte nicht mehr jene glänzenden Gäste so zahlreich in alle Welt als vordem — und im Nachmärz sind nun gar noch blos Dawison, Haase, die Seebach und die Goßmann Epigonen jenes Genre's reisender Schauspielvirtuosen. Zudem hatten die beiden Direktoren, abgesehen von den genannten Umständen und ihren eigenen Fehlgriffen als Leiter auch noch einiges Unglück. Noch 1847 brannte das Innere des großartigen Theaters ab, man mußte in eine provisorische Bude übersiedeln, welche bis heutigen Tages die deutsche Thalia Pests beherbergt, indem später Hentzi bei der Belagerung Ofens auch noch das Aeußere des großen Theaters und die damit verbunden gewesenen Redoutensäle zusammenschoß, und erst in alljüngster Zeit der Beschluß gefaßt worden sein soll, dies imposante Bauwerk wieder herzustellen.

Genug auch Frank und Forst verließen Pest bescheidener und abgewirthschafteter, als sie vordem es betraten. Forst leitet jetzt das Theater in der Josefstadt in Wien, halb als Regisseur — und Frank tauchte während der Wiener Revolution als Adjutant Bem's auf, spielte eine für jene Lokalgeschichte bemerkbare Rolle, und entkam dann nur mit genauer Mühe nach London. Dort aber, so erzählten mir Bekannte, soll er nach und nach in gänzli-

chen Verfall gerathen sein; zu Beginn, heißt es, gab er Lektionen, aber da er sich das Trinken angewöhnt hatte, und man dies in den Häusern, die er frequentirte, bemerkte, erhielt er allorten seinen Abschied, und man sagt, der einst so glänzende, stattliche Kavalier sei im tiefsten Elende verstorben. Friede seiner Asche!

Georg von Gaal.

Geb. 1783. Gest. 1855.

„L'envie n'attaqua point un mérite qui s'ignorait."
Raynal.

Eines Sommertages 1853 suchte ich in dem sogenannten „rothen Freihause" in der Alservorstadt in Wien, welch vielhöfiges, kasernartiges Gebäude Eigenthum des Fürsten Esterházy ist, nach einer mir, wie es sich später herausstellte, irrig aufgegebenen Adresse, als ich an einer Thür der Hauptfront im zweiten Stockwerke den Namen „Georg von Gaal" bemerkte. Ich wußte, daß dieser in den jüngeren Kreisen Ungarns nicht mehr bekannte Schriftsteller schon seit einem halben Lustrum in Wien wohne, auch, daß er Bibliothekar des Fürsten Esterházy sei, und schon lange hatte ich mir vorgenommen, einmal auch diesen alten Herrn zu besuchen, und dem ersten, der zu Anfang des Jahrhunderts den Versuch gemacht, ungrische Dichtungen zu übersetzen, meine pflichtschuldige Huldigung als Mitarbeiter auf selbem Felde darzubringen, als mich nun der Zufall knapp vor seine Thüre führte. Diesen Wink des gütigen Schicksals mußte ich gleich beachten. Ich schellte. Eine alte Dienstmagd öffnete. Der Herr Bibliothekar war zuhause. Ich trat in ein Zimmer voll angefüllt mit Bücherschränken. Aus nächster Stube kam Jemand fragend heraus. Es war ein kleiner, alter Herr, noch gut bei Fuß und von scharfem Blick. Er frug ganz

gleichgiltig, was ich wohl wünsche? Ich erwiderte, daß ich gekommen sei, Herrn von Gaal meine Aufwartung zu machen. Er meinte, er selbst sei der Gesuchte. Nun nannte ich schüchtern meinen Namen. Da ergriff er mich bei beiden Händen, schüttelte sie freundlichst, und ohne mich frei zu lassen, führte er mich in die nächste Stube. Ich mußte Platz vor seinem großen Schreibpulte nehmen. Er stand vor mir, und schaute mich wiederholt an, und schüttelte mir wieder die Hände, und sagte, er sei sehr erfreut, daß ich ihn besuche. Ich meinte, ich hätte gar keine Ahnung gehabt, daß er meinen Namen kennen würde. Da humpelte er an eine der Spinden, langte ein Buch herab, und wies es mir vor. Es war mein „Album hundert ungrischer Dichter." Er zeigte mir, wie voll er das Werk mit Notizen gekritzelt, also daß er es komplett gelesen. Solche ganz unerwartete und unerahnbare Vorfälle sind völlig geeignet, einem Schriftsteller mehr zu schmeicheln und ihn mehr zu erheben als die gewähltesten Komplimente guter Freunde oder befreundeter Journale; können tief entschädigen für etwaige abkanzelnde Beurtheilung, welche man von einem bestellten Kritikaster erfährt. Der Erste, welcher es vor Jahren versucht, ungrische Dichtungen in's Deutsche zu übersetzen, der einige der Dramen Karl Kisfaludy's und einige der poetischen Sagen Alexander Kisfaludy's so mustergilig übertragen hatte, der Sammler unserer Volkssagen und der Volkssprüchworte, der greise Bahnbrecher, den wir längst schon aus allem Interesse für Literatur heraus wähnten, hatte genau meine Thätigkeit beobachtet, sich die Werke angeschafft und sie aufmerksamer durchstudirt, als wohl alle die Kritiker, die ihr Urtheil darüber drucken ließen! — Gäbe es nicht solche Augen-

blicke für den Schriftsteller, man müßte den Muth und die Lust verlieren, zu streben.

Gaal that ganz verwundert, wie es mir möglich gewesen, in Reimen zu übersetzen. „Kind," sagte er, „ich übersetze doch nur in reimlosen Jamben oder Trochäen, und da glaubte ich oft direkt verzweifeln zu müssen einen Fluß in die Strofen zu bringen, und Sie übersetzen da einige mir wohlbekannte Gedichte nicht blos wörtlich, sondern noch exakter gereimt, als sie im Original sind." Ich meinte lächelnd, in unserer Zeit sei man in allem Technischen schon so weit vorgeschritten und durch die staunenerregendste Virtuosität Einzelner so verwöhnt, daß gleiche oder annähernde Gewandtheit mehr kein Verdienst, bloße Schuldigkeit und vorausgesetzt wäre. Das mache ja eben ein entgegenkommendes Verständniß so erschwert. Man vergäße beinahe schon über die Form die Sache, oder würdige wenigstens diese erst einiger Berücksichtigung, wenn die Vorbedingniß erfüllt ist. — Wir schwazten nun gar Vielerlei in raschester Folge. Er erzählte mir von Kazinczy und dessen großartigem weltbürgerlichem Auffassen aller Literaturfragen, von den beiden Kisfaludy, und wie er, Gaal, beinahe überredet worden sei, den ersten Versuch einer Uebersetzung zu wagen, da er und Andere anfangs geglaubt, die ungrische und deutsche Sprache seien so heterogen, daß sich wenigstens im Deutschen nichts Ungrisches wiedergeben lasse. „Und so ist es denn auch wirklich," meinte der alte Herr, „denn wie wir die Sache immer drehen, und so gewissenhaft ich jede Nuançe imitirte, und so gelungen Sie manches wiederzugeben wissen, es ist nun einmal in der neuen Form nicht mehr ungrisch, es ist total deutsch." „Gestatten Sie

mir," erwiderte ich, „die Bemerkung, daß alle Landsleute, welche unsere Arbeiten beurtheilen, in ihrem Urtheil von einem falschen Standpunkte ausgehen. Wer eine Dichtung im Original kennt, hat kaum mehr den Maaßstab für Beurtheilung einer Uebersetzung; denn auch die beste ist, verglichen mit dem Original, natürlicherweise so unzulänglich, daß man sie bei solchem Vergleich sogleich aus der Hand legen muß. Ging auch Lafayette zu weit durch sein Witzwort betreffs der Uebersetzer: „Ils changent en sottisses les compliments de leur maîtres," so ist es doch wahr, daß der natürliche Thau, welcher wie der Reif auf der Pflaume derselben einen unnachahmlichen Reiz der Frische, der Unmittelbarkeit verleiht, bei jeder fremdsprachlichen Nachbildung verloren gehen muß; aber so wenig als der Reif bei der Pflaume einzig deren Vorzug, Geschmack, Nahrungsstoff ausmacht, so auch liegt der Gehalt einer Dichtung nicht ausschließlich in der Unnachahmlichkeit einiger Sprachwendungen des Originals. Vergleicht man Schlegel und Tieck's Uebersetzung mit dem wirklichen englischen Shakspeare, so vermag man die Uebersetzung eben kaum mehr zu lesen, so meisterhaft sie an sich ist; aber die Thatsache, daß gerade durch die Uebersetzung auf den Denkprozeß eines fremden Volkes mehr eingewirkt wurde, und daß der deutsche Shakspeare in der deutschen Literatur beinahe von größerem Einfluße war, als das Original in der englischen, beweiset zur Genüge, daß bei einer Dichtung doch noch ein Letztes überbleibt, was immer noch wirkt. Es ist wie mit feinem Parfum, das durch keinerlei Verdünnung gänzlich geruchlos zu machen ist. Als merkwürdiges Beispiel kann Ossian gelten. Die Urgesänge gingen völlig

verloren. Er erhielt sich nur in der traditionellen Form späterer gallischer Sänger. Macpherson übersetzte aber auch nicht einmal diese wörtlich getreu, sondern dichtete sie sehr willkürlich in's Englische um. Aus dieser Umdichtung, also bereits der dritten, übersetzte man sie, ebenfalls abgeschwächter, in's Deutsche, und in dieser vierten Abschwächung brachten sie noch ein Delirium hervor, dem ein ganzes Dezennium bis in die untersten Volksschichten hinab unterlag. Sie sehen also, der wirkliche Dichter ist nicht umzubringen. Und ich wiederhole, nicht dem Landsmann, der das Original kennt, sondern dem Fremden, für den man eigentlich übersetzt, steht das Urtheil zu, ob eine Uebersetzung gelungen sei, je nachdem sie es eben vermag, ihn zu packen und Einfluß auf ihn zu üben. Es gilt von Uebersetzungen, was Thucidides den Perikles von den Weibern sagen läßt: „Diejenigen sind die besten, von denen man im Guten, wie im Bösen so wenig als möglich spricht.“ Der Uebersetzer hat voll seine Pflicht gethan, wenn man ihn über sein repräsentirtes Original vergißt. Lassen wir nur Cervantes im „Don Quixote“ I., 6. sagen: „y lo mesmo haràn todos aquellos, que los libros de verso quisieren bolver en otra lengua, que por mucho cuidado que pongan, y habilidaol que muestren, jamàs Megaràn al punto que ellos tienen en su primer nacimiento;“ die Philosophie unserer seitherigen Literaturgeschichte lehrt uns, weniger an der Möglichkeit solcher Wirkungen zu zweifeln, und wenn wir die Geschichten einzelner Literaturen durchgehen, so finden wir gar oft, daß eben nicht die blos adorirten Klassiker des einen Volkes bei dem anderen Einfluß

gewannen, sondern oft gerade solche Autoren, welche daheim nicht so hoch taxirt wurden, während die der Nation theuersten bei der andern keine so große Wirkung hervorbrachten. In England wundert sich heute noch Jedermann, wie Bulwer seinerzeit in Deutschland von so großem Einfluß sein konnte, und Béranger, der Ungarns modernste, poetische Entwicklung so sehr beeinflußte, war in Deutschland von weniger allgemeinem Kontakt, als man trotz der vielen Uebersetzungen glauben sollte, wogegen Victor Hugo sogar einen Doppelgänger in Freiligrath hervorbrachte. Und dann gibt es wirklich gewisse unübersetzbare Dichter, welche bei ihrem Volke eben nur durch sprachlichen Vollklang, durch eigenthümliche Form, und nicht durch besondere Ideen oder Gefühle sich die Herrschaft errangen: es sind dies aber, vom Standpunkte der Weltliteratur aus beurtheilt, sekundäre, an die Scholle gebundene, provinzielle Dichter, pulcra larva, cerebrum non habens; wirklich große Poeten oder Denker müssen aller Welt verständlich sein, auch wenn man sie ihrer typischen Form entkleidet, wie die Seele bleibt und wirkt, auch wenn der Körper zerfällt. Endlich ist wohl jedem Volke am Stamm seiner Bildung jeder Knorren, jeder Ast, jeder Jahresring des Wachsthums lieb und werth, weil es eben mit diesen Ansätzen selbst mit geworden ist; aber für den Fremden sind nur die fertigen Resultate von Werth, der ganze Baum, oder seine schönsten Blüthenzweige, oder seine volle Krone, und deshalb, wie Lord Byron sich etwas darauf zu Gute that, daß er dreimal die Dardanellen überschwamm und den „Childe Harald“ gedichtet, bilde ich mir einzig und allein darauf etwas ein, daß ich aus der ganzen reichen ungrischen Dichtergruppe,

und zwar mit vollem Bewußtsein, und obendrein zu einer Zeit, wo sogar daheim die Schätzung noch nicht so hoch ging, Alexander Petöfi heraus griff, als den einzigen, der nicht blos für Ungarn, sondern für die Weltliteratur ein hoher Gewinn ist, und gelang es mir auch nicht gleich, und wird es mir selbst vielleicht auch nie gelingen, ihn so geklärt den Fremden vorzusetzen, um sogleich die volle Wirkung zu erzielen: der Same ist gestreut, der Fingerzeig gegeben, es kommt wohl ein Berufenerer, der die Mission vollführt, oder die Fremden werden endlich selbst aus dem Urquell schöpfen, — wie nun immer, mir allein wird es die allgemeine Literaturgeschichte zu danken haben, daß sie auf dies Juwel aufmerksam gemacht wurde, und dies Bewußtsein, wie daß ich von Männern gleich einem Gaal verstanden werde, die es aus eigener Erfahrung wissen, was es heißt, an Lösung solcher Aufgaben zu gehen, entschädigt mich reichlich für alles Gebell des canis criticus. Ueberseßen heißt sich selbst verläugnen, beweiset also den größten Mangel persönlicher Eitelkeit."

Und so schwatzten wir fort, fast bis in die sinkende Nacht. Die Lichter waren schon lange gebracht, als ich erst unter herzlichstem Händeschütteln schied. Ich mußte versprechen, wieder zu kommen. Aber leider verhinderte mich mehrmal veränderter Aufenthalt, dieses Genusses nochmals theilhaft zu werden. Ich sah Gaal nie wieder und hörte nur, daß er 1855 gestorben sei. Doch die Erinnerung an den guten alten Herrn lebt fort in meinem Herzen: „Laetus sum laudari mea laudato viro" sagte Cicero zu Cato.

Johann Garay.

Geb. 1812. Gest. 1853.

„Vivi beata pur ; ché nostra sorte,
Non tua sventura, a lagrimar n'invita."
Tasso, III, 69.

Obgleich ich den Dichter der Ballade „Kont" schon Jahre hindurch der Person nach kannte, fand ich doch keinen Anlaß, seine nähere Bekanntschaft zu suchen, solcherart, daß mich erst der Zufall mit ihm kurz vor seinem Tode zusammen führte. Bei meiner Rückkehr nach Pest 1853 besuchte ich öfter das Kaffeehaus „Zum Ochsen" neben dem Komitatsgebäude, das trotz seines ominösen Schildes den Parnaß der jüngeren Dichterschule bildete, welche in den paar Sälen im ersten Stockwerke, olympisch in Tabakrauch gehüllt, Mokka schlürfte, und mit einer Vehemenz Dispute führte, daß die Fensterscheiben klirrten. Koloman Lißnyai war es, der zierliche, gelenke, und stets geistreich outrirte, der in seinem Palóczkostum, mit all den Knöpfen am Spenser, und mit dem viven Schweinhirtenhütlein auf dem Lockenhaupt sich ziemlich theatralisch ausnahm, welcher mich zuerst in jenen Zirkel einführte. Dort fand ich Ludwig Dobsa, den Lustspieldichter und Romanschreiber, den ich noch von London her kannte; den Romanschriftsteller und Politiker Baron Sigmund Kemény; den leider schon verdorbenen Karl Sükei, ein tüchtiges kritisches Talent; den

jetzt so beliebten Lyriker Koloman Tóth; den Fabeldichter und Kinderschriftsteller Ludwig Diénes; den jungen Journalisten Alexander Török; den Novellisten Pompéry; den Erzähler Alexander Balázs; und manchmal kam auch der fruchtbare und geniale Romancier Maurus Jókay. Und in dieser Umgebung saß auch der damals schon so kranke Garay und rauchte trotz ärztlichen Abrathens seinen Tschibuck, und schlürfte den braunen Saft der orientalischen Bohne. Er befand sich schon im letzten Stadium der Brustwassersucht, röchelte erbarmungswürdig, und hatte beinahe die Sehkraft verloren. Aber es erquickte und tröstete den Armen, inmitten der strebenden, brausenden Jugend zu sitzen, und all den Projekten zuzuhören, als könnte auch er noch ihre Verwirklichung erleben. Ich hatte damals eben für mein im Druck befindliches „Album hundert ungrischer Dichter" einige seiner populärsten Poesien, namentlich die Balladen „Kont," „Ilona Zrinyi" und „der Moses der Ungarn" übersetzt, und da ich diese Proben einigen Freunden vorgelesen, welche mit Garay davon sprachen, äußerte dieser den Wunsch, mich doch endlich persönlich kennen zu lernen. Ich reichte ihm also die Hand, welche er überherzlich entgegen nahm, und dabei mich in Rührung küßte. Er wollte meine Uebersetzung hören, aber nicht im überfüllten Café, sondern daheim, bei seiner Frau. Wir brachen also im ganzen Troß auf und begleiteten den kranken Dichter heim, der sehr unsicher auf den Füßen, und zudem halb blind war. Garay befand sich damals als Skriptor an der Universitätsbibliothek, unter dem Direktorat des hochverdienstlichen Literaturhistorikers Dr. Franz Toldy, und als Kollege neben Reguly, den Finlandsreisenden.

Somit hatte er freie Wohnung in den Gebäuden, welche sich in dem ehemaligen Klostergarten befinden, der jetzt zum Bibliotheksgebäude gehört, im selben Quartiere, in dem vor Jahren ein Professor ermordet worden war, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich. Auf dem Wege nachheimzu bat mich Garay besonders seiner Frau nichts merken zu lassen, daß er im Kaffeehause gewesen, eine Vorsicht, die die Anderen schon kannten. Garay's zweite Gemahlin, denn die erste war schon 1836 und kurz nach der Trauung gestorben, empfing uns sehr herzlich. Sie erschien als einfache und schlichte Frau, welche mit leidenschaftlichem Stolz des Ruhmes ihres Gatten gedachte. Garay hatte damals drei Kinder, ein schon erblühendes Mädchen, einen älteren und einen jüngeren Sohn. Wir alle füllten bald die kleinen Stuben. Ich begann zu lesen. Als ich den „Kont" geendet, umarmte mich der Dichter freudevoll, und betheuerte, es sei die energischeste Uebersetzung, die er noch gehört, nicht zu vergleichen mit früheren von Steinacker und Henry Leo Bock (Kolbenheyer.) Dasselbe versicherte mich auch Frau Garay, obgleich sie diese Behauptung nach dem Tod ihres Gatten in Abrede stellte, aber Dobsa und Balázs sind meine Zeugen. Genug wir schwatzten gar Vielerlei, auch besuchte ich nun Garay öfter, er gab mir seine Biographie und die Rede, welche er in der Akademie zur Erinnerung Peter Vajda's gelesen. Er sprach ziemlich gut deutsch, läugnete nicht, daß Uhland den meisten Einfluß auf ihn geübt, und daß er deshalb dessen Manier mit möglichster Selbstständigkeit in die ungrische Literatur zu verpflanzen versuchte. Von Petöfi sprach er enthusiastischer als jeder andere

Kollege, und er zeigte mir auch ein Stammbuchblatt, das ihm dieser große Lyriker geschrieben.

Diese Besuche machte ich während des Sommers; im Herbste konnte schon Niemand zu dem Kranken gelassen werden, und am 5. November 1853 starb Garay, nachdem er vier Jahre hindurch gelitten, und so ziemlich herber Noth ausgesetzt war. Am 7. November fand das Leichenbegängniß statt; die Kosten mußten durch Kollekte gedeckt werden. Es versammelte sich die Elite der in Pest anwesenden Intelligenz. An's Krankenlager waren Wenige gekommen, noch Wenigeren fiel es bei, dem Leidenden Hülfe zu reichen, aber nun, am Sarge, fand man sich reichlich ein; bereits am Grabe warf man die vorwurfsvolle Frage auf, was nun mit der Witwe und den Waisen geschehen solle? Garay hatte sich hochverdient um die ungrische Literatur gemacht, eine ganze Bibliothek von Novellen, Dramen, erzählenden Dichtungen, historischen Epen, Balladencyklen und einzelnen Gedichten geliefert, welche sehr populär geworden; er hatte an der Journalistik lebhaften Antheil genommen, mehrere Wochenschriften, Sammelwerke und Almanache redigirt, die Nibelungenstrophe in der ungrischen Poesie eingebürgert, war Mitglied der Akademie — besaß aber all sein lebelang zu wenig zum Leben, wenn auch zuviel, um direkt zu verhungern; zuletzt hatte man ihm die kleine Stelle an der Bibliothek gegeben.

Dem Redakteur und Akademiker Johann Török gebührt zumeist das Verdienst, die Nation energisch auf ihre Undankbarkeit aufmerksam gemacht zu haben. Das Wort zündete; man veranstaltete Kollekten, und in nicht ganz sechs Monaten hatte man bereits — 30.000 Gulden

beisammen. Somit war die Zukunft der Hinterlassenen reichlich gesichert. Aber nicht all die Lieben des Dichters sollten diese späte nationale Erkenntlichkeit genießen. Der älteste von Garay's Söhnen, erst 16 Jahre alt, folgte genau ein Jahr darnach seinem armen Vater, indem er im November 1854 zu Bodony in Folge von Hirnentzündung starb.

Auch ich glaubte mein Scherflein, wenigstens an gutem Willen, zur allgemeinen Gabe beitragen zu müssen. Ich übersetzte mehrere der besten Dichtungen von und an Garay, und gab dies Bändchen nett ausgestattet heraus. Der Verleger J. Számvald druckte die Auflage gratis, und somit schickte ich sämmtliche Exemplare dem Vormund der Garay'schen Waisen, Schulrath Majer, der mir den Empfang dankend bestätigte. Aber ich hatte mich in einem dem Büchlein vorgedruckten offenen Brief an Freund Wilhelm Hemsen in Göttingen kritisch nüchtern über die literärische Bedeutung Garay's ausgesprochen, ich sagte: „Garay gehört nicht, wie Vörösmarty, Petöfi und Arany, zu den Genie's von „Sangre azul;" er war nur ein Dichter zweiten Ranges sogar in der ungrischen Literatur; jedoch als der Zweite in Rom, immerhin noch der Erste in Pompeji. Seine erstaunliche Fruchtbarkeit blieb doch stets au fait mit seinem Talente, und dieses war ein mehr sang- und klangreiches, als tief an Gefühl und Ideen!" Hui, wie es darnach aufstaubte! Die Witwe lies mir die bittersten Worte sagen, die Kritik nannte mich einen Verräther an der Nationalsache, „es gäbe in Ungarn keine Dichter zweiten Ranges, und wenn auch, so müsse man das dem Auslande nicht sagen," und wie derlei leidenschaftliche Argumentationen weiter lauteten.

Am übelsten nahm man mir meinen angeblichen Verstoß gegen das Prinzip: „De mortuis nil nisi bene!“ Es war rein mit den Leuten nicht zu reden. Ich fühlte zu viel Stolz in mir, um Erklärung abzugeben. Wer nicht versteht, was er liest, mit dem läßt sich nicht streiten.

1857 erschien die zweite Auflage dieser Uebersetzungen als „Dichtungen von Johann Garay,“ Wien, bei C. Helf, superbe ausgestattet.

Garay war der Sohn eines Kaufmanns in dem berühmten Weinorte Szekßárd, wo der greise Vater noch heute als städtischer Waisenhausdirektor lebt. Ein jüngerer Bruder des Dichters, Alois Garay, ist katholischer Priester, und machte sich durch stellenweise Uebersetzung der „Amaranth“ von Redwitz bekannt.

Ein sehr ähnliches Bildniß Garay's, in Oel, existirt von Michael Kovács, lithographirt von Barabás; auch befindet er sich wohlgetroffen auf dem großen Blatte, welches Emrich Vachot 1857 veröffentlichte und das sonst noch die Bildnisse, 34 Medaillons, von † Franz Kazinczy, † Csokonay, † Kölcsey, † Berzsenyi, † Katona, † Vörösmarty, † Alexander und Karl Kisfaludy, Czuczor, † Bajza, Paul Szemere, † Cháßár, Paul Kovács, Fáy, † P. Vajda, L. Toth, Székács, Erdélyi, † Petöfi, Arany, Baron Kemény, Baron Eötvös, Jokay, Degrè, Lißnyai, † Pap, Al. Vachot, † Czakó, Szigligeti, J. Gál, † J. Nagy und Emrich Vachot enthält, also Freunden ungrischer Poesie bestens zu empfehlen ist.

Garay war klein von Figur, stets schwach vom Auge, und sprach in einem auffallenden Diskant. — — Friede seiner Asche!

Freiherr von Hammer-Purgstall.

Geb. 1774. Gest. 1858.

„Senectus ipsa est morbus."
Seneca.

Ich hatte den berühmten Orientalisten gar oftmal auf der Straße, in Versammlungen oder in Gesellschaften gesehen, wenn ich eben wieder in Wien war; aber ich hatte mit ihm nie gesprochen. Gerade jedoch im vorletzten Winter seines Lebens besuchte ich ihn ohne alle Anempfehlung, denn ich hatte etwas zu fragen, worüber nur er mir Auskunft geben konnte. Ich ging also in seine Wohnung, die sich in der Kärnthnerstrasse befand — es war an einem Vormittage — und der Bediente trug meine Karte hinein. Ich entrirte in ein Mittelzimmer, das voll von Bildern, namentlich Stichen hing; nach links führte eine Glasthüre wahrscheinlich in weitere Gemächer, nach rechts trat ich in's Bibliothekzimmer. Ich wuchs doch auch zwischen Bücherspinden auf, aber so dicht gefüllt hatte ich noch keine Studirstube kennen gelernt. Rings an den Wänden ragte es bis an die Decke voll von Büchern, und mitten im Zimmer standen ebenfalls hohe Bücherkästen in mehreren Reihen derart, daß das Schreibpult nah am Fenster wie eingemauert in Stellagen erschien. Parallel mit diesem Schreibkasten befand sich eines jener kurzen Kanapée's aus der Napoleonischen Zeit, ebenfalls zur Hälfte bedeckt mit Büchern

und Schriften. Am Eingange dieser mittleren Furche stand, als ich eintrat, ein sehr zusammengeschrumpftes, altes Herrchen, schwach auf den Füßen stehend, mit schütterem, weißem Scheitelhaar, und hielt meine Karte in Händen. Der Mann sprach aus zahnlosem Munde sehr undeutlich. Er frug zuerst: „Sie sind Engländer?“ Ich erwiderte ganz verblüfft: „Keineswegs, vielmehr Ungar.“ Hammer meinte, der Name laute aber englisch. Ich, noch verblüffter, sprach nun meinen Namen scharf prononcirt aus, worauf der alte Herr gleich zugab, das sei freilich dem Ohre nach ungrisch. Um so herzlicher nöthigte er mich nun zum Sitzen, indem er es betonte, daß er ja auch Ehrenmitglied der ungrischen Akademie sei; zugleich ersuche er mich, meinte er weiter, unsere Akademie zu benachrichtigen, daß er nur die ersten zwei Bände ihrer Berichte in der Quartausgabe erhalten habe, und ihm doch auch die Fortsetzung zukomme. Dabei humpelte er umher, um mir die Bände zu zeigen. Ich frug, ob er denn Ungrisch verstehe? „O gar nicht,“ meinte er, „ich habe es aber nicht gern, wenn irgendwas in meiner Bibliothek inkomplet ist, lieber hätten mir die Herren auch die Anfangsbände nicht schicken sollen.“ Später schrieb ich in dieser Angelegenheit wohl an Herrn Dr. Toldy, aber weder ich noch Hammer erhielten Antwort. Als nun der berühmte Orientalist mich weitläufigst über die von mir gestellte Frage aufgeklärt hatte, ging er auf sein damaliges Lieblingsthema, auf die kaiserliche Akademie und seinen enragirten Haß gegen dieselbe über; er forderte mich ohne Weiteres auf, darüber recht beißend zu schreiben, er welle mir allen Stoff dazu geben. Und nun kramte er in allerlei Schriften umher,

las Stellen aus Briefen vor, und wurde so hitzig und eifrig im Demonstriren, daß ich zuletzt keine Sylbe mehr von dem verstand, was er mir eintrichtern wollte. Ich begnügte mich, den stammelnden Greis genau anzusehen. Das volle Licht des Fensters fiel ihm in's Antlitz. Dieses wurde am meisten charakterisirt durch eine scharf geschnittene Nase von fast orientalischem Typus, welche lebhaft an die berüchtigte Wellington's erinnerte, die mir noch immer im Gedächtniß ist, eine wahre gesattelte Nase. Geistreich war bei Hammer der Mund, aber durch das Alter sehr eingekneift, und die ganze Physiognomie daher, besonders durch das hervortretende magere Kinn, und mit Bezug auf die Wellington-Reminiszenz, zumeist an Mr. Punch erinnernd. Aber all diese Reliefschärfen waren damals bei Hammer schon sehr eingeschrumpft und klein, daher auch der ganze Kopf auffallend klein aussah. Im Verlaufe des Gespräches zeigte er mir ein Porträt aus frühester Zeit, ein süperbes Aquarelle des Engländers Lawrence, wonach auch ein Stich existirt, und dann die bekannte Zeichnung Dannhauser's, gestochen durch Meister Stöber. Großen Werth legte er auf ein französisches Miniatur, das Bildniß der Staël-Holstein, mit Turban und kurzen Brüsten, genau so, wie auch andere Porträte die Dichterin der Corinne uns kennen lehren. Weiß Gott, was wir bei jenem meinem ersten Besuche Alles zusammen plauderten, wir geriethen aus dem Zehnten ins Hundertste, Hammer aber dabei immer wieder stoßweise auf sein Steckenpferd, auf die Wiener Akademie, zurückkommend, und nachdem er genau meine Adresse notirt, wollte ich endlich gehen, als im selben Momente, da ich gerade herzlich warm Abschied nahm, Franz Lißt in

die Bibliothek trat. Nun ging ein rauschendes Geschnatter los, Lißt gestikulirte zugleich so heftig wie eine Windmühle, Hammer schluchzte beinahe vor Freude und ergoß einen ganzen Katarakt unartikulirter Laute, während ich auch mein Theil dazu gab, um eine Szene von Babel aufführen zu helfen. Lißt wollte mich nöthigen, noch zu bleiben, und dann mit ihm zu gehen, aber es war schon tief Mittag, und ich mußte an einen bestimmten Ort, wohin ich bestellt war; also empfahl ich mich allerseits, von Hammer bis zur Thür begleitet, da ich jetzt, als erwiesener Freund des großen Virtuosen, in des Gelehrten Augen wohl schon eine wichtigere Person schien.

Es waren nun Monate vergangen und der Sommer gekommen, ohne daß ich wieder an den edlen Baron hätte denken können, und auch er ließ nichts von sich hören. An manchen Sonntagen pflegte ich Ausflüge, besonders nach Klosterneuburg, zu machen, das mit seinen Kuppeln daliegt wie ein Stück von Byzanz, und wo der Kunstfreund bei jedem Schritt auf eine köstliche Reliquie aus dem Mittelalter, oder auf eines jener östreichischen Bauernhäuser stößt, die voll von malerischen Motiven sind, und daher so vielfach an Italien erinnern, weshalb von Rafalt Vater bis auf den meisterlichen Pettenkoffen alle Wiener Maler so gerne dort umherstöbern. Wir hatten eines Sonntags im August auf der Terrasse des Schützenwirthshauses dinirt, ich und der Schauspieler Michaelis, und nach Tische, in dickster Hitze, gingen wir von Klosterneuburg dem Kahlenberge zu, Hügelketten auf und ab, weiß Gott, durch welche Ortschaften. Am Fuße der Rückseite des Kahlenberges stießen wir auf ein Dörflein, gingen längs den Weingeländen hin, und bemerkten plötz-

lich zu Ende der Ortschaft wie auf einem Präsentierteller einen Friedhof daliegen, recht prosaisch viereckig von weißgetünchten Mauern eingefaßt. Da wir am Berggelände standen, so konnten wir von oben herab in den Gottesacker recht isometrisch sehen, und ich frug eine Bäuerin, wo wir uns befänden? „In Weidling am Bach," lautete die Antwort. „In Weidling?" frug ich, und sagte zu Freund Otto: „da liegt ja Lenau begraben, den Friedhof müssen wir uns näher besehen." Wir stiegen also hinab und fanden das Gitter nicht versperrt. Als wir eintraten, bemerkte ich sogleich an der rechten Querwand meines edlen Landsmannes Grab. Ein einfacher Stein ziert die Stätte, nichts weiter sagend als „L e n a u." Einige frische, und auch ältere Kränze hingen an den Ecken des Steines. Das Grab selbst war mit Gartenblumen bepflanzt. Ich pflückte einige, die ich später an Bettina, an Justinus Kerner, und an einen Freund in Göttingen einschickte. Als wir so eine Weile dastanden, und jeder tief gerührt schwieg, wendete ich mich plötzlich um, und sah in derselben Reihe neben Lenau's Grab, blos durch einen Fußweg geschieden, einen prächtigen, hohen, doppelten Grabstein, funkelnd von goldenen Inschriften, und die mit schweren Ringsteinen geschlossene Doppelgruft von einem schönen eisernen Gitter umgeben. Wir traten näher hin. Die rechte Hälfte des Steins war mit Inskriptionen in okzidentalen wie orientalischen Sprachen übersäet und der Name der Verstorbenen voll ausgeschrieben; die linke Hälfte trug auch allerlei Denksprüche, doch war die Namensstelle noch unausgefüllt. Wir standen an der Gruft des Freiherrn von H a m m e r - P u r g s t a l l. In dem einen Sarge ruhte bereits seit Jahren seine Gemahlin;

der andere war zu jener Zeit noch leer, aber schon hergerichtet, um zu jeder Stunde seinen Inhalt empfangen zu können.

Eben am Tage nach jenem Besuche zu Weidling war ich schon sehr früh aufgestanden, etwa gleich nach 6 Uhr Morgens; denn wir hatten ja August, und ich pflegte des Morgens stets kalte Douche zu gebrauchen. Ich stand also in rein adamischem Zustande in meiner Stube in der Bognergasse, und goß mir Krüge voll Wasser über den Leib. Da geht unversehens die Thüre auf, und wer überrascht mich in so früher Stunde und in solcher Situation? Derselbe, dessen Grabstätte ich gerade gestern betrachtet, der gute, alte, liebe Baron Hammer. Er war nicht so sehr verlegen als ich, der nur rasch nach einer Bettdecke langte, um den hohen Besuch würdig zu empfangen, und wir setzten uns denn nieder, ich, zusammengekauert wie ein Indianer, der alte Herr aber ganz eifrig sprechend; von was? Nun wieder von der Wiener Akademie; es müsse wieder etwas geschehen, ich müsse jetzt schreiben, er werde mir die Angaben machen, ich möge ihn doch dieser Tage in Döbling in seinem Landhause besuchen, nach Tische, aber gewiß; das verstand ich, sonst keine Sylbe von all den übrigen Explikationen, die wie Brei aus dem zahnlosen, in den Kiefern erschlafften Munde klangen. Endlich ging der alte Herr; er sagte, er habe seinen Wagen unten stehen und fahre nach Döbling.

Die Woche darauf fuhr ich nach Döbling. Es war Nachmittags, und ich fand leicht die Hammer'sche Villa in der rückwärtigen Straße, bevor man zu Dr. Görgen's Institut kommt. Diese Villa gleicht mehr einem Vogel-

bauer, oder besser, wie man in Wien zu sagen pflegt, einem „Salettl," klein und niedrig, aber mit großen Fenstern gleich den Gartensalons bei Restaurants. Ich mußte schellen. Ein altes Weib öffnete und sagte, der Baron sei noch nicht daheim, ich möge aber ungenirt in das Zimmer treten. Ich ging aber lieber im kleinen verwilderten Garten umher. Endlich hielt ein Wagen vor der Thür. Der Baron hüpfte mit quecksilberner, doch humpelnder Rührigkeit heraus, schien sehr erstaunt, mich zu sehen, entsann sich nicht gleich, daß er mich eingeladen, noch weßhalb, bat mich aber sehr herzlich einzutreten. Die Vorderfronte des Hauses hatte zwei geräumige, niedrige, doch kahle Stuben, mit sehr wenig alten Möbeln und einigen Bildern: Mrs. Siddons als Lady Macbeth, Tod des General Wolfe u. s. w., durchaus Stiche. Ich hatte kaum Platz genommen, als Hammer wieder aus der andern Stube kam, den Rock wechselte, wobei ihm ein alter Bedienter behilflich war, und mir allerlei sagte, wovon ich nur verstand, daß er sich anders bedacht, jetzt solle man nicht schreiben, er werde schon sagen wann, ich müsse jetzt aber entschuldigen, denn er habe dringendst einen Besuch zu machen, ein andermal werde es ihm ein Vergnügen sein. Und dabei drückte er mir herzlichst die Hände, ließ mich in der Stube allein, und saß schon im Wagen, eh' ich noch das Haus verlassen. Von da ab sah ich ihn lebend nie wieder.

Plötzlich im Nov. 1856 verbreitete sich durch die Stadt die Kunde, Hammer-Purgstall läge im Sterben. Ich eilte sogleich hin, und gab meine Karte ab, was ich während des Krankenlagers öfter wiederholte. Endlich brachten die Abendblätter die Nachricht des erfolgten

Todes im 82. Lebensjahre. Der berühmte Gelehrte war in letzterer Zeit völlig kindisch geworden, was bei so hohem Alter, und bei so angestrengtem Studiren gar nicht auffällig war. Nur manchmal blitzte noch ein Gedanke in ihm empor. Bekanntlich war er von jeher nervös eitel, was ebenfalls weder erstaunlich noch zu tadeln ist; denn wer für die Oeffentlichkeit wirkt, lechzt, und stelle er es noch so sehr in Abrede, innerlichst doch gar sehr nach Anerkennung durch die Oeffentlichkeit, was ganz naturgemäß mit den Jahren meist ärger wird und gar leicht in Karrikatur überschlägt. Von Hammer erzählte man sich damals in gut unterrichteten Kreisen, daß, als das Ende schon sichtbar nahte, seine Familie ihn mit äußerster Behutsamkeit und Pietät, um ihn ja nicht zu erschrecken, allmählig darauf vorbereitete, einen Priester kommen zu lassen. Anfangs hörte er gar ängstlich und ungeduldig zu, er konnte gleich errathen, auf was all' diese Präliminarien zielen mochten; als man ihm endlich aber die ganze Frage beigebracht, frug er mit unerwarteter Geistesruhe, wie viel Uhr es sei? Man berichtete: zehn Uhr Vormittag. Nun meinte er tribulirend, man möge sich beeilen, daß der Akt vor sich gehe, denn wenn es bald geschieht, — so könnten doch die Abendblätter noch Nachricht von dem Vorfall bringen! Ist dies Faktum wahr, dann starb er nicht weniger ruhig, als irgend einer der gepriesensten Weisen, denn solch' eine Vorsorge setzt ebenfalls eine gar große Seelenruhe voraus, um die den Gelehrten, welcher seine Lebensaufgabe bis zum letzten Knoten ehrlich gelöst hatte, mancher beneiden kann, der sich mit nicht gleich gutem Gewissen auf Sammt und Seide wälzt.

Tags darauf war der Leichnam ausgestellt. Der Katafalk, mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, und umgeben von zahllosen, brennenden Wachslichtern, stand im selben Entréezimmer, das ich eben ein Jahr vorher zum erstenmale betreten, und an dessen Schwelle der Dahingegangene mit Lißt und mir geplaudert. Hammer's Physiognomie war auch im Sarge fast unverändert, Nase und Kinn spitz, die Lippen eingekniffen, nur daß jetzt die Augen geschlossen waren. Zu Fuß des Sarges aber stand ein Tischchen mit darüber gebreitetem Tuche, und darauf lagen 10—12 meist orientalische Orden, fast jeder so groß wie ein „gesetztes Ei," und Diamanten, Smaragde, Topase, Amethyste u. s. w. enthaltend, von der Größe einer Bohne bis zu der eines Taubeneies. Das funkelte und glitzerte im Reflex der Todtenkerzen, wie Gedanken, die krystallisirt überbleiben von Generation zu Generation, nachdem jener, der sie geboren, schon längst wieder in Staub zerfallen.

Am Begräbnißtage gab's gar abscheuliches Regenwetter und Schneegestöber. Ich eilte nach ein Uhr in den Dom von St. Stefan. Hinter dem Gitter des Mittelschiffes, zwischen den Chorherrenstühlen stand der Sarg, zahlreiches Publikum füllte den Raum. Die hohe gewaltige Kirche war dunkel, voll von Schatten, und unheimlich kalt. Ich verweilte nur einige Minuten vor dem Hauptgitter und erkannte manche der Personen, die da im Dunkel herankamen. Es schien, als wären all' die hunderte von stillen Gelehrten, zurückgezogenen Literaturgrößen, welche das große, rauschende Wien in seinen Eingeweiden birgt, trotzdem es in dem Rufe steht, kaum ein wissenschaftliches Leben und ernstere Denker zu besitzen, plötzlich aus ihren

Schlupfwinkeln hervorgekrochen, und sie sammelten sich nun alle in einem großen, aber nicht minder dunklen Becken, als ihre Studierstuben sein mögen, um einen hochalt gewordenen Kollegen zu Grabe bringen zu sehen. Einzig der junge Dr. Berhnauer, der so heftige Gegner des alten Herrn, dürfte nicht mit im Dome von St. Stefan gewesen sein. Und im selben Momente spitzte vielleicht schon mein hochverehrter Freund und Gönner Fallmerayr in München die Feder zu jenem absonderlichen Nekrolog, den kurze Zeit darauf die Allgemeine Zeitung enthielt.

Als ich aus der Kirche ging, sah ich noch J. G. Seidl, den Buchhändler Braumüller und Grillparzer eintreten. Ich war seitdem noch nicht wieder in „Weidling am Bache."

.Haugwitz.

Geb. etwa 1800. Gest. 1838.

„Davus sum, non Oedipus!“

Zuerst lernte ich den Buchhandel in Raab, im Geschäfte von Andreas Schwaiger, welcher zugleich eine Buchhandlung in Preßburg hatte. Dessen nun auch schon verstorbener Sohn Philibert führte die Raaber Filiale. Aber der junge Prinzipal hatte gar viel außer dem Geschäfte zu thun. Also blieb der Laden fast nur mir überlassen, die neuen Bücher, das Antiquarlager, die Leihbibliothek, und auch der Schreibpapierhandel. Wie in allen Buchläden gab's auch da sogenannte Stammgäste, Kunden, welche ihre freie Zeit damit zubrachten, in den Bücherstellen umherzukramen. Damals kam auch öfter der bekannte ungrische Lustspieldichter und Novellist, der homöopathische Arzt Dr. Paul Kovács, und der städtische Vormund, wir wollen ihn Meyer nennen, ein großer Liebhaber der Kniegeigerei oder des Violoncellos, der mich überall mitnahm, wo es schöne Musik zu hören gab, also auch in's erste Konzert des damals fabelhaft berühmten Ole Bull, und später hörte ich durch diese freundliche Vermittelung zum Erstenmale im Leben Franz Lißt spielen. Aber von allen Besuchern des Geschäftes war mir doch ein großer, starker Mann mit blondem

Schnurbarte, stets den Rock militärisch zugeknöpft, seiner Aussprache nach offenbar ein Norddeutscher, der liebste. Er nannte sich kurzweg Haugwitz, und kam fast alltäglich, beinahe stets einen halben Ries feines Briefpapier kaufend, Bücher nie. Er schien sehr sparsam zu sein, denn er handelte recht knapp, und war erfreut über jedes Blatt, das er auf den Kauf bekam. Er war immer sehr melancholisch, oft sogar traurig, sprach nie mit anderen Personen als nur mit mir, korrigirte aber sogar meine Stylübungen, drückte mir stets herzlichst die Hand und küßte mich sogar einmal auf die Stirne. Als einmal Vormund Meyer kam, wollte er rasch fort, ich hielt ihn aber fest, und machte die beiden bekannt. So kalt und einsilbig er anfangs war, so schien ihm Meyer doch zu gefallen. Er kam öfter zur Stunde, wenn dieser da war, thaute immer mehr auf, sprach zwar kurz weg, als er um seine Heimath gefragt wurde, er sei Norddeutscher, und gab keine weitere Antwort; doch nach und nach las er Meyer und mir Gedichte vor, voll von Grabesgedanken und Lebensüberdruß, aber wie es meinem jugendlichen Gemüthe schien, voll Poesie; auch Meyer lobte sie sehr. Doch konnte er nie bewogen werden, Meyer zu besuchen, und von ihm wußte man blos, daß er in der Wiener Vorstadt, im Gasthofe, ich glaube, es hieß zum goldenen Lamm, wohnte.

Eines Nachmittages, schon gegen Abend, stürzte ein Lohnbedienter aus jenem Gasthofe zu mir in den Laden und sagte, ich möge rasch die neuesten Bücher zusammennehmen und in den Gasthof kommen; Se. Durchlaucht der Fürst Pückler-Muskau wünsche Bücher zu kaufen. „Pückler-Muskau? wer ist es denn gleich, den Namen

sollt' ich kennen?" sagte ich. „Nun, das ist ein serbischer Fürst", meinte der Lohndiener. „Der Fürst von Serbien heißt ja aber Milosch Oorenowitsch," wendete ich ein. „Gleichviel," replizirte der Hôtelmerkur, „das ist auch ein Serbe, Sie werden's ja gleich sehen; also sputen Sie sich." Ich nahm nun einen Pack Bücher unter den Arm, sperrte den Laden, hing das Täfelchen aus und ging nach dem Lamme. Ein Bedienter führte mich im ersten Stocke in eine große Stube, in der ein großer Tisch stand, auf dem Armleuchter flammten. Oben am Tische saß ein Orientale, der Fürst im Kaftan und mit dem Feß auf dem Haupte; ihm zur Linken eine reichgekleidete Mohrin, rechts ein Mohrenknabe. Also hatte der Lohndiener doch recht. Der Fürst ließ mich näher treten und meine Waaren auskramen. Ich weiß noch recht gut, wie heute, welche Bücher ich bei mir hatte. Der Fürst sprach sehr freundlich, fast familiär, schrie aber dazwischen alle Augenblicke irgendeinen Domestiken oder die Mohren an, welche laut schwatzten und zankten. Ich legte in deutscher Uebersetzung, „Nikolaus Jósika's sämmtliche Werke," nämlich die ersten 8 Bände, vor. Die hatte der Fürst schon in Pest gekauft. Dann einen Roman von Leopold Schefer. Den hatte der Autor selbst an die Durchlaucht geschickt. Also Mundt's „Madonna." Das wurde genommen. Einen Band von Laube; wurde auch genommen. Die ungrischen Skizzen von Ellrich; die wollte der Fürst auch behalten, doch ich erlaubte mir die Bemerkung, daß das jämmerliches Zeug sei, worin die Ungarn nur lächerlich gemacht werden, und kam dabei recht in patriotische Hitze, ließ aber zugleich so viel Kenntniß der Tagsliteratur merken, daß der Fürst lächelnd meinte, ich sei

ein schlechter Buchhändler, weil mir die Bücher mehr als Waare seien, ich möge lieber bestallter Kritikus werden, u. d. m. Mitten in dieser mir etwas schmeichelnden Diskussion nahm aber die Mohrendame eines der Bücher auf, das Taschenbuch „Delphin,“ welches als Titelkupfer das Porträt der George Sand enthielt. Sie hatte kaum das Bild gesehen, als sie mit einer Bleifeder dasselbe ganz unbarmherzig zerkratzte und überstrich. Der Fürst und ich bemerkten im selben Moment den Barbarismus; der Fürst schrie etwas in irgendeiner fremden Sprache, worauf die Mohrin erschreckt, aber zähnefletschend aufsprang, desgleichen der Fürst, der ihr in die nächste Stube nachjagte, und von dort her hörte man züchtigen und eine Weiberstimme kreischen. Als der Fürst wieder kam, war er sehr aufgeregt, ließ mich die Bücher zusammen packen, zahlte das Behaltene, wobei ich mich als sehr schlechter Rechner erwies und von ihm korrigirt wurde, aber er sprach mit mir trotzdem gütig und notirte sich sogar meinen Namen. Dieser Name und dessen Träger kamen ihm dann später noch mehrmal zu Gesichte, was übrigens jetzt nicht zu erzählen ist.

Genug, ich ging ganz seelenvergnügt die Treppe hinab, als ich in der Einfahrt des Gasthofes auf Haugwitz stieß. Er frug mich, woher ich komme? Ich erzählte ihm, bei wem ich war, bei dem serbischen Fürsten. Er nahm meinen Arm, begleitete mich der Stadt zu, und klärte mich ganz umständlich auf, daß das nicht ein Serbenfürst sei, sondern sein Landsmann, der berühmte Reisende Semilasso. Ich frug ihn, ob er den Fürsten kenne? Ei freilich, meinte er trocken; auch kenne ihn der Fürst, doch wolle er, Haugwitz, mit ihm ja nicht zusammen-

treffen, deshalb habe er auch vor, diesen Abend auf der Strasse zuzubringen, denn der Fürst reise erst in der Nacht weiter. So plaudernd waren wir auf die Promenade gelangt, welche so hübsch auf der Insel liegt, wo auch das Theater steht, bevor man durch das alte Festungsthor die innere Stadt betritt. Dort setzten wir uns im Mondscheine auf eine Bank. Haugwitz war sehr schweigsam. Ich bat ihn, mir einige seiner Gedichte zu sagen. Er antwortete nicht. Gut nach einer halben Stunde erhob er sich und sagte, ich möge ihn nächsten Morgen vor Mittag besuchen, aber gewiß, und ich möge Herrn Vormund Meyer grüßen. Und ohne mich anzusehen, gab er mir die Hand, hielt sie einige Minuten fest, und dann drückte er sie ungewöhnlich herzlichst. Er ging rasch fort, ohne ein Wort weiter zu sagen.

Etwa gegen elf Uhr am nächsten Tage machte ich mich auf den Weg nach jenem Vorstadtgasthof. Als ich dort ankam, sah ich zu nicht geringem Erstaunen einige Komitatshajduken am Thore eine Menge Volks zurückwiesen. Auf der hölzernen Hoftreppe standen ebenfalls mehrere Personen wartend. Ich frug, was hier geschehen sei? Ein Hausknecht gab mir ungrisch zur Antwort: „Ein Preuße habe sich so eben auf seinem Zimmer erschossen!" „Auf welcher Stube?" „Auf Nr. 7." Das ist Haugwitz! schrie es in mir auf. Mir versagten die Füße vor Schreck. Da ersah mich der Wirth und rief mich hinauf. Ich betrat mit ihm scheu die Stube, welche zwei Kellner von innen zuhielten. Mein Athem stockte. Im Ofen, der vom Zimmer aus zu heizen war, brannte helles Feuer, trotzdem wir erst September hatten, und in der Gluth lag ein Hauf verkohlten Papiers, ebenso noch die Stube

nach verbranntem Papier. Auf dem Sofa, quer darüber hingefallen, den Kopf herabhängend, lag Haugwitz, den ganzen Hirnschädel gesprengt, und das Blut tropfte auf die Dielen. Er hatte sich mit Wasser wahrscheinlich in den Mund geschossen. Ich ging hin und nahm die Hand vom Boden auf; sie war eiskalt, obgleich im Gelenk noch weich. In diesem Moment trat der Gerichtsarzt herein. Er untersuchte den Leichnam, ließ ihn zurechtlegen, und erklärte den Mann für mausetodt. Die That war etwa schon eine Viertelstunde vorher geschehen. Man hatte schießen gehört, und auf den Schuß seien die Kellner herbei gerannt.

Mir standen die hellen Thränen im Auge. Mein Herz fühlte sich krampfhaft zusammengeschnürt. Ich hatte die Brust voll namenlosen Wehes. Der Wirth und die Gerichtspersonen untersuchten nun des Gestorbenen Bagage. Es fand sich blos ein kleines Kofferchen vor, mit einiger wenigen, sehr feinen Wäsche, deren Märke eine Freiherrnkrone und A. v. H. trug. Auf dem Tische lagen zwei versiegelte Packete, eines sehr groß, das andere sehr klein. Man schaute die Adressen an. Auf dem größeren stand der Name des Herrn Stadtvormundes Meyer; auf dem kleineren mein eigener Name. Ich glaubte mich vom Blitze gerührt. Als ich hastig den Umschlag abriß, fand ich eine kleine, niedliche Bibel, Neues Testament von Luther, Elberfelder Druck, und darein geschrieben „Meinem lieben, lieben Karl! Haugwitz.“ Das große Packet enthielt das komplette Konversations-Lexikon von Brockhaus, mit der Inschrift „Dem Herrn Stadtvormund Meyer, als Erinnerung an einen tief Unglücklichen.“ Geld fand sich gar keines vor, nicht einmal ein kupferner

Kreuzer. Haugwitz hatte aber bis zur letzten Sekunde seine Rechnung im Hôtel bezahlt. Trotzdem schimpfte der Wirth heidnisch über das Skandal, das seinem Haus durch diesen Selbstmord zugefügt wurde.

Meyer ließ auf seine Kosten den Unglücklichen begraben. Wir zwei waren die einzigen, die hinter dem einfachen Sarg hergingen. Alle weiteren Nachforschungen über diese räthselhafte Persönlichkeit blieben fruchtlos. Es hatte sich kein Paß vorgefunden. Man schrieb an die Wiener Polizei, die wußte auch keine Auskunft. Von irgendwelchen Schriften, auch von Gedichten war keine Spur vorhanden, der unglückliche Dichter schien vor der That alles sorgsamst verbrannt zu haben. Endlich sagte mir Meyer einige Jahre darnach, er glaube, es sei ein preußischer Offizier gewesen, aus hoher Familie, der sich vielleicht mit dieser zerworfen habe.

Als ich das letztemal vor zehn Jahren in Raab war, fand ich das Grab nicht mehr auf.

Haynau.

Geb. 1786. Gest. 1853.

Im Sommer 1851, an einem ungemein heißen Nachmittage, suchte ich vor der Hitze Schutz unter dem Zelte des „Café Leidenfrost“ auf dem Mehlmarkte in Wien. Ich setzte mich hinter die Oleanderkübel vor dem Kaffeehause, begehrte schwarzen Kaffee — das einzig sichere Abkühlungsmittel, wie ich es im Süden so oft erfahren — und nahm die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ zur Hand, eifrig darin lesend. Derart bemerkte ich durchaus nicht, ob noch Jemand neben mir saß oder nicht. Plötzlich höre ich eine Stimme neben mir im breitesten Wiener Dialekt fragen: „Se, was schreibt denn de Augsburgerin von Gratz aus? Da hat grad Aner so was vorgelesen.“ Ich wendete mich nach rechts, nicht bloß erstaunt, auch in der Stimmung auf den Frager möglichst determinirt herabzublicken, um ein weiteres Gespräch von vornherein abzuschneiden. Ich weiß aber nicht — denn ich erkannte den Mann nicht sogleich — weßhalb ich unversehens, wenn nicht zuvorkommend, doch kühl höflich wurde, zugleich auch mich etwas unbehaglich fühlte, als ich zwei stechende, starre Augen auf mich gerichtet sah. Der Fragende trug ein Civil-Sommerkostum, komplett von ungebleichtem Segeltuche, war ein schon ziemlich alter Mann von stark eingefallenen Zügen, tief liegenden Augenhöhlen, und fiel besonders durch einen abnorm großen und langen halb-

blonden, halb schon grauen Schnurrbart auf. Ich gab dem Unbekannten unwillkürlich dienstfertig die Allgemeine Zeitung hin, in der ich eben las; er suchte darin hastig und äußerte einige scheinbar ärgerlich ausgestoßene Hm's! Ich glotzte den Nachbar immer an, da mir das Gesicht so auffallend bekannt vorkam, ich aber nicht darauf kommen konnte, wo ich es schon gesehen haben mochte? Er gab das Journal zurück und fragte dann: „Sin' Sie a Weaner?" — „Nein, ein Ungar," erwiderte ich. „Wie, ein Ungar?" — fragte der mir noch immer Unbekannte hoch auf; „sin Sie auch amnestirt?" „Ich war seit sechs Jahren nicht in Ungarn und Oesterreich," meinte ich, „und habe mich nur freiwillig dem Kriegsgerichte zur Purifikation gestellt, bloß um mein Heimathsrecht nicht zu verlieren; weiters hatte ich mit Gerichten nichts zu thun." „Das war ganz gescheidt," billigte der Nachbar, „ich hab' auch g'nug amnestirt, denn ich hab' die Ungarn eigentlich recht gern, und g'straft san's so scho' g'nug," setzte er aufseufzend hinzu, und mir wurde bei dieser Rede, ich weiß nicht wie, zu Muthe; ich schaute den Mann nochmals an, mir dämmerte so etwas wie ein Erkennen nach überall ausgestellten Porträts, noch war es mir aber nicht völlig klar, auf wen ich eigentlich rathen sollte, als der Herr neben mir plötzlich so obenhin fragte: „Da Se im Ausland waren, so haben Se mi' wohl gar noch nicht g'seh'n? Se kennen mi' wohl nit? I' bin der Feldmarschallllieutenant Baron Haynau, ... wie heißen denn Se?" Ich muß gestehen, ich fuhr bei diesen Worten etwas zusammen. Man wird mir erlassen, den allgemeinen Ruf anzudeuten, den damals im In- und Auslande dieser Name hatte. Mich persönlich berührte dies Begebniß um so

mehr, da einer meiner nächsten Verwandten durch das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, durch Haynau zuletzt amnestirt worden war, nachdem dessen Mutter dem General zu Füßen gefallen, was diese Frau mir eben einige Zeit vorher mit all der Ausführlichkeit der Erinnerung überstandener Mutterangst erzählt hatte, vielfach hinzusetzend: „und dann nahm mich der General bei beiden Händen, drückte sie theilnahmvollst und versicherte mir wiederholt, ich möge nur ruhig sein, er werde meinen Sohn amnestiren, und dabei standen ihm wirklich die hellen Thränen in den Augen.“ Dieser Bericht lautete denn freilich anders als so viele andere, die ich gleichfalls gehört und gelesen. Ich nannte mich also, und setzte hinzu, daß ich einen Verwandten habe, dessen Leben, wie man mir sagte, wir der Gnade Sr. Excellenz verdanken, wofür denn auch ich nicht umhin könne, bei dieser durch Zufall herbeigeführten Gelegenheit zu danken. Der General schien sehr geschmeichelt durch diese Danksagung, wußte sich aber merkwürdigerweise kaum so recht auf den Namen und die Sache des Begnadigten zu erinnern, trotzdem es einer der ersten Namen des ungrischen Krieges, der von Stabsoffizier Görgey's intimstem Freund, war. Ueberhaupt schien Haynau ungemein zerstreut oder vergeßlich, denn während des Gesprächs rief er öfter, wenn auf die bekanntesten Persönlichkeiten die Rede kam: „Wie heißt er? Wart', den soll ich ja auch kennen! Ist das nit der? Richtig, na ja, dem sei' Urtheil is ja auch zu mir kommen!“

Wir sprachen so vielleicht eine Stunde lang fort, wirklich was man in Wien so „recht gemüthlich“ nennt,

ohne irgend Politisches zu berühren, als der General plötzlich aufstand, beide Enden seines gewaltigen Schnurrbarts drehte, kreischend den Kellner rief, um zu bezahlen, und dann ohne Gruß und Wort gegen mich fortging, an der Ecke aber sich umkehrte, und zwischen den Bäumen hereinschrie: „Adje, mein Bester! bald hätt' ich's vergessen!“

Ich saß ziemlich verblüfft noch eine Weile da, und erzählte dann daheim die wahrlich nicht erwartete Begegnung.

Einige Wochen oder Monate darnach stand ich in der Thür der Hügel'schen Buchhandlung in der Herrengasse, als gegenüber Haynau, wieder in Civil, daherkam. Er schaute nicht auf die Seite herüber, auf der ich stand, traf aber gerade der Buchhandlung vis à vis mit einem Civilisten zusammen, anscheinend einem Handwerker, der wohl früher Militär gewesen, denn er trug gleichfalls einen riesigen „Haynaubart“ und salutirte den General im Vorbeigehen. Haynau blieb, den Mann erblickend, augenblicklich stehen und rief ihn so laut an, daß auch sogleich mehrere der Vorbeiwandelnden neugierig stehen blieben. „Se, hörn's! Was soll ich Ihnen zahl'n, wann's Ihnen sogleich den Bart da beim nächsten Balbierer herunterrasieren lassen? Wollen's zwanz'g Gulden? No, i geb dreißig!“ Der Mann zog tief unterthänigst und erschrocken den Hut, und versuchte zu sprechen. „I bitt' Euer Excellenz, wann's schaffen (befehlen)“ . . . . „I befiehl' nix, i hab' Ihnen nix z' befehl'n,“ erwiderte der General, „i frag', ob Sie sich gegen Bezahlung den Schnurrbart wollen herunterrasieren lassen? Ja? Nun

gut, wo ist denn der nächste Balbierer? Kommen's!" Und er ging wirklich mit dem Mann, der immer dabei den Hut in der Hand behielt, und gefolgt von einem Troß Neugieriger, von denen einige ganz dienstfertig die nächstgelegene Barbierstube bezeichneten.

Später sah ich Haynau nie wieder.

Heinrich Heine.

Geb. 1. Jan. 1800. · Gest. 1856.

Wien, 20. Febr. 1856.

Es war gegen Anfang Februars 1847. Erst seit Kurzem in Paris angekommen, speiste ich gewöhnlich in dem damals allen Deutschen wohlbekannten Hôtel Violet in dem Faubourg Poissonnière. Mein Tischnachbar war meistens Jakob Venedey, damals berühmter Flüchtling, ein sehr verdienstlicher Schriftsteller, besonders durch seine Werke über England, Schottland, das südliche Frankreich, durch seine Geschichte des deutschen Volkes, über Rousseau und Macchiavell u. s. w. bekannt. Zuweilen fand sich dort auch Alexander Weil ein, der elsässische Dorfnovellist, damals Mitredakteur des „Corsaire Satan" und journalruhmgekrönter Autor des „deutschen Bauernkrieges." Im März kam Alfred Meißner, der Sänger des „Zizka," und faßte in dem gegenüberliegenden Hôtel garni gleich auf Monate Posto. Dann quartirte sich Heinrich Laube in jenen Bienenstock ein, und ihn ersetzte zuletzt Moritz Hartmann. In darauffolgender Zeit mögen wohl noch andere deutsche Poeten in jenem Hôtel Violet abgestiegen sein — ich weiß nichts davon, denn als ich das Jahr darauf wieder von London nach Paris kam, reichten die wenigen Tage Aufenthalt nicht mehr dazu aus, mich nach jenem Stadtquartiere zu verlieren. Schade übrigens, daß Mr. Violet nicht ein Fremdenbuch auflegte, es konnte sich

vielleicht messen mit jenem, welches der Stolz der Wirthsfamilie Hemley im „Erbprinzen" zu Weimar ist.

Genug, Venedey sagte eines Tages zu mir: „Sie sollten doch auch Heine aufsuchen; er wohnt gleich nebenan in der Hauptstraße des Faubourg. — „Wie sollte ich denn," meinte ich, „wenn ich keine Empfehlung an ihn habe? Und zudem höre ich ja, daß er äußerst elend und krank ist, und absolut Niemanden empfängt." — „Glauben Sie das nicht," erwiderte Venedey, „gehen Sie nur hin und sagen Sie, ich schicke Sie." — Trotzdem ging ich aber nicht zu Heine. Einige Tage darnach rief mich Venedey vom Fenster aus zu sich hinauf und sagte: „Ich erwähnte Ihrer gegen Heine er wünscht es direkt, Sie zu sprechen; Sie können ihm vielleicht in einer Sache einen kleinen Dienst erweisen." Es war noch ziemlich früh des Vormittags, und ich eben im Begriffe auszugehen. Ich ließ mir also die Wohnung des deutschen Dichters näher bezeichnen, suchte und fand das Haus, und kroch eine rückwärtige Stiege drei Treppen hoch empor. Auf mein Schellen öffnete eine verdrießliche Magd, und auf meine Frage im schlechten Französisch nach ihrem Herrn wies sie nach der letzten Thüre eines schmalen Ganges und verschwand wortlos in der Küche. Ich tappte auf jene Thür los und öffnete sie. Es war eine hübsche, viereckige Stube, am Fenster ein Schreibtisch, rechts eine Cheminée mit davorstehenden Armstühlen, an der Thüre ein Bett, links eine Verbindungsthüre nach den übrigen Zimmern. Das Bett schien eben verlassen, Weißwäsche lag auf den Möbeln und rings auf dem Boden umher, und mitten in der Stube stand im bloßen Hemde ein nicht sehr großer, elend und krank aussehender, abgemagerter Mann, der

obendrein blind zu sein schien, denn er segelte mit den Armen in der Luft umher, als wollte er eine Stütze suchen. Er sah aber doch oder hörte es vielleicht, daß die Thüre aufging und eine Gestalt auf der Schwelle stand, denn er kehrte sich plötzlich mir zu, agirte heftig und abweisend, fluchte mit großer Geläufigkeit und schrie französisch und deutsch, je nachdem es ihm in den Mund kam: „Wer ist da? Teufel! Was wollen Sie denn? Ist keine Magd da draußen? Sagte ich nicht, daß Niemand vorgelassen werden solle? Henriette! Henriette! Sind Sie Franzose? Sind Sie ein Deutscher? Ich bitte, lassen Sie mich allein, ich nehme keine Besuche an.“ Und so ging's weiter, und dabei suchte der Mann augenscheinlich seine Hose oder Stiefeln. Ich konnte nicht schnell zu Worte kommen, blieb aber sehr phlegmatisch, langte bloß nach den am Stuhle liegenden Kleidern, und indem ich sie Heine darreichte und ihm half sich ankleiden, was er willig geschehen ließ, sagte ich ihm ruhig, wer ich sei, und wer mich zu ihm geschickt. — „Ach, das ist etwas anderes,“ meinte er, „verzeihen Sie meine Heftigkeit, aber ich werde so schrecklich von höchst unangenehmen Besuchen überlaufen, und wenn meine Frau nicht zu Hause ist — sie ging heute früh schon aus — so läßt mir diese Kreatur, diese Henriette, alle Leute in die Stube laufen. Also sprechen wir, aber kurz, denn ich fühle mich heute gerade wieder sehr übel, und das viele Sprechen ruinirt mich vollends.

Ich hatte nun das Glück, Heine einen an sich unbedeutenden, ihm aber sehr am Herzen liegenden Dienst zu erweisen; als wir darüber einig waren, wollte ich mich erheben. Heine hielt mich zurück. „Jetzt plaudern wir

ein bischen, aber nicht lange, denn ich muß Sie wirklich bald fortschicken, jedoch kommen Sie um so bälder wieder. Sie sind also Ungar? Ich hatte unter Ihren Landsleuten einen sehr lieben Freund, Graf Aurel Dessewffy*), der mich oft hier in Paris besuchte. Er soll daheim ein großer Mann geworden sein, und wie ich höre, ist er bereits gestorben. Und dann kenne ich auch Franz Lißt, den genialsten Menschen, den ich je kennen gelernt, den aber die Pariser Welt etwas verdorben und verzerrt hat und verschiedene Bekanntschaften, die mir nicht zusagen, daher ich ihn auch schon lange nicht sah. In Lißt ist aber ein ganz anderer Kern als in Meyerbeer" — und nun erzählte mir Heine, als hätte ich durch vertrautesten Umgang schon längst das Recht, seine Geheimnisse anzuhören, allerlei Dinge, die als einseitige Klage öffentlich nicht wiederholt werden können. Plötzlich meinte er jedoch: „Jetzt müssen Sie aber gehen," wozu ich denn auch bereit war, doch ließ er mich trotzdem nicht fort, sondern führte mich in die Zimmer seiner Frau, zeigte mir mit vielem Wohlgefallen allerlei chinesische Nippes, die er ihr gekauft und fing sehr warm von seiner Frau zu plaudern an. „Haben Sie schon eine ächte Pariser Grisette geseh'n? Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu

---

*) Graf Aurel, Bruder des Grafen Marzell und des Grafen Emil, letzterer gegenwärtig Präsident der ungrischen Akademie, war einer der geistreichsten politischen Publizisten Ungarns, Redakteur des „Hirádo," Landtagsredner, heftiger Gegner Kossuth's, starb 1841. Seine gesammelten kleineren Schriften erschienen 1843 bei Heckenast in 3 Bänden, sowohl im Original, wie in deutscher Uebersetzung.

und ehrlich? — Sie müssen da durchaus keinen deutschen Begriff mit in das Bild mischen, sonst beschmutzen Sie es, — sie ist nicht leidenschaftlich, aber auch nicht sentimental; sie ist durch und durch gut, keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben nur eine Französin sein kann. Ich genire sie nun auch nie; sie kann gehen und kommen, wie sie will; sie bleibt oft den ganzen Tag aus, besonders des Sommers, und dann ist sie wieder tagelang wie ein Engel um mich." Mitten in dieser Apotheose trat die Gepriesene plötzlich selbst zur Thüre herein; es war ein gegenseitiges, heiteres, ruhiges Begrüßen zwischen Mann und Weib, und als ich der schmucken Brunette vorgestellt wurde, lächelten ihre funkelnden Augen und ihre weißen Zähne mich an, und sie begoß mich mit einer Douche jener landläufigen, französischen Phrasen, welche die Pariserinnen so dampfkraftgeläufig von sich schnalzen, daß unser Einer nichts zu antworten weiß, sondern nur verblüfft darein zu schauen vermag. Jetzt fiel es Heine bei, in der dritten Stube etwas zu suchen, und kaum war ich mit seiner Frau allein, als diese mich mit einer konversationellen, schnellenden Heftigkeit, welche eigentlich keine Antwort voraussetzt, fragte, ob ich von Henri schon Gedichte gelesen? Man sagt, er schreibe solche auch im Deutschen, Schade, daß sie diese Sprache nicht verstehe, aber man habe sie versichert, ihr Mann sein un grand poëte allemand; n'est-ce pas, Monsieur? Ob ich deutsch verstünde? Und als ich dies bejahte, zeigte sie mir ein Album, in welches Heine einige französische und auch deutsche Gedichte an sie geschrieben; sie ließ mich aber nur einige Blätter lesen, die übrigen weigerte sie sich schalkhaft mir zu zeigen. Als Heine hustend,

keuchend und schleichend wieder gekommen war, wollte ich denn doch für diesmal geh'n; er meinte aber nein, nun möge ich erst recht bleiben, er fühle sich besser, das Reden habe ihn leichter gemacht. Und er ließ sich von mir in seine vordere Stube geleiten, und wir setzten uns zum Kamin. Hier fiel das volle Tageslicht auf ihn und ich betrachtete ihn eine Weile aufmerksam. Der Schädel war oval, das Haar fahlblond oder besser fahllichtbraun, doch schon stark untermischt mit Strichen grauen Haares, Streifen, wie sie bei allen Leuten vorkommen, welche starke körperliche Leiden zu ertragen haben. Das eine Auge schien völlig geschlossen, das andere schwamm im Wasser und schien wenig Sehvermögen zu haben, die Lippen, fein und schmal, zitterten oft, wie von inneren Schmerzen. Den einen Arm konnte er kaum bewegen, und strich ihn meist mit dem andern, überhaupt fast alle seine Glieder, besonders in den Zwischenpausen des Gespräches. Am schwersten und ärgsten ging ihm das Aufstehen und Niedersetzen, er ächzte und verzog das Gesicht dabei, und nahm gerne fremde Hilfe in Anspruch, um diese Bewegungen behutsam zu vollführen. Von allen Porträts Heine's glich ihm jenes, das vor dem von Wienbarg herausgegebenen Jahrbuche, im Verlage Campe's als Titelkupfer steht, damals noch am meisten; das jüngst erschienene lithographirte zeigt einen Kopf, der meiner Erinnerung völlig fremd ist, und mir vor Allem zu jugendlich vorkommt. Wir schwatzten nun, vor dem Kamine sitzend, noch allerlei Dinge, auf deren Details ich mich nicht mehr entsinne. Nur weiß ich, daß ich ihm sagte, wie ich die Gebrüder Frizzoni in Bergamo kennen gelernt, und allerlei Näheres über Platen erfahren, und endlich fragte ich ihn:

„Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an ihrem Hohn gestorben?“ — „Ei freilich,“ meinte Heine, „halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten, er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinn bestand, in einem mathematischen Sinn für Musik.“ — „Weßhalb thaten Sie ihm aber mit so vollem Bewußtsein Unrecht?“ „Ja, sehen Sie,“ erwiderte Heine und lächelte faunisch, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte ich voraus, und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze spazieren, das hab' ich selbst gesehn. Auch“ — hier stockte Heine etwas — „war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne, er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn dann einen . . . und endlich erstach er sich, wie ein Scorpion.“ Als ich zufällig meines früheren Aufenthaltes bei Heinrich Zschokke in Aarau erwähnte, und daß ich dort Herwegh flüchtig gesehn, griff Heine schnell das

Thema auf: „Er hat mich auch besucht, dieser Herwegh, und gethan wie ein großer Dichter, der einen Kollegen zweiten Ranges einiger Worte würdigt; den ließ ich aber schön anlaufen, wie alle diese Größen, die nach mir kommen, denn ich bleibe doch ein Gott unter diesen Menschen, ich bin doch der Heine, den man sogar in's Japanesische und Malayische übersetzte, — so sagte mir wenigstens Mr.*** unlängst auf der Bibliothek — und Herwegh hatte nur ein gewisses Pfündchen, was er sehr hübsch geprägt verausgabte und nun ist er leer und arm, ein heruntergekommener Verschwender. Sie werden sehen, er bleibt nun ewig stumm, und wird bloß von seinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poët, mit einem solch' verbitterten Gesichte, hat nicht viel Verstand, es weist dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin.“

Von nun an kam ich öfter zu Heine; er gewöhnte sich sehr an mich, ich mußte ihm stundenlang vorlesen, auch ließ er manche der empfangenen Briefe sich durch mich lesen, und wir schwatzten Manches, was mir theils doch nicht mehr erinnerlich, theils den engbemessenen Raum dieser kurzen Skizze überschreiten würde, zum größten Theile aber auch nicht wohl der Oeffentlichkeit angehört. Denn Heine hatte den eigenthümlichen, bei solchen Kranken vielleicht natürlichen Zug, gar stark mit seinen physischen Kräften zu bramarbasiren, in der festen Voraussetzung, der Zuhörende glaube an all das Abnorme seiner intimen, meist sehr losen Beichten. Er blieb aber auch hierbei nie, wie man zu sagen pflegt, bei der Stange, sondern sein Interesse an den Gesprächsgegenständen wechselte kaleidoskopartig. Mit großer Wärme sprach er stets von den Orleans, daß er gerade um zehn Jahre (?) jünger als

Louis Philipp sei, und daß es die Welt nicht wisse, welch' einen wackeren König man an ihm habe. Er machte durchaus kein Hehl daraus, daß ihm die Juliregierung Unterstützung gebe, ja er pochte darauf als ein Zeichen, wie man in Frankreich sogar den fremden Schriftsteller zu achten wisse, während man in Deutschland den Landsmann zu Grunde gehen lasse. Wiederholt sprach er von der Idee, wieder einmal nach Wien zu kommen, wenn nur Gentz noch leben würde. Dann machte er sich sehr lustig über die Aengstlichkeit, welche Preußen bewiesen, als er unlängst den Wunsch gezeigt, Deutschland nochmals zu besuchen. Und derlei Dinge mehr, die im Nachmärz kaum mehr von Interesse sein dürften.

Eines Tages, es war ein fürchterliches Schneegestöber, wollte ich im Lesekabinet in der Gallerie Montpensier des Palais Royal Zuflucht suchen, als ich an den Fensterscheiben der Thüre Jemand herumtappen und nach der Klinke langen sah, und zu meinem nicht geringen Schrecken Heine erkannte. Ich machte ihm heftige Vorwürfe über die Unart, bei solchem Wetter auszugehen, und er ließ sich, gemüthlich es zugebend, wie ein Kind ausschelten, sich nur damit entschuldigend, daß er schon einige Tage daheim ganz allein gesessen und die monotone Einsamkeit nicht habe aushalten können. Ich las ihm nun auf Verlangen einige Journale vor, und dann holte ich einen Fiaker, um ihn nach Hause zu bringen. Bis ich einen Wagen erlangte, blieb er in der Passage des Theaters Français stehn, und als ich athemlos zurückkam, fand ich ihn mit einigen Grisetten im hellsten Gelächter begriffen. Er machte sehr geistreiche Bonmots, und die Damen nannten ihn: „Mr. Ciné."

Besonders wenn ich des Abends bei Heine war, und er bereits zu Bette lag, sprach ich mit ihm auch über die ungrische Literatur, und als ich ihm gesprächsweise nach und nach ein Bild unseres Landes wie unserer Geschichte und unseres Volkes beibrachte, schien er sehr viel Interesse daran zu nehmen und erklärte, durchaus noch keine so deutliche Vorstellung von Ungarn gehabt zu haben. Hauptsächlich suchte ich ihn auf Petöfi aufmerksam zu machen und las ihm, da ich damals selbst noch keine Uebersetzung versucht, die Uebersetzung von A. Dux vor. Petöfi gefiel ihm ausnehmend, er ließ sich manches Gedicht mehrere Tage hintereinander vorlesen, und als ich ihm mündlich aus der Originalausgabe, die ich auf meinen Reisen stets bei mir führte, noch andere Gedichte Wort für Wort übersetzte, spornte er mich an, die Uebertragung dieses Dichters für mich selbst zur Lebensaufgabe zu wählen. „Sie müssen aber früher,“ meinte er, „sich völlig equilibristisch in Handhabung der Sprache und der Metrik ausgebildet haben, damit immer gleich der Nagel auf den Kopf getroffen werde, denn Uebersetzungen haben nur dann einen Werth und Befeuchtungsfähigkeit in fremden Literaturen, wenn sie mit der formellen Ueberzeugungskraft des Originals wirken.

Als ich 1849 durch Vermittlung Alfred Meißner's meine jetzt gänzlich verwerfliche und hoffentlich bald durch eine neue Bearbeitung glücklicher ersetzte Uebertragung der Gedichte Petöfi's, 370 S. stark, in Frankfurt herausgab und sie Heine widmete, bekam ich plötzlich, mitten in den politischen Wirren jenes unglücklichen Jahres kaum solche Aufmerksamkeit erwartend, einen herzlichen und warmen, eigenhändig von Heine geschriebenen Brief, dessen

ganzer Inhalt vielleicht erst in späterer Zeit mittheilbar sein wird. Ueber Petöfi hieß es darin: „Sie haben mir viele Freude durch das Buch gemacht .... Petöfi ist ein Dichter, dem nur Burns und Béranger zu vergleichen, eine Natur, so überraschend gesund und primitiv inmitten einer Gesellschaft voll krankhafter und Reflexionsalluren, daß ich ihm in Deutschland nichts an die Seite zu setzen wüßte; ich selbst habe nur einige solche Naturlaute; dagegen scheint mir sein Geist nicht eben sehr tief und ihm jener Hamletzug ganz zu fehlen, zu seinem und seiner Nation Glück! — Daß meine persönliche Zuneigung zu Ihnen nicht geschwächt, mag Ihnen der schlagendste Beweis sein, indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tische liegen und das eine noch halbbrauchbare Auge mit der Linken geöffnet halten muß. Also verzeihen Sie die wenigen Zeilen und kommen Sie lieber selbst wieder nach Paris; nach Ungarn werden Sie ohnehin nicht können."

Heine's Handschrift ist eine deutliche, langgezogene, runde und sichere kaufmännische, auffallend jener Freiliggraths ähnlich.

In Paris traf ich einmal mit der Fürstin Belgiojoso in irgend einem Salon zusammen. Unter andern Gesprächen kamen wir auch auf Heine. „Pfui," sagte die Fürstin, „sprechen Sie mir nicht von diesem Mörder!" — „Sie meinen dies wohl in literarischer Beziehung?" — „Nein, rein ganz in Wirklichkeit. Wissen Sie nicht, daß Heine den lieben, süßen Bellini umgebracht? Denken Sie sich nur, so oft er des armen Italieners habhaft werden konnte, sagte er ihm mit unausstehlicher Zudring-

lichkeit, daß der Maester so übel aussehe, daß er gewiß früh sterben werde, und sich doch besser bewahren möge. Er brachte Bellini einst selbst zum Weinen, und der Italiener konnte die Sterbegedanken nicht mehr los werden, und so starb er — Heine hat ihn umgebracht!

Doch ich muß schließen, denn derlei kleine Züge wüßte ich viel zu viel für den Raum dieses Aufsatzes und alle mögen nicht Jedermann interessant erscheinen. Nur noch zwei derselben will ich anführen. Eines Tages gingen mir allerlei Hoffnungen in Paris zu Grunde, und ich klagte gegen Heine bitterlich. Er sagte plötzlich: „Da kann ich Ihnen weder mit Rath noch That helfen, denn ich bin ein Sterbender und kann mich für mich selbst kaum mehr verwenden. Aber brauchen Sie Geld, so kann ich Ihnen einiges, aber leider auch nicht viel geben." Ich deprecirte heftig. „Nun, nur keine Zartgefühlsamkeit, ich mache mir durchaus nichts aus dem Geld, gebe Jedem, der zu mir verlangen kommt, oder auch nur dessen bedürftig zu sein scheint, denn ich war stets auch im Nehmen so; ich habe mehr Schulden und ohne Bedenken gemacht, als ich mich wohl entsinnen kann, und wenn ich dann selbst einiges Entbehrbares habe, so sehe ich es so recht als eine Sühne an, wenn mich Einer anpumpt; das thut mir gar wohl." Leider hätte ich damals einer größeren Macht als des Geldes bedurft, somit blieb ich gegen Heine ohne jede Verpflichtung.

Im April 1847 mußte ich nach London. Ich ging Nachmittags zu dem mir auch menschlich so lieb gewordenen großen Dichter und blieb bis zur Dämmerung. Er lag zu Bette und es durfte kein Licht angezündet

werden. Wir sprachen von Vielerlei, unter Anderem auch von Lenau, und dann von Alfred Meißner, welch' letzterer eben damals sehr oft zu Heine kam. Dieser hielt Meißner sehr hoch sowohl als Menschen, wie als Dichter, doch minder gute Ansichten hatte er von dem poetischen Talente Hartmann's.

Als ich, tief bewegt im Herzen, Abschied nahm, hielt mich Heine eine Weile fest bei der Hand, dann sagte er: „Seien Sie nicht traurig; können Sie nicht sobald wieder nach Paris kommen, so sei es nach Jahren, und dann sehen wir uns doch wieder; denn ich werde noch lange leben, länger als mir und meinen Krankenpflegern vielleicht lieb ist, aber solche Uebel tödten nur allmählig, und zudem muß ich ja Buße thun. Adieu! Grüßen Sie mir Petöfi."

Als ich umflorten Auges langsam die Treppe hinabging, begegnete ich Heinrich Laube.

Nachtrag.

Wien, 10. Febr. 1859.

Vorstehende Skizze erschien zuerst in Nr. 43. der „Ost-Deutschen Post" in Wien, vom 21. Februar 1856 abgedruckt. Zweiundvierzig deutsche und fremde Journale druckten den Artikel nach, und die „Allgemeine Zeitung" machte in der „Beilage zu Nr. 65" vom 5. März 1856 zu der Notiz über Platen die Bemerkung: „An Heine's Hohn ist Platen denn doch nicht gestorben, und wenn Heine die griechische Poesie gemüthlos fand, weil sie des romantischen Gemüths entbehrt, so hat er sie wohl nur wenig gekannt. Das Geschichtchen von der Selbstbekränzung — aber nicht mit Lorbeer, sondern mit gewöhnlichem deutschen Waldlaub, — fällt in Platen's Studentenzeit in Würzburg, wo er Johann Jakob Wagner hörte. Auf Heines Klage über Arroganz das alte Wort: „Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?"

Seitdem erschienen schon einige Schriften über Heine von Alfred Meißner, von Schmidt-Weißenfels und Friedrich Steinmann; in letztgenannter soll, wie ich höre, mein Artikel auch wörtlichen Abdruck gefunden haben.

Sehr merkwürdig ist Heine's Verhältniß zur ungrischen Literatur. Auch darüber veröffentlichte ich in Nr. 74 der „Ost-Deutschen Post" vom 29. März 1856 einen Aufsatz, und zwar nachstehenden:

Heine in der ungrischen Literatur.

Wenn ich in diesen Blättern einige Züge aus dem persönlichen Verkehr mit dem größten Dichter der Epigonenzeit deutscher Literatur mittheilte, so geschah es in der Absicht, alle Jene, welche in dieser Beziehung mehr und Eingehenderes wissen — und ich könnte Namen nennen — anzuregen, gleich offen und absichtslos sich auszusprechen. Für den einstigen literärischen Skulpturisten, welcher es unternehmen wird, ein Gesammtbild dieser interessanten, mit ihrer Zeit und unseren Gesellschaftszuständen so enge verwachsenen Erscheinung zu entwerfen, sind sogar die unbedeutendsten Züge zur Charakterisirung nicht werthlos, und für die, welche den Sänger der Loreley sympathisch lieben, verliert sein in ihrer Phantasie ideal lebendes Bild nichts, wenn sie den Dichter auch im Schlafrock oder Frack erblicken; es dürfte nur beitragen, ihn uns menschlich näher zu rücken und der wundersamen Blumenkrone seines Geistes eine naturgemäße Erklärung zu geben, sehen wir zugleich auch ihren Zusammenhang mit dem Stengel und ihren Halt im reellen Boden durch ihre ungleich weniger gefallsamen Wurzeln, im Gegensatz zur Blüthe.

Noch wichtiger jedoch ist es, um einer geistigen Größe voll gerecht zu werden und zugleich, um das allgemeine Verbreitungsgesetz der Ideen in der Weltliteratur immer deutlicher in ihren Ursachen und Wirkungen überschen zu können, daß, wie bei fachwissenschaftlichen Calculs, alle einzelnen, scheinbar an sich noch so unwichtigen Beobachtungen eingeliefert werden und ihre Notirung finden mögen.

Wenn wir die ungrische Poesie — eine noch viel zu wenig, selbst nicht in ihrer Heimat gekannte, üppigreiche Blüthenstaude — in den fünfhundertjährigen Perioden ihrer steten Wandlungen übersichtlich verfolgen und besondere Acht auf die fremden Samenstaubanwehungen nehmen, welche oft den ganzen Charakter der Originalpflanze zu verändern drohten, so bemerken wir, so weit unsere Kenntniß zurückreicht, zuerst den auffallenden Einfluß des wales'schen Sagenkreises auf die ungrische Volkspoesie im fünfzehnten Jahrhundert, also zwei Jahrhunderte später, als dieser Einfluß im übrigen Europa herrschte. Mit Erlöschen der sogenannten „Chronisten" und Auftreten der Kunstdichter vom Fache dann, im sechzehnten Jahrhundert, macht sich der Einfluß der Römer und besonders der Italiener breit; im siebzehnten Jahrhundert herrscht plötzlich, langdauernd und fast knechtend, die Imitation der französischen Klassik vor; unser Jahrhundert endlich begann in der ungrischen Poesie mit dem nachhaltigsten Einfluße der deutschen und englischen Literaturheroen, und die allerneueste Schule der letzten zehn Jahre ist nur durch zwei fremde Dichter, durch diese aber unglaublich tief und wohlthuend beeinflußt, durch Béranger und Heine.

Gilt es, für alle diese Perioden einzelne, diese Thatsachen am stärksten repräsentirende Namen zu nennen, so führe ich die „Reimchronisten" von 1430—1550 an, über 200 Namen, dann Zrinyi und Listi, später Bessenyei, darnach Kazinczy, Kölcsey, bis zu Vörösmarty, und endlich Alexander Petöfi, den vielleicht einzigen, wirklichen Dichter Ungarns.

Béranger und Heine sind wenig im Ungrischen selbst

übersetzt vorhanden, was bei einer Nation, die neben ihrer Muttersprache auch deutsch und französich fast gleich geläufig versteht, keiner weiteren Erklärung bedarf, ist es ja eben so mit Schiller und Goethe, die doch auf unserem Parnaße so eingebürgert sind. Aber wenn bei Petöfi, diesem so durch und durch wunderbar originellen Geiste, überhaupt von einem nicht-ungarischen Einfluße die Rede sein kann, und der Einfluß geht nirgends so weit, daß er Reminiszenz genannt werden könnte, so läßt sich formell nur vom Einflusse Béranger's, durch Annahme der Chansonform, und geistig von jenem Heine's sprechen, in Bezug auf das kapriziöse Abbiegen der Spitzen lyrischer Stimmungen. Doch die weitergehenden Unarten Heine'scher Muse nahm Petöfi nie, auch nicht im leisesten an, denn er war eine burschikos ausgelassene, wildhumoristische Natur, aber bis zur Sprödigkeit herbe, sprödkeusch. In seinen mehr denn 4000 Gedichten kommt auch nicht ein Zug von Frivolität vor, so tiefliebeathmend sie sonst sind. Seine Nachfolger und Manieristen — eine Legion! — „heineïsiren" schon mehr.

Nun ist es aber, besonders im Gegensatze, höchst merkwürdig, daß in der ihrer Naturanlage nach aristokratischen ungrischen Nation gerade so scheinbar demokratische Geister wie Béranger und Heine zu solchem Einflusse gelangen konnten, während der formell aristokratischeste Dichter der Neuzeit, Byron, in Ungarn fast kaum gekannt ist, desto mehr aber einen nicht stark genug anzuschlagenden Einfluß in der russischen Literatur gewann. Die Ursache beider entgegengesetzten Wirkungen scheint mir eine einfache, ich machte bereits früher einmal meinen

sehr geehrten Freund Friedrich Bodenstedt hierauf aufmerksam.

Eben weil die ungrische Nationalkultur von jeher eine durch und durch aristokratische war — und nur durch diese Exklusivität konnte sich diese kleine Nation bis in unsere Zeit herüber erhalten — mußte der Bildungsgang der Nation, sobald sie in den Kreis der allgemeinen geistigen Menschheitsströmung gezogen wurde, nothwendig zu einer Demokratisirung hindrängen, die dann auch im politischen Leben, bis knapp vor der Revolution, ihre wohlthätigste Wirkung durch Emanzipation und Heranziehung der nichtpriviligirten, in der Majorität sich vorfindenden Klassen bethätigte. Umgekehrt in Rußland, das mit seiner absoluten Regierungsform, durch die gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Bewohner, den wie in sozialistischen Systemen organisirten Bauernstand, eine fast tonangebende Bureaukratie und den gänzlichen Mangel eines Geburtsadels im mitteleuropäischen Begriffe einem Dichter wie Byron bewundernde und begeisterte Verehrer gewähren mußte. Da konnte kaum ein Poet mehr imponiren, als derjenige, welcher zugleich mit der Feinheit des Vortrages und äußerer Glätte einen innern tiefen Schmerz in sich trug, der eigentlich der Unzufriedenheit mit den ihn umgebenden Verhältnissen entsprang, aber zu heilig oder zu gefährlich war, ihn offen auszusprechen, und daher nur in wunderbar treffenden Andeutungen seinen farbenschillernden Ausdruck fand. Gab es für einen Russen, der von tausend Unzufriedenheiten sich gedrückt fühlt, ohne es für klug zu finden, oder an eine Reformmöglichkeit durch offenes Aussprechen dieses Schmerzes zu glauben, und der anderntheils nur durch möglichst nobles „Inter-

essantsein“ in der überfirnißten Gesellschaft seiner Nation ein Fortkommen hat, — gab es für einen solchen ein reizenderes und imponirenderes Ideal, als den edlen und stolzen Lord? Und entgegengesetzt, in einem Lande, wo plötzlich der Edelmann eine Bravour darein setzte, dem Bauer recht derb die Hand zu drücken und mit ihm die Kleider zu tauschen, wo die Intelligenz bald ersah, daß sie von der andrängenden Civilisation verschlungen werden dürfte, wenn sie nicht die einst edle, doch nach und nach sie zum Don Ranudo de Colobrades herabbringende Exklusivität rasch aufgebe, wo alle Theile der Gesellschaft nach allen Richtungen zu Oeffentlichkeit, Gleichheit, Gleichberechtigung drängten, — war es da nicht natürlich, daß Béranger und Heine Einfluß gewannen, um so mehr, als sie neben ihrer reformatorischen Natur eine tiefpoetische hatten?

Einzelne Lieder Heine's übersetzten in's Ungrische am besten Pap Endre, Kerenyi Trignes, Szemere Miklos, Dobsa Lajos, Szaß Karoly, Sükei Karoly und Gyulai Pál. Am populärsten wurde: „Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu.“ Die Prosa Heine's kennt man dagegen in echt ungrischen Kreisen kaum, denen viele ihrer Bezügnisse natürlich auch unverständlich wären.

Mögen diese kurzen Bemerkungen nunmehr auch von anderen Seiten und Standpunkten aus welche hervorrufen.

Georg Hellmesberger.

Geb. 1829. Gest. 1852.

„Ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος."

Trotz allen sonstigen Elends boten doch die Tage während einjährigen Aufenthaltes in London manchen erquickenden Silberblick.

Oftmal fing schon der Morgen gut an, und ließ die folgenden Sorgen und Mühen leichter ertragen, nahm ich das Frühstück am Tische des gastlichen Sir John Bowring ein, seinen interessanten und belehrenden Schilderungen zuhörend, oder seiner liebenswürdigen Familie von Ungarn erzählend. Sir John Bowring, der berühmte Polyglotte, der poetische Uebersetzer aus etwa dreißig, vor ihm in England weniger bekannten Sprachen und Literaturen, hatte auch meine heimatliche berücksichtigt, und ihr durch sein Buch „Poetry of Magyars" (London 1832) einen wesentlicheren und wirksameren Dienst erwiesen, als vielleicht alle anderen bisherigen Uebersetzer ungrischer Dichtung. Die Pester Akademie ernannte ihn natürlich und pflichtgemäß sogleich zum Ehrenmitgliede, sowohl weil er diese Anerkennung verdiente, wie nicht minder, weil damals die Auswahl nicht schwer war, und vielleicht auch, weil ein Ausländer sich solche Verdienste erwarb, denn ohne Zweifel bei Inländern sind sie bloße Schuldigkeit. Aber 1847 hatte Sir John schon

lange alle Belletristik aufgegeben, er war „Member of Parliament,“ und in politischer Laufbahn, die ihn denn auch 1853 nach Hongkong führte, wo er bis jetzt als „Governor of British-China“ residirt. Er vergaß jedoch auch in so hoher Stellung seiner ärmlich, doch redlich ringenden Freunde nicht, nimmt noch jetzt lebhaften Antheil an unseren literärischen wie sonstigen Bestrebnissen und beehrte mich aus so weiter Ferne durch Aufrechthaltung einer wohlwollenden und anregenden Korrespondenz.

Uebrigens, ich wollte in diesen Blättern eigentlich von einem anderen Freunde sprechen, der leider schon zu den Dahingeschiedenen zählt! — Außer im Hause Bowring's hatte ich nur noch in einigen englischen, bei Bulwer's, Butler's, Jon's, Anderson's u. s. w. Zutritt, dagegen trieb ich mich viel in deutschen Kreisen umher. Freiligrath besuchte ich mehrmal auf seinem Bureau bei „Huth & Comp.,“ und nach meiner Attake mit dem Herzoge Karl von Braunschweig verkehrte ich auch öfter in den zwei oder drei geschlossenen deutschen Gesellschaften. Zumeist brachte ich übrigens meine Zeit in der Bibliothek des „British Museum“ zu, wohin mich ebenfalls Bowring empfohlen hatte, und inventirte alle auf Ungarn irgendwie bezüglichen Bücher, Schriften und Dokumente. Leider, daß mir auch diese kostbaren Notizen verloren gingen. Nach gethaner Arbeit besuchte ich dann entweder den ungrischen Handwerkerverein, oder die einzelnen Theater, sah mir Macready oder Miß Julie Kemble im Prinzeß-, Farren im Haymarket-, Phelps im Sadler Wells- oder die Farcen im Strand-Theater an, oder ich zog es vor, auf dem Rasen des Jamesparkes mit tausenden von Kindern umherzuspielen, oder auch öffentlich rauchend, spa-

zieren zu gehen, und mich von der Straßenjugend, dem sweet mob und den Priesterinnen der Venus vulgivaga darob insultiren zu lassen.

Der glücklichste Zufall führte mich aber eines Tages mit meinem Landsmann Gustav Hölzl, k. k. Hofopernsänger aus Wien, zusammen. Der ewig witzige und gutmüthige Buffo, Liedersänger und Komponist, führte mich sogleich nach Golden-Square zu seiner Frau, der liebenswürdigen und geistanregenden Schwester des bekannten Reisenden Fritz Gerstäcker. Und nun war ich mittendrein in artistischen Wirbeln. Die hohe „Season" florirte eben; allerorten gab's Konzerte und Vorträge italienischer und deutscher Künstler. Hier sang die knabenhaft aussehende dicke Alboni schmetternden Alt, dort die Zerr oder die Lind Koloraturen oder schwedische Lieder. Und bei Hölzl sprach Jedermann vor; da fand ich Staudigl, der stets seine Gedanken nicht bei der Musik, sondern bei der Medizin oder beim Schach oder Billard hatte; oder Freund Pischek, der in Monstrekonzerten in Liverpool und Manchester gleich 20 Lieder in einer Tour sang; oder den ewig rührigen, geschäftlerischen Musikalienhändler, Gentleman und Orchesterdirektor Julien; oder meinen Landsmann Wolf, alias Farkas, der so behutsam mit seiner schönen, doch bald aus der Farbe gehenden Tenorstimme manipulirte; und dann gingen wir wieder einmal in „Her Majesty Theatre," wo „Robert" mit der Lind, mit Staudigl und Roger gegeben wurde, oder nach Coventgarden in die „Italian Opera," wo die Grisi, die Damoreau, Mario und Lablache sangen, oder wir hörten im „Ancientconcert-Room" die Aufführung von Mendelsohn's „Elias" unter des Meisters Lei-

tung, oder auch, und zur Abwechslung gingen wir zu den „Aethiopian Serenaders“ in Aegyptien Hall in Piccadily, und ließen uns von den veritabelsten wollhaarigen Negern „Lucy Neel“ herabgurgeln und uns bis zum Davonlaufen mit ekelhaften gebleichten Thierknochen, welche Castagnetten ersetzten, einen Höllenspektakel vorklappern. Uebrigens was that's? das Originelle an der Sache verdiente wohl einige Aufmerksamkeit, man hört nicht so bald wieder echte Neger; also dachte ich in liebenswürdiger Unschuld, bis ich einmal diese Neger in ihrem Hause aufsuchte, — und die allergewöhnlichsten londoner Shopkeeper blondhaariger und weißhäutiger Raçe vorfand, welche blos aus „Geschäftsrücksichten“ sich allabendlich in des großen Jea Aldridge Landsleute verwandelten. „Mundus vult decipi, decipiatur ergo,“ sagte schon Benedikt XIV.

Von all den Künstlerbekanntschaften aus jenen dadurch glücklichen Tagen sagten mir besonders die beiden Violinvirtuosen, die Gebrüder Georg und Josef Hellmesberger aus Wien zu, welche eben damals glänzende Konzerte gaben, und die ich oft in ihrer Wohnung im Regentquadrant heimsuchte. Ich verstehe fachwissenschaftlich nicht viel von Musik, und kann mich einfach nur auf mein Gefühl verlassen. Uebrigens ich hatte besonders alle Meister der Geige gehört, Molique, Lipinsky, Mayseder, Ernst, Sivori, Ole Bull, Servais, die Milanollo, und in moderner Zeit Singer, Joachim, Bazzini u s. w., also mag mein Gehör immerhin etwas Routine im Unterscheiden erlangt haben. Genug, die Hellmesberger bezauberten mich damals. Diese zwei schlanken, schwarzaugigen jungen Männer, wie zwei frische Sprößlinge innig verschlungen aus einem Stamm heraus-

wachsend, sich in ihrem musikalischen Charakter so glücklich und harmonisch ergänzend, im reinsten Doppelstriche energisch Töne ausströmend — das war erquicklicher, als wenn man jetzt zwei wohldressirte Signorini's abgedroschene Virtuosenstücklein zimperlich herabmiauen und das Publikum doch enthusiastisch aufnasen hört: „Ils se croient profonds et ne sont que creux."

Wie sich die Zeiten ändern, wie das Wetter im April! Als ich nach langjähriger Abwesenheit vor einigen Jahren wieder nach Wien kam, und auf den lieben, guten, dicken, auch schon grau angesprenkelten Gusti Hölzl stieß, schrie er mitleidsvoll auf: „Wie sehen denn Sie aus? Sie gleichen ja jetzt total dem Kerzelweib bei St. Stefan! Wo kam denn Ihre bezaubernde Schönheit hin?" Ich erwiderte weinerlich: „Ja, denken Sie, lieber Gusti! mich haben seitdem die bösen Zigeuner ausgetauscht, und statt des langen Hübschlings den gräulichen Kerl zurückgelassen, den Sie jetzt vor sich sehen."

Und was war mit den Hellmesbergern geschehen? Der jüngere, Josef, spielt eine große Rolle, er hat sich eine ehrenwerthe Position erobert, ist Direktor des Konservatoriums, und trägt die Schleife der Ehrenlegion. Frankreich hatte ihn in's Schiedsrichteramt mitberufen, als zur Zeit der großen Ausstellung die Fortschritte des Instrumentenbaues geprüft wurden. Aber was ist's mit dem guten Georg? Den deckt längst die kühle Erde, und noch dazu die der Fremde.

Georg Hellmesberger, geb. 1829, ein Januarskind, ältester Sohn des weiland ersten Orchesterdirektors am k. k. Hofoperntheater in Wien, zeigte schon frühzeitig bildungsfähigsten Sinn für Musik. Er lernte vom Vater

die Violine und das Piano, und schon mit zwölf Jahren war er geeignet, bei Meister Rotter Generalbaß und Kompositionslehre zu studiren. Georg spielte dann mit seinem Bruder Josef in Konzerten, der Vater machte eine Rundreise mit ihnen durch Deutschland, und die ungemeinen Erfolge encouragirten sie 1847 nach England zu gehen. Georg erhielt 1850 einen Ruf als Kapellmeister nach Hannover, für dieselbe Stelle, die jetzt der Ungar Joachim einnimmt. Aber schon lag der Keim der Krankheit in dem Armen, und seiner Künstlernatur nach, als auch, indem es also bei all ähnlichen Kranken geht, gönnte er sich keine Rast; er gebrauchte wohl 1851 eine Molkenkur in Mähren, und fühlte sich ziemlich hergestellt, aber nach Hannover zurückgekehrt, wurde er zum k. Hofkapellmeister ernannt, und nun warf er sich in noch aufreibendere Thätigkeit. Seine Oper „Die beiden Königinnen" kam zur Aufführung und erntete großen Beifall. Jedoch der Tod langte neidisch nach dem Lorbeer, und der junge Komponist erlag ihm zu Hannover am 12. Nov. 1852. Sein reicher artistischer Nachlaß bestand in mehreren schon fertigen Opern, in Symfonien, Liedern und Violinpiezen, die hoffentlich sein Andenken auch in der Musikwelt frisch bewahren werden. — Börne sagt irgendwo: „Was ist das Leben? Ein Sprung über den Graben, der die Wiege vom Sarge trennt; ein Moment, zu kurz für die Freude, aber um sich den Hals zu brechen, lang genug." Uebrigens trösten wir uns mit Petöfi: „Das Leben ist ein langer Kampf mit wenig Frieden, der Tod aber kurzer Kampf und ewiger Friede!"

Karl Herloßsohn.

Geb 7. Sept. 1802. Gest. 10. Dezb. 1849.

„Man wants but little here below,
ner wants that little long."
Pope.

Im Sommer 1848 speiste ich einmal an der Table d'hôte im „Hôtel de Pologne" in Leipzig mit dem berühmten Sänger Formes, und wir pokulirten fleißig, als sich uns ein kleiner, nicht mehr junger, nicht sehr eleganter und offenbar ausgewachsener Mann beigesellte, den mir Formes als Dr. Herloßsohn vorstellte. Herloßsohn begrüßte mich doppelt freundlich als Landsmann, und nachdem wir den besten Theil des Nachmittags vertrunken hatten und wieder nüchtern geworden waren, ging ich mit dem Autor des „Ungar" in dessen Wohnung, zwei oder drei Treppen hoch, schief gegenüber dem Hôtel, und nicht gar sehr elegant eingerichtet. Wir zwei — Formes hatte andere Wege — unterhielten uns dann eine Weile mit Auskramen von Neuigkeiten, Nachfrage um gegenseitige Bekannte u. d. m., ohne eben in ein tieferes Gespräch zu gerathen, und trennten uns dann freundlich, ohne höheres Interesse aneinander genommen zu haben. Bei Eduard Maria Oettinger traf ich dann noch einmal flüchtig mit dem kleinen Herloßsohn zusammen. Trotz diesem kurzen Begegnen ist mir des Dichters habituelle Erscheinung noch klar gegenwärtig; auch er hatte, wie fast Alle der

gleichen Körperbeschaffenheit ein eigenthümlich melancholisch-lyrisches Gesicht, so etwas von einem Guido Reni-Kopf in's Alltägliche übersetzt, jene feinen Lippen und den tiefen Blick, und der so geistreiche als sarkastische Advokat Detmold aus Hannover — dessen kleine, so wenig gekannte Schriften voll der feinsten Persiflage zu der klassischen deutschen Literatur zu zählen sind, — erinnerte mich später ebenso an Herloßsohn, als auch der Dichter des „Mailüfterl," Anton Baron Klesheim.

Als ich 1850 wieder in Leipzig war, deckte bereits die kühle Erde den Sänger des Liedes „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen," und ich sprach nun öfter über ihn mit dem berühmten Philhellenen Justizrath Dr. Theodor Kind und mit Adolf Böttger. Denn in Leipzig war Herloßsohn seit lange eine stehende Figur der Lokalfragen, und noch heute spricht man von ihm, als von einem Faktor, der ausschließlich dem Leipziger Leben angehörte. Geboren zu Prag, nach vollendeten philosophischen Studien Hauslehrer, kam Herloßsohn 1826 nach Leipzig, das seine zweite Heimath wurde, und woselbst er auch starb. Er war wohl der erste Schriftsteller aus Oesterreich, der bei den damaligen heimischen Censurverhältnissen die Auswanderung begann, und später noch weitere Landsleute um sich versammelte, namentlich Karl Beck.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine ziemlich große, meist novellistische, wenn auch nicht eben epochemachende, immerhin aber bemerkenswerth. Die Leihbibliotheken wissen viel von manchem seiner Bücher zu erzählen, so von „Stefan Maly" (1828), dem „Venetianer" (1829), von „Hahn und Henne" (1830), den „Anatomischen

Leiden" und „Der Ungar" (1832), „Der letzte Taborit" (1834), „Scherben," und „Wallensteins erste Liebe" (1844), mehrere Bände „Zeit- und Lebensbilder" (1839—42) und „Böhmen 1414—1424" (1841), sodann seine Gedichte „Buch der Lieder," welche mehrere Auflagen erlebten und aus denen einzelne Chansons in Volksmund übergingen. 1841—42 publizirte er noch „Mein Wanderbuch," und „Fahrten und Abenteuer des Magister Gaudelius Enzian." Später erschienen: „Die Tochter des Piccolomini" und Arabella" (1846), „Die Mörder Wallensteins" (1847). 1830 gründete er die bekannte Zeitschrift „Komet," die bis 1848 bestand und kurze Zeit durch Rudolf Hirsch und Dr. R. Mettler redigirt wurde. 1831 ließ er das politisch-satyrische Taschenbuch „Mephistopheles" erscheinen, gab von 1834—1838 mit von der Lühe in 10 Bänden das „Damen-Conversationslexikon" heraus, und mit Hermann Marggraff und Robert Blum von 1836—42 in 6 Bänden das vielverbreitete „Theater-Lexikon." Die Leipziger erfreute er alljährig besonders durch die „Weihnachtsbilder," welche er im dortigen Tageblatte veröffentlichte.

Einer seiner langjährigen und treuesten Freunde war der Besitzer der Weinhalle, Friedrich Dähne, eine in Leipzig allgemein beliebte Persönlichkeit. Als ich ohnlängst einmal mit Freund Dähne Abends beim Glas im „Hôtel zu den vier Jahreszeiten" in München saß, und wir uns vielerlei Leipziger Bezügnisse erinnerten und von manchem Bekannten sprachen, da kam die Rede natürlich auch auf den guten Herloßsohn. Er war das rechte Prototyp eines vormärzlichen Literaten, liebenswürdig, witzig, gutmüthig, sehr gesellig, famoser Erzähler, bei ziem-

lichem Verdienst nie bei Geld, doch darüber ohne Sorgen, nicht trunk- und streitsüchtig, aber gerne, zumeist der Geselligkeit zuliebe, still und unter Freunden trinkend, früher auch verliebt, später nur mehr Sklave seiner Treue und der Gewohnheit. So lebte er, so starb er, und zwar im Jakobshospitale, da er alter Junggeselle war und allein im Leben stand. Seinem Sarge folgten Adolf Böttger, Theodor Drobisch, Eduard Kauffer, Friedrich Gleich, Dähne und andere Freunde. Lortzing dirigirte den Theaterchor, und Dr. med. Meißner sen. sprach die Grabrede.

An einem Sylvesterabend während seiner letzten Lebensjahre hatte er sich bis in die Nacht im Hôtel de Pologne und bei Dähne umhergetrieben und sich sehr gelangweilt, da wenig Gäste des Familienfestes wegen zugegen waren, und sich zuletzt aus Langweile halb einen Schlaf halb ein Räuschchen angetrunken. Als nun die Wirthschaften geschlossen werden mußten, hatte er doch noch keine Lust heimzugehen, es war ihm zu wenig ausgetobt; er schlenderte daher noch in die nasse Schneenacht hinein auf Gerathewohl, und kam zuletzt an eine verrufene ordinäre Proletariatskneipe, aus der mächtiger Lärm und Gezänke erscholl. Der überall bekannte Dichter und Humorist erblickte beim Eintritte eine zahlreiche, stark betrunkene, tobende Gesellschaft, die eben irgend ein Individuum arg durchbläute und im Zuge war, das Opfer zur Thüre hinaus zu schmeißen. Als man Herloßsohn ersah, hielt man mitten in der Keilerei inne, und begrüßte jauchzend und hurrahend den kleinen, auch nicht sehr nüchternen Volksliebling. Herloßsohn stellte sich auf einen der nächsten Stühle, um zu sprechen. Alles rief, er möge eine

Rede halten, doch puffte man dabei von neuem auf das arme Opfer los. Herloßsohn ersuchte um minutenlangen Einhalt und sprach dann: „Liebe Freunde und Bürger! In allen Familien des großen Leipzig herrscht heute ein Fest im engsten Kreise, Jedermann erhielt heute irgendein Geschenk, und sei es ein noch so unbedeutendes. Ihr Alle freut Euch mit Euren Frauen und Kindern, Brüdern und Freunden des Abends, und habt Euch gegenseitig irgendeine Freundschaft erwiesen, einander traktirt, beschenkt. Seht nun, Ihr Freunde und Mitbürger, einzig ich unter den Tausenden der Bewohner Leipzigs stehe allein und vereinsamt im Leben da, allein auf mich nur vergaß man, einzig ich erhielt nicht einmal eine Stecknadel zum Geschenk. Ich bitte Euch daher, Freunde und Mitbürger, schenket Ihr mir etwas!"

„Mit größtem Vergnügen!" schrieen sogleich zahlreiche Stimmen, „was wünschen Sie, geehrtester Herr Doktor? Sollen wir Ihnen ein Soupée mit Bier à Diskretion geben, oder sollen wir eine Kollekte machen?"

„Nein, nichts von alledem!" eiferte der mit thränendem Auge lächelnde Humorist, „schenkt mir als mein Sylvestergeschenk — den armen Kerl, den Ihr eben durchgekeilt und den Ihr hinauswerfen wollt!"

Auf diese Rede folgte allgemeines Gelächter, dann mächtige Hurrahrufe; die Weiber waren plötzlich gerührt, und Herloßsohn nahm mit Mühe den stark angetrunkenen und übel durchbläuten Proletär auf, und führte ihn mit Hilfe Anderer zu sich heim, mit ihm seine Stube theilend, bis das arg zugerichtete Menschenkind wieder auf eigenen Füßen stehen konnte.

Adolf Hochberg.

Geb. etwa 1824. Gest. 1850.

„Man wants but little here below
ner wants that little long.“
Pope.

Ich weiß heute noch nicht, wer jener junge Mann war, welcher diesen Namen trug; nur daß ich ihn öfter bei Bakody und bei sonstigen Freunden sah. Er war nicht groß von Figur, schmächtig, schwarzhaarig, und mit ziemlichem Anflug eines starkwerdenden Bartes. Er sah schon damals sehr elend und leidend aus. Einmal, denke ich, besuchte ich ihn sogar. Er wohnte in Pest der Klinik gegenüber, irgendwo eine Treppe hoch nach dem Hofe zu, und ich weiß nicht mehr recht, ob die Dame, mit der er lebte, eine Verwandte oder Freundin war. Genug, man raunte sich gar viel zu, z. B. daß er ein ungemein begabtes Dichtertalent sei; er hatte mir auch einige Poesien gegeben, als ich 1845 mein „Jahrbuch des deutschen Elementes in Ungarn“ erscheinen ließ, worin denn zwei derselben Abdruck fanden. Als ich im Nachmärz wieder einmal in Pest war, fragte ich eifrig nach Hochberg. Die jüngere Generation wußte gar nichts von diesem Namen; nur ein Freund aus besserer Zeit sagte mir, daß der gute Hochberg längst verstorben sei, und ein anderer meinte, er wisse bestimmt, daß irgendein Verleger den literari-

schen Nachlaß erhalten habe, aber welcher, das könne er mir nicht sagen. Als ich nun ohnlängst all meine alten Papiere durchstöberte, fand ich auch ein ganz prächtiges Gedicht des edlen Geschiedenen, eines derer, die ich schon vor 14 Jahren drucken ließ, und zwar abschriftlich gelegt in ein Heft „Hebräische Melodien, von Lord Byron. Uebersetzt von Josef Emmanuel Hilscher.“ (Laibach 1835.) Armer Hilscher! auch auf den mußte meine Erinnerung stoßen, als ich eben an Hochberg dachte, dem ich die 1840 von L. A. Frankl in Pest herausgegebenen „Dichtungen von J. E. Hilscher“ seinerzeit geliehen, worauf ich mich noch gut besinne. Den armen Hilscher, den genialen Uebersetzer Byron's und Piedemonte's, verstorben zu Mailand, ich denke 1838, als Korporal oder Fourier, habe ich persönlich natürlich nicht gekannt. Aber als ich 1845 in Laibach war, wo er geboren und im Militärstift erzogen wurde, stöberte ich jenes gedruckte Heft der Uebersetzungen hebräischer Melodien auf, von dessen Dasein sogar der Herausgeber seines sonstigen literarischen Nachlasses nichts wußte. Und als ich von Unteritalien 1846 wieder nach Mailand kam, da suchten wir, ich und ein junger Engländer, Mr. Richard Butler, tagelang vergeblich auf dem Friedhof vor der Porta Ticinese nach dem Grab des armen Hilscher — Butler wollte ihm durchaus einen Denkstein setzen lassen — es war aber keine Spur mehr davon aufzufinden. Ruge hat ihm dann in seinen „vermischten Schriften“ ein literärisches Denkmal gesetzt, wie Herwegh dem Georg Büchner. Und das Buch Frankl's, so liebevoll zusammengestellt, jedoch seit Jahren völlig vergriffen, könnte wirklich endlich eine neue,

vermehrte Auflage erleben! Gustav Heckenast ist der Verleger.

Doch kehren wir zu Adolf Hochberg zurück. Hier ist besagtes Gedicht, offenbar aus Lenau'schen Einflüssen hervorgegangen, und fast so bilderüberladen wie ein Produkt Levitschnigg's; aber doch werthvoll genug, um als Reliquie aufbewahrt zu werden von einem Dichter, der verkam, ohne daß die Welt ihn hätte kennen lernen.

Fiebertraum.

Die Stunde meiner Leiden war gekommen,
Sie drückte mir den Glutreif um die Stirne,
Und wilde Fieberphantasien erglommen,
Und drängten sich in meinem heißen Hirne.

Wie Rabenflug um Kerkergitterfenster
Umschwirrt mein Haupt ein dunkler Grabgedanke,
Und der entschwund'nen Tage Nachtgespenster
Umflattern scheu mein Herz, das wehmuthskranke!

Da hielt ein furchtbar Traumbild mich umwunden:
Mir däucht', als ob ich durch die Wüste eile,
Mazeppa gleich, auf's Steppenpferd gebunden,
Und hinter mir der Wölfe Wuthgeheule!

Mein Renner braust dahin, schnell wie die Sünde,
Ha, wie sein Huf aus Steinen Funken haut! —
Es fliegt mein Haar im kühlen Abendwinde
Und streift den Nachtthau von dem Farrenkraut.

So flog ich hin! Kein Stern am dunklen Himmel,
Und endlos wie die Wüste, war die Nacht;
Und näher stets der Wölfe Wuthgetümmel, —
Da fuhr ich wild empor — und — war erwacht!

Erwacht, allein erwacht im sichern Hafen;
Der Angstschweiß näßt mein wild verworren Haar.
Sei ruhig, Herz! such' wieder einzuschlafen, — — —
Nein, nein! — Das Traumbild war entsetzlich wahr! —

Durch's Leben muß ich wie Mazeppa eilen,
An's Riesenpferd der Leidenschaft gebunden;
Die Wölfe, die mich rastlos stets umheulen,
Sind des vergang'nen Lebens dunkle Stunden!

Ich bin Mazeppa, bin der wilde Reiter
Durch dieses Lebens Wüste — durch die Welt;
So stürm' ich ungezügelt immer weiter —
Bis unter mir das Roß zusammenfällt!

Allein er fand an seines Lebens Ende
Ein liebend Herz, ein ungetrübtes Glück;
Du meines dunklen Schicksals Engel sende
Mir, wie dem Steppensohn, ein gleich Geschick!

Und die Gedanken hin zu Dir sich lenken,
Du meines Lebens heller Morgenstern;
Ein stilles sehnsuchtsvolles Deingedenken
Zieht hin zu Dir, die ewig mir so fern!

In stiller Nacht entsend' ich meinen Gruß,
Er naht sich Dir im leichten Morgenwind,
Er spricht zu Dir, da ich Dich meiden muß,
Von jenen Tagen, so entschwunden sind.

Wohl wird ein Tag sich an den andern reih'n,
Sich eine Nacht der andern zugesellen,
Doch was Du liebst, ist ewig Dein!
Mir ragt Dein Bild aus aller Zeiten Wellen!

Mein Herz, es ist ein gothisch ernster Dom,
Du bist darin das Wundergnadenbild,
Und Deine Liebe ist der goldne Strom,
Der Sonnenglanz, der hell den Dom erfüllt.

Doch meiner armen Liebe stilles Bild
Es ist des Altarlämpchens düstres Glühen,
Dess' Schimmer ewig flammend Dich umspielt,
Und dessen Düfte ewig Dich umziehen.

Du meines Lebens schlanke Trauerweide,
Nur einmal noch möcht' ich Dich wiedersehen!
Mag dann das alte Schicksal wieder beide
Für alle Zeiten auseinander wehen!

Dann will ich's wagen, Alles auszusprechen,
Was meiner Seele Schrein so schmerzlich barg,
Und dann des Herzens Wappenschild zerbrechen
An meiner letzten Liebe Trauersarg!

1845.

Erzherzog Karl.

Geb. 5. Sept. 1771. Gest. 30. April 1847.

„Fortiter in re, suaviter in modo."

Etwa im Sommer 1844 wohnte ich bei einer befreundeten Familie im „Bräuhaus" vor der Weilburg in Baden bei Wien. Wir pflegten meist große Excursionen in die umliegenden reizenden Gründe anzustellen, also ausnahmsweise auch recht frühzeitig aufzustehen. Eines Morgens, es war kaum erst 4 oder 5 Uhr, saß ich bereits auf der Bank vor dem Bräuhause, und harrte der ewig nicht fertig werden wollenden Damen. Ich rauchte meine Zigarre und schaute frühstückverdauend umher, wobei ich keinen großen Sehraum zu überblicken hatte; denn dem Bräuhause gegenüber stehen bekanntlich im dichten Quadrat hohe Pappelbäume, welche kaum durch ihre Stämme einen sicheren Blick nach den Wegen gestatten, die von Baden ins Helenenthal führen; links stand damals, oder steht heute noch eine Kapelle, oder vielleicht ist es nur eine Stationskapelle, und rechts befindet sich das Brücklein, über das man nach der Weilburg gelangt. Es zeigten sich noch wenig Lebende. Wie ich so schmauchend da saß, sah ich langsam ein altes Herrchen von Seite der Weilburg herkommen; der nicht große, offenbar schon sehr alte Herr suchte sich auf dem Wege gar sorglich die von der Morgensonne beschienenen Partien aus, und kam immer näher,

mit gar heiklem Schritte. Ich sah ihn wohl die ganze Zeit über, dachte mir aber eben wieder einmal gar nichts, und was hätte ich mir auch einem fremden alten Herrn gegenüber denken sollen, der durchaus keiner eben auffallenden Erscheinung war? Als er endlich knapp an mir vorüber ging, blieb er einen Moment stehen, hielt sich der glitzenden Sonne wegen mit der Hand etwas die Augen zu, und darunter aufschauend, fragte er im gewöhnlichsten Wiener Dialekt: „Haben's schon zur ersten Mess' g'läut't?" Diese Frage war derart konträr meinem eigenen Denken in jenem Momente, daß ich im ersten Augenblick gar keinerlei Antwort zu geben wußte. Dann aber sagte ich ganz mechanisch: „Ich glaub wohl schon", und der alte Herr ging, ohne ferner ein Wort zu verlieren, weiter, der Kapelle zu, die richtig bereits offen war. Ich schaute ihm eine Weile etwas gedankenlos nach. Als ich dann zufällig wieder nach rechts sah, ging eben ein kaiserlicher Hoflakai an mir vorüber, ein Gebetbuch tragend. Ich rief ihn an, und sagte ihm, hier wäre so eben ein alter Herr vorbei gegangen, ob das vielleicht ein Erzherzog sei? „Ja wohl," meinte der Bediente „es war der Erzherzog Karl!"

Wenige Minuten darnach kam denn endlich auch der Troß der so lange erwarteten Damen herab, und wir machten uns in großer Gesellschaft auf die Beine. Eine Weile ging ich aber schweigsam schlendernd durch das smaragdene Grün des Helenenthals, ich dachte an den historischen Moment, der mir so rein durch Zufall zu Theil geworden, daß ich dies Einemal im Leben und nie wieder mit der Raschheit einer bloßen Erscheinung den Helden von Aspern und Wagram persönlich ersehen hatte, von

dem Napoleon auf St. Helena wiederholt zu O'Meara und Montholon gesagt: „Der Erzherzog Karl bleibt doch der größte Feldherr, den die Oesterreicher gehabt, trotz der großen Fehler, die er gegen mich beging."

Ich sollte übrigens auch noch Wellington, und zwar gerade so flüchtig, zu sehen bekommen.

Ján Kollár.

Geb. 29. Juli 1793. Gest. 24. Jan. 1852.

„Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!"
Faust.

Ach, Kollár's hätte ich beinahe vergessen! Ich sollte unerwartet an ihn erinnert werden! Vor ein paar Tagen machte ich in größerer Gesellschaft einen Ausflug nach dem Signal de Bougy. Ein sehr talentvoller, junger Musiker Genfs, von Geburt Čeche, hatte sich neben mir im Grase gelagert, und erzählte einigen Deutschen von dem „wundervollen," „böhmischen," „Nationalgedicht" „Slávy dcera." Welche Sprache, welche markigen alten, kaum mehr verstehbaren Worte! Es schildere Himmel und Hölle. Ersterer stehe Allen offen, die den Slaven wohlwollen, in letztere „wirft Er Alle hinab," die den Slaven übel wollen, gleichviel ob es Minister, Könige, Bischöfe, Grafen seien! Deßhalb sei es denn auch in Oesterreich fürchterlich verboten! Er habe es einmal nur ganz im Geheimen auf dem Lande mit einem Freunde, einem Advokaten, lesen können, und sie hätten da viel geweint!

Diese vulgären Angaben erweckten in mir allerlei längst verwischte Erinnerungen. Kollár war slavischer Prediger an der lutherischen Kirche in Pest, und ich, weder Protestant noch Slave, besuchte ihn öfter, und ging manchmal auch mit ihm spazieren. Weßhalb ich diese Bekanntschaft gesucht? weiß ich heute kaum mehr. Wohl

zumeist, weil mich damals jeglich literarisches Streben interessirte, und ich auch so etwas in die slavischen Fragen hineingucken wollte. Kollár bewohnte im Pfarrhause die ebenerdige Wohnung, davon zwei Stuben mit Büchern angefüllt waren. Seine Frau, an die jene berühmten Sonette gerichtet sein sollen, sah ich nur flüchtig, dagegen nahm er oft zu den Spaziergängen sein niedlich Töchterchen mit. Nach Tische pflegte er nämlich eine Tour auf dem Neuen Marktplatz zu machen, wobei ich ihn öfter begleitete, oder dort mit ihm zusammentraf. Kollár war ein nicht großer Mann, damals wohl schon über die Vierzig, trug hohe Kappenstiefel, einen dunkelbraunen langen Rock, hatte stechendes Auge, scharfe, spitzige Nase, und ausgesprochen slavische Physiognomie. Damals konnte ich meinen Landsleuten nicht gut von diesem Umgange erzählen; denn eben hatte Dr. E. Henßlmann in der „Ungrischen Vierteljahrsschrift" die Uebersetzung jener Sonette der „Slávy dcera" veröffentlicht, die scheinbar sehr feindlich gegen Ungarn klangen, während andere ebenso heftig gegen die Deutschen gerichtet waren. Kollár schüttelte freilich, als ich einmal darauf die Sprache brachte, ungeduldig mit dem Haupte, und meinte achselzuckend aufseufzend: „Ach, wie schwer man von den Leuten verstanden wird! Diese Ungarn sehen nicht ein, und begreifen nicht, was ein slavischer Dichter mit solchen Anschauungen eigentlich meint, und was zwischen den Zeilen zu lesen wäre! Doch lassen wir das! Es wird schon der Tag kommen, an dem die Ungarn einsehen müssen, daß sie nur mit uns stehen können und der Feind ein gemeinsamer ist! Was nützen diese Hetzereien, denen die Ungarn ihrerseits eben so blind aufsitzen, wie die meisten

von uns? Und kommt es zuletzt auch zu einem heftigen Zusammenstoß — um so besser, darnach werden beide erst einsehen, daß beide die Gefoppten sind. Es kommt schon noch der Tag!"

Und er scheint bereits gekommen zu sein. Denn so sehr sich eine Weile Slaven und Magyaren gegenseitig anfletschten und zuletzt sich zerfleischten: heute scheint sich immer mehr eine Verbrüderung anzubahnen, die Jeder gerne sehen muß, den es nicht freut, wenn sich durch Geschicke, Geschichte und viele Verwandtschaftszüge verbundene Menschen blutig schlagen, ohne auch nur recht zu wissen, weßhalb!

Aber das ästhetische Urtheil des Genfer Čechen ist so wenig richtig, als seine anderen Angaben. Ich kenne den Sonettencyklus, „die Tochter der Sláwa" (oder symbolisch, des Ruhm's) ziemlich genau. Ein barocker Mißgriff für einen Nationaldichter war es schon vor Allem, als Form das italienische Sonett zu wählen. Dagegen was die Sprache betrifft, so ist, wie mich auch Slaven versicherten, Kollár darin allerdings nationalstark, etwa in der Art, wie zu Klopstock's Zeit die Dichter der Bardengesänge ein Teutsch wählten, das in der That originell anmuthete, wenn auch weder schön noch volksthümlich. Bei der Komposition des Ganzen schwebte dem Dichter offenbar der Plan Dante's vor. Die Symbolik wird oft frostig, oft trocken. Eigentlicher poetischer Schönheiten, rein objektiv beurtheilt, entsinne ich mich nicht, solch echter Poesie, wie sie in Čelakowský's „Nachhall slavischer Volksweisen" so bezaubernd vorkommen. Daß die „Slávy dcera" in Oestreich je verboten war, ist ebenfalls

unrichtig; beide Auflagen, die erste mit einem Bande „Erklärungen," wurden in Pest gedruckt und überall frei verkauft.

Besonders machte mich Kollár stets auf die Volkslieder der Slovaken Ungarns aufmerksam, die er in mehreren Bänden gesammelt hatte, und die Kostbarkeiten enthalten sollen, wie sie die Volksliteratur Mitteleuropa's nicht ahnt. Auf den größten Schatz der slavischen Poesie, der sich an Fülle und Schönheit mit dem ganzen Griechenthum messen kann, auf die serbischen Volkslieder dagegen schien Kollár nicht gleich großen Werth zu legen.

Eines Tages lachte ich aber hell auf, als Kollár mir demonstrirte, wie niemand sonst als die Slaven Venedig gegründet haben können, denn — noch heute werden in Venedig die Tauben auf dem Markusplatze täglich gefüttert, und die Slaven seien die ersten Taubenliebhaber der Welt, das wisse jedes Kind!

Aehnliche Argumentationen schienen sein Steckenpferd, und als er endlich auf kaiserliche Kosten in der Wiener Staatsdruckerei im Nachmärz sein lange vorbereitetes Werk über die „Slavischen Alterthümer" in prachtvoller Ausstattung publizirte, geißelte ihn zumeist die slavische Kritik und verwies seine Entdeckungen in's Reich der Fabel.

Kollár zog während der Revolution nach Wien, und als sein langvorbereiteter Triumph solch allgemeines Fiasko machte, schien er sich das stark zu Herzen genommen zu haben; denn er starb kurze Zeit nach jener letzten Publikation.

In beiden Lagern, im slavischen wie im ungrischen, fanden sich früher genug solcher Hypothesenjäger vor, die sich gegenseitig ad absurdum zu führen suchten durch Ueberbietung im Absurden. So Dankowsky in Preßburg, der den Anakreon durchaus zum Slovaken machen wollte,

und der Reichshistoriograph Stefan Horváth, der sich nicht begnügte, nachzuweisen, die Ungarn hätten die Pyramiden erbaut, sondern auch Adam und Eva kurzweg zu Ungarn machte. Dem Himmel sei Dank, daß jetzt die Stelle ihrer Vorgänger ein Palacký und Miklosić, oder ein Szalay und Hunfalvi einnehmen, und nicht mehr der Patriotismus des Selbstbetrugs, sondern der Patriotismus der Wahrheit, wenn auch nicht immer der schmeichlerischen, vorherrscht!
